

Siegfried Jäger

BrandSätze

Rassismus im Alltag

Siegfried Jäger

unter Mitarbeit von

Ulrike Busse, Stefanie Hansen, Margret Jäger, Angelika Müller, Anja Sklorz,
Sabine Walther, Hermann Cölfen, Andreas Quinkert und Frank Wichert

BrandSätze

Rassismus im Alltag

DISS-STUDIEN

© DISS 1992

ISBN 3-927388-29-7

Alle Rechte vorbehalten

Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (DISS)
Realschulstr. 51, 4100 Duisburg 1 ☎ 0203/20249

Umschlag: Heinrich Strunk

Satz und Layout: Hermann Cölfen

Druck: Basis-Druck, Duisburg

Zweite, durchgesehene Auflage 1992

Eskalation statt De-Eskalation

Vorwort zur 4. Auflage

Die Analyse der Verstricktheit deutscher Bürgerinnen und Bürger in rassistische Diskurse, die 1991/1992 durchgeführt wurde, hat nicht an Aktualität verloren. Deshalb ist es erforderlich, eine 4. Auflage dieses Buches herauszugeben. Sie ist gegenüber der zweiten, durchgesehenen Auflage vom Oktober 1992 unverändert.

Zwar hat die Anzahl der Brandanschläge auf Personen, die nicht-deutscher Herkunft sind oder von deutscher Normalität in Aussehen, Sitten und Gebräuchen abweichen, abgenommen, die Zahl der Überfälle und sonstiger Straftaten ist jedoch weiterhin erschreckend hoch. Daran hat, wie zu erwarten war, auch die faktische Abschaffung des Asylartikels des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland vom 26. Mai 1993 nichts geändert: Sie hat nur dazu beigetragen, daß viele der hier lebenden Ausländer schärfer diskriminiert, verfolgt und kriminalisiert werden, in die Illegalität getrieben, in Abschiebehafte genommen, in Nacht- und Nebelaktionen abgeschoben werden usw. Deutschland schottet sich immer stärker gegen Einwanderung ab. Dazu schafft es sich Gesetze und Verfahrensregeln, die potentielle Einwanderer abschrecken sollen und solche, die hier leben, zu mehr oder minder starker Assimilation zwingen.

Zugleich hat sich die Stimmung in der Bevölkerung, die wir in unseren diskursanalytischen Untersuchungen erfaßt haben, nicht grundlegend geändert. Wie sollte sie auch? Parallel zur Abschreckungspolitik in Bund und Ländern zeichnen die meisten Medien unverändert das Bild eines Landes, das nicht in der Lage ist, Einwanderer aufzunehmen, ohne den Wohlstand und die Sicherheit seiner Bürger zu gefährden. Statt sich darum zu bemühen, mit Einwanderung verbundene Schwierigkeiten durch politische und soziale Integration abzumildern, wird weiterhin eine Politik betrieben, die diese Schwierigkeiten verschärft: Eskalation statt De-Eskalation.

Im Rahmen des DISS sind inzwischen weitere Interviews durchgeführt worden (1993 und 1995), die die Einschätzung bestätigen, daß Rassismus weiterhin an Boden gewinnt. Es zeigt sich: auch nach Mölln und Solingen ist die deutsche Bevölkerung weiter zutiefst in den rassistischen Diskurs verstrickt.¹ Zwar haben sich die Negativhaltungen gegenüber Bürgerinnen und Bürgern der ehemaligen DDR, die 1992 noch sehr verbreitet waren, abgeschwächt; dafür machen sich aber stärkere nationalistische und völkische Einstellungen bemerkbar.

¹ Margret Jäger hat weitere 15 Interviews im Rahmen einer Dissertation ausgewertet, die voraussichtlich Anfang 1996 erscheinen wird. Eine weitere Serie von 12 Interviews ist von Gabi Cleve 1995 erhoben worden. Die Auswertung ist im Gange.

Untersuchungen der Medien und der Politikerrede über Einwanderer und Flüchtlinge legen nahe, daß diese eine der Hauptursachen dafür darstellen, daß rassistische Diskurselemente des Alltags sich in den letzten drei Jahren stärker der Argumentation bedienen, daß in Deutschland die innere Sicherheit durch Ausländer gefährdet sei. Daneben stehen weiterhin Kostenargumente im Vordergrund.

Das angewandte Verfahren einer auf Grundgedanken von Michel Foucault beruhenden Diskursanalyse (nicht zu verwechseln mit der stärker sprachwissenschaftlich ausgerichteten Gesprächsanalyse) hat sich inzwischen in einer Reihe weiterer Untersuchungen bewährt, so etwa in einer Analyse der Debatten über Asyl im Deutschen Bundestag, die demnächst erscheinen wird.² Wichtige Erfahrungen aus dem Projekt sind in eine Einführung in die kritische Diskursanalyse eingegangen, die ich 1993 veröffentlichen konnte.

Trotz der Verbreitung, die "BrandSätze" inzwischen erfahren hat, sind Rezensionen des Buches bisher nahezu ausgeblieben. Weder die großen Zeitungen noch die Sprachwissenschaft haben das Buch zur Kenntnis gebracht. Die Ergebnisse waren möglicherweise zu unangenehm oder - für die Sprachwissenschaft - "zu politisch". Daß es Rassismus gibt, daß er sehr verbreitet ist, daß er auch mit Handlungsbereitschaften verbunden ist, das ist wohl eine "Wahrheit", die man lieber unter der Decke halten möchte. Denn "wir", die Deutschen, wir sind, wie auch der Bundeskanzler selbst nach den vielen Brandanschlägen trotzig verkündete, doch kein ausländerfeindliches Volk!

Eine für mich sehr wichtige Ausnahme bildet die von Jürgen Link herausgegebene Zeitschrift kultuRRevolution, in der die folgende Einschätzung zu lesen war: Die Analyse "dieses hochinteressanten Materials (erlaubt) nicht nur differenzierte Vorschläge zum Gebrauch der Begriffe >rassistisch<, >Rassismus<, sondern auch >diskurstaktische< Anregungen." Die Untersuchungen stellen einen "substanziellen Beitrag ... für die Kollektivsymbolanalyse (dar) ..., indem sie exemplarisch den Durchlauf der Symbole durch jenen ungemein wichtigen Sektor des diskursiven Kreislaufs untersuchen, den man >Alltagsdiskurs< nennt." kRR 28 (1992, S. 86)

Das hiermit in der 4. Auflage vorgelegte Buch "BrandSätze. Rassismus im Alltag" ist heute, 1995, weiterhin aktuell. Die erste Auflage erschien im Mai 1992. Im Oktober des gleichen Jahres wurde eine zweite Auflage erforderlich, 1993 folgte die 3. Auflage.

Ich hoffe, daß die diskurstaktischen Anregungen des Buches weiter aufgenommen werden und die Einsicht verstärkt wird, daß Rassismus kein Pro-

² Vgl. Frank Wichert: Das Grundrecht auf Asyl. Eine diskursanalytische Untersuchung der Debatten im Deutschen Bundestag, MA Arbeit Duisburg 1995

blem irgendwelcher Randgruppen ist, sondern in der Mitte unseres Alltags angesiedelt ist. Denn vor allem dies ist der Ort, an dem er wirkungsvoll zurückgewiesen werden kann.

Siegfried Jäger

Duisburg, im Mai 1995

Inhalt

Vorwort zur 2. Auflage

1.	Einleitung	9
1.1	Motivation	9
1.2	Eine primär qualitative Analyse ist nötig	12
1.3	»Rasse« und Rassismus	14
1.4	Rassismus als soziales Konzept	16
1.5	Diskurstheorie und Diskursanalyse	17
1.5.1	Interviews als Diskursfragmente	21
1.5.2	Tiefeninterviews	22
1.5.3	Vorgegebene Themen für die Interviews	24
1.5.4	InterviewpartnerInnen und Interviewsituation	24
1.5.5	Soziale Daten der Interviewten	25
1.5.6	Charakterisierung des Gesamtcampus	26
1.5.7	Das Analyseverfahren	27
	Zum Transkriptionsverfahren	
	Leitfaden zur Analyse der Interviews (Materialaufbereitung)	
1.6	Ablauf und Durchführung des Projekts	29
1.7	Mitarbeit(erInnen)	31
2.	Überblick über alle Interviews: Kurze Inhaltsangaben	32
	Interview Nr. 1: Das Boot ist voll!	32
	Interview Nr. 2: Dreck für die Dritte Welt!	33
	Interview Nr. 3: Wer sich nicht anpaßt, den muß man abschieben!	34
	Interview Nr. 4: Was ich für ausgesprochenen Blödsinn halte!	35
	Interview Nr. 5: Un packen ein direkt am Knie!	35
	Interview Nr. 6: Man kann nicht alle Asylanten über einen Kamm scheren!	37
	Interview Nr. 7: Die Welt ist schön!	37
	Interview Nr. 8: Liebe Nachbarinnen habe ich!	37
	Interview Nr. 9: Es is nich dat, wat man als wunderbar empfinden kann!	38
	Interview Nr. 10: Ich möchte nich in so was hineinfallen, daß ich denke, das is mein Land, und das is mein, mein, mein!	38
	Interview Nr. 11: Uns hat man dat noch so beigebracht, dat wir nur Deutsche akzeptieren!	39

Interview Nr. 12: Wenn man abseits vom Ghetto lebt, kann man leicht reden von Integration!	39
Interview Nr. 13: Die jetzt in der Ostzone, die jammern und jammern!	40
Interview Nr. 14: Das Problem bei den Türken im Gegensatz zu den anderen Ausländern sehe ich so, daß es eben n ganz anderer Kulturkreis ist!	40
Interview Nr. 15: Und irgendwann fallen dann mal irgendwelche Schüsse!	42
Interview Nr. 16: Genau wie alle Hunde gleich sind!	42
Interview Nr. 17: Und können dat auch gar nicht anders sehen - dat geht gar nicht!	42
Interview Nr. 18: Wir finden unser Geld nicht auf der Straße!	44
Interview Nr. 19: Solang man selbst nicht betroffen ist!	44
Interview Nr. 20: Der Jude wird niemals Ruhe geben!	45
Interview Nr. 21: Nur wenn se uns aufen Wecker fallen, dann allerdings is dat schlecht!	46
Interview Nr. 22: Ich möcht auch kein anderes Heimatland oder Vaterland haben!	46
3. Einzelanalysen	47
3.1 Einleitung	47
3.2 ULRIKE BUSSE: „Wir finden unser Geld nicht auf der Straße!“ Analyse eines Interviews mit einem 50jährigen Schneiderehepaar	50
3.3 MARGRET JÄGER: „Komm, ich weiß nicht, das is irgendwie ´ne Brutstätte für Aggressionen!“ Bettina Robel - eine junge Frau - mit »typisch weiblichen« Eigenheiten	65
3.4 SABINE WALTHER: „Was ich für ausgesprochenen Blödsinn halte!“ Analyse eines Interviews mit Herrn Müller, 60 Jahre, Rentner	77
3.5 FRANK WICHERT: „Uns hat man dat noch so beigebracht, dat wir nur Deutsche akzeptieren und keine Ausländer!“ Analyse eines Interviews mit einer 65-jährigen ehemaligen Verkäuferin	106
3.6 ANDREAS QUINKERT: „Die kommen aus ´ner anderen Welt!“ Analyse eines Interviews mit der 23-jährigen Studentin <i>fokus</i>	121
3.7 ANGELIKA MÜLLER: „Die können eigentlich dableiben!“ Analyse eines Interviews mit einer 75-jährigen Rentnerin, die nach dem Krieg aus Oberschlesien geflohen ist	141

3.8	STEFANIE HANSEN:	
	Du sollst nicht rassistisch sein! Analyse eines Interviews mit	
	einem 23-jährigen Studenten der Vermessungstechnik	155

3.9	ANJA SKLORZ: „Bin kein Professor, bin nur Dreher!“ Analyse eines Interviews mit einem 60-jährigen Rentner, ehemals Dreher und seiner 58-jährigen Frau, von Beruf Fleischereifachverkäuferin	169
3.10	HERMANN CÖLFEN: „Da is so ne Leere ... der eigentliche Sinn, warum man Dinge macht ... dat fehlt!“ Analyse eines Interviews mit „Wilfried“, einem 31-jährigen Arbeiter	186
4.	Synoptische Analyse	208
4.0	Vorbemerkung	208
4.1	Qualitative Querschnittsanalyse	208
4.1.1	Aussagen über EinwanderInnen allgemein	208
	• Alle Aussagen	208
	• Positive Aussagen über EinwanderInnen	212
	• Unterschiede in der Bewertung unterschiedlicher Typen von Fremden	214
	•• Ex-DDR-Deutsche bzw. ehemalige DDR-BürgerInnen	215
	•• Übersiedler, Aussiedler, Ostdeutsche etc.	216
	•• »Asylanten« als Wirtschaftsflüchtlinge und als »Absahner«	217
	• Zusammenfassung	219
4.1.2	Genetischer und kultureller Rassismus: Eine falsche Unterscheidung?	220
4.1.3	Deutsche Sprache bzw. Sprachprobleme	226
4.1.4	Deutsche / Deutschtum	230
4.1.5	Nationalitäten: Der »deutsche Blick« auf andere Nationen	231
4.1.6	Die Juden und die Funktion des Antsemitismus	232
4.1.7	Cinti und Roma	238
4.1.8	Wie man über »die Anderen« spricht	242
	• Vorbemerkung	242
	• Argumentationsstrategien	242
	• Humanitäre Argumente zur Legitimierung von Rassismus: Die Türken unterdrücken ihre Frauen	247
	• Die Sprache der Interviewten	250
	•• Vorbemerkung	250
	•• Kollektivsymbole	251
	•• Bedeutungsfelder	256
	•• Der Gebrauch der Pronomina	258
	•• Die Funktion von Sprichwörtern und Redewendungen	263
	•• Gesprächswörter wie ne, ja, ehm etc. und ihre Funktion	267

•• Zur Funktion der narrativen Strukturen: Geschichten	267
--	-----

4.1.9	Quellen des Wissens	279
	• Eigene Erfahrungen	280
	• Berichte von Bekannten, Verwandten und anderen	282
	• Die Medien	282
	• Andere Quellen	285
	• Zusammenfassung	285
4.2	Der soziale Hintergrund und sein Einfluß auf die Herausbildung und Stärke rassistischer Haltungen. Einige zusätzliche quantitative Aspekte	286
4.2.1	Vorbemerkung	286
4.2.2	Überblick über den sozialen Rahmen	286
4.2.3	Soziale Differenzierungen	288
	• Unterschiede in der Haltung gegenüber EinwanderInnen bei Männern und Frauen	288
	• Unterschiede in der Haltung gegenüber EinwanderInnen je nach Alter	290
	• Wohngebiet: Wohnumgebungen mit hohem und niedrigem Anteil an EinwanderInnen	290
	• Unterschiede je nach Schulabschluß	292
	• Unterschiede je nach Parteipräferenz	293
	• Bevorzugte Lektüre und Medienkonsum	293
4.2.4	Vorläufige Schlußfolgerungen	293
5.	Es ist angesagt, das Selbstverständliche zu bezweifeln! Zusammenfassung	295
6.	Handlungsperspektiven und Ausblick	299
6.1	Entmythisierung ist angesagt!	299
6.2	BrandSätze löschen! Einige diskurstaktische Konsequenzen	299
7.	Nachbemerkung	303
8.	Literatur	305

1. Einleitung

1.1 Motivation

Der Bericht des Europaparlaments über Rassismus und Fremdenfeindlichkeit in Europa vom Juli 1990 konstatierte für die Bundesrepublik Deutschland bereits ein beängstigendes Ausmaß an rassistischem und fremdenfeindlichem Denken und Handeln in der Bevölkerung³ und bedauerte zugleich, daß es im Unterschied zu den anderen europäischen Ländern für die Bundesrepublik bisher so gut wie keine wissenschaftlichen Untersuchungen über Verbreitung, Gestalt und Verbreitungsstrategien solcher Einstellungen gebe.

Die Dringlichkeit solcher Untersuchungen wurde nicht zuletzt durch die rassistisch motivierten Angriffe und Überfälle seit dem Sommer 1991 unterstrichen. Der in der Bevölkerung äußerst verbreitete, wenn auch meist eher verdeckte Rassismus eskalierte in einer erschreckenden Anzahl von Angriffen auf offener Straße und Anschlägen auf Flüchtlingsunterkünfte mit vielen hundert Verletzten und einer Reihe von Toten⁴, ohne daß die Politiker und die Öffentlichkeit sich ein klares Bild über die Ursachen und Hintergründe dieser Eskalation machen konnten (oder wollten), was ja ein erster Ansatzpunkt für wirkungsvolle Gegenmaßnahmen hätte sein können.

³ Europäisches Parlament 1990. Der entsprechende Bericht von 1991 beruft sich auf die gleiche Statistik, vgl. Europäisches Parlament 1991, S. 63.

⁴ Presseberichten zufolge überschritt die Anzahl der Anschläge bis Dezember 1991 die 2000er-Grenze. Eine sehr lange, wenn auch noch unvollständige Liste der Tötlichkeiten erschien in der Zeitschrift konkret in den Ausgaben 11, 12/1991 und 1/1992. Das BKA berichtete von 1800 offiziell gemeldeten kriminellen Akten zwischen Anfang August und November 1991. Im Januar 1992 setzte sich diese Kette von Gewalttaten weiter fort, auch wenn darüber meist nicht mehr berichtet wird.

Obwohl Rassismus im Nachkriegs-Deutschland nun in der Tat kein neues Phänomen darstellt - er hat immer wieder seine Konjunkturen erlebt - , ist der Grad der derzeitigen Eskalation von neuer und von anderer Qualität als die bisher zu beobachtenden rassistisch motivierten Verhaltensweisen und Taten deutscher Bürgerinnen und Bürger. Manche Politiker und insbesondere viele Menschen aus anderen Ländern fühlen sich an die Endphase der Weimarer Republik erinnert und befürchten das Aufbrechen eines neuen deutschen Faschismus. Auch reicht es für uns Deutsche nicht hin, darauf zu verweisen, daß Rassismus kein allein deutsches Phänomen sei, sondern in allen europäischen Ländern grassiere. In der Tat gibt es auch in England, Frankreich, den Niederlanden, Belgien, der Schweiz etc. Rassismus, doch er äußert sich dort nicht in gleichem Umfang und nicht mit der gleichen Brutalität. Das hat zum einen seine Gründe in der anderen Geschichte dieser Länder, in der Notwendigkeit dieser Länder, das Ende des Kolonialismus zu verarbeiten, und zum anderen, und daraus resultierend, aber auch in einer moderateren Ausländerpolitik, die in viel größerem Grade EinwanderInnen die Möglichkeit zu politischer Beteiligung, z.B. durch Staatsbürgerschaft und Wahlrecht, einräumt. Das erleichtert die Entfaltung demokratischer Gegenbewegung gegen Rassismus und nimmt diesem die bei uns zu beobachtende Schärfe.

Die Eskalation in Deutschland war lange vorhersehbar. Bereits vor den Bundestagswahlen im Jahre 1987 brannten Flüchtlingsunterkünfte, und lange vor Saarlouis, Hoyerswerda und Hünxe wurden ausländische Menschen von deutschen Rassisten verfolgt, verletzt und in den Tod gehetzt bzw. ermordet. Die Begleitmusik dazu wurde von einer langanhaltenden öffentlichen Diskussion in Politik und Massenmedien über ein neues Ausländergesetz gespielt. Administrative Maßnahmen gegen Ausländer trugen dazu bei, die EinwanderInnen als Bedrohung für Land und Geldbeutel erscheinen zu lassen. Ich nenne hier nur die Beschlüsse des Bundestages von 1982, in denen den Flüchtlingen Sammelunterkünfte verordnet und ein Recht auf Arbeit abgesprochen wurde.⁵ Dies trug erheblich mit dazu bei, die Asylbewerber als „bedrohliche Fluten“ und „arbeitsscheues Gesindel, das auf unsere Kosten lebt“, imaginieren zu können. Diese Maßnahmen sind nicht wirklich revidiert worden, auch wenn das Arbeitsverbot vor kurzem aufgehoben worden ist. De facto werden Flüchtlinge weiter vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen. Sie erhalten erst dann einen Job, wenn absolut keine Deutschen mehr zu finden sind, die für eine bestimmte, meist schlecht bezahlte und schwere Arbeit in Frage kämen.

⁵ Vgl. dazu Link 1991a.

Im Verlaufe dieser Jahre konnten sich rechtsextreme Parteien den latenten und angestachelten Rassismus in der Bevölkerung zunutze machen. In den Jahren 1987 bis 1989 erzielten sie erhebliche Wahlerfolge bei fast allen Wahlen in der BRD. Diese Entwicklung ist nur zeitweilig durch den Abbruch der Berliner Mauer und „den nationalen Blick auf die Mauer“ bzw. die weit verbreitete „nationale Besoffenheit“ überdeckt worden. Sie bricht heute wieder hervor, wobei die in den Ländern der ehemaligen DDR verschärfte soziale Situation und die damit einhergehende Angst der Westdeutschen davor, teilen zu müssen, erschwerend hinzukommen.

Insbesondere aus den Ländern des zerfallen(d)en real-existierenden Sozialismus suchen zunehmend Menschen Zugang zu den westlichen Ländern, in denen sie sich politisches und wirtschaftliches Überleben erhoffen. In Verbindung damit aufflackernde Bürgerkriege (nicht nur) in Jugoslawien vergrößerten die Zahl derer, die, um Leib und Leben bangend, bei „uns“ um politisches Asyl ersuchten. Hinzu kommen viele, die sich auf ihr ehemaliges Deutschsein oder das ihrer Vorfahren berufen und ihren Rechtsanspruch auf Aus- und Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland (§ 116 GG) zu realisieren versuchen. Zuwanderungen aus den südlichen Regionen spielen demgegenüber (noch immer) eine nur marginale Rolle.⁶

Diese Entwicklung, die ich hier nur anreißen möchte⁷, hat in Deutschland dazu geführt, daß eine langanhaltende Debatte über die Änderung des grundgesetzlich garantierten Rechts auf politisches Asyl mit dem Ziel der Abschaffung oder Änderung des § 16 des Grundgesetzes ausgelöst wurde, die faktisch bereits zu einer Verschärfung der Ausländer- und Asylpolitik geführt hat. Diese Debatte ist über Politik und Medien derart an die Stammtische und andere Lieblingstreffpunkte der Deutschen herangetragen worden, daß Handlungsbereitschaften gegen EinwanderInnen provoziert wurden, die in einer Vielzahl von Fällen in Taten und Tötlichkeiten resultierten, für die dann „ein paar Verrückte“ oder auch „die Skins“ verantwortlich gemacht wurden.⁸

⁶ Das wird sich möglicherweise in kürzester Zeit ändern. In einem Interview mit der WAZ vom 17.1.1992 verlautbarte der Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit, Carl-Dieter Spranger: „Aus den Ländern Afrikas droht eine Massenflicht nach Westeuropa, wenn nicht zusätzliche Anstrengungen der Entwicklungshilfe unternommen werden.“

⁷ Vgl. dazu unsere Darstellungen in Jäger/Jäger 1991, Jäger 1991a.

⁸ „Die Skins“ gibt es nicht. Die Gruppe der Jugendlichen, die sich Skins nennt, ist ein sehr vielfältiges und politisch heterogenes Gebilde, zu dem auch antirassistisch eingestellte Gruppierungen zu zählen sind. Waren an Überfällen auf Flüchtlingsheime Skins beteiligt - und es waren daran beteiligt auch sehr viele

Die Ursachen für das Ansteigen rassistischer Einstellungen bis hin zum Ausbruch rassistischer Gewalttaten sind sicherlich vielfältiger Natur, und sie sind auf den unterschiedlichsten wissenschaftlichen und politischen Ebenen zu thematisieren. Ihre Analyse hat zugleich historische, ökonomische, politische, ideologische, soziale und psychische Dimensionen zu beachten und kann nicht aus der Perspektive nur eines oder einiger weniger dieser Ansätze her befriedigend vorgenommen werden.

1.2 Eine primär qualitative Analyse ist nötig

Die hier vorgelegte Studie versucht diesem interdisziplinären Anspruch Rechnung zu tragen, ohne daß ich behaupten wollte, diesen Anspruch bereits einlösen zu können.⁹ Die hier vorgelegte Untersuchung versteht sich aber durchaus als eine Studie, deren Resultate einschließlich der dabei gewonnen Erfahrungen die Basis für ein Projekt auf einer verbreiteteren Materialbasis abgeben könnten. Sie trägt keineswegs den Charakter einer

„brave Bürgerinnen und Bürger“ -, dann waren es solche, die diffus rechtsextreme Gedanken hegen. Solche Skins gingen auch nicht organisiert vor, wie vermutet wurde, sondern agierten in kleinen Gruppen. Die Täter verstanden sich als Vollstrecker des Urteils gegen EinwanderInnen, das öffentlich gefällt wurde, das aber keiner zu vollstrecken wagte. Sie sehen sich als Helden und keineswegs als Verbrecher. Vgl. dazu auch Quinkert/Jäger 1991.

⁹ Die Gründe dafür liegen nicht so sehr im Fehlen eines wissenschaftlichen Konzeptes, sondern in erster Linie in einem Problem, das ich als symptomatisch ansehe. Meine Versuche, für dieses Projekt Forschungsmittel zu erhalten, sind ohne Ausnahme gescheitert, obwohl ich zu rund 30 deutschen Stiftungen und Forschungsförderungseinrichtungen Kontakt aufgenommen habe. Rassismus gebe es nicht, und was es nicht gebe, könne man nicht untersuchen - so lautete eine Standardantwort auf meine vielfachen Anträge. Auch wurde zu bedenken gegeben(!), daß ich einen interdisziplinären Ansatz verfolge, was aus meiner Fachdisziplin heraus nicht zu leisten sei. Der Hinweis auf das Vorliegen einer Vielzahl von Veröffentlichungen zum Thema, der Nachweis vorangegangener großer Projekte ähnlich interdisziplinären Charakters, die bereits von mir durchgeführt wurden, reichte dabei nicht aus, die Bedenken zu zerstreuen. Da ich angesichts der Dringlichkeit des Problems und seiner gesellschaftlichen Relevanz trotzdem nicht bereit war, auf die Durchführung eines solchen Projektes zum Alltäglichen Rassismus zu verzichten, habe ich den eingeschränkteren Weg wählen müssen, wie er in dieser Monographie dargestellt ist. Er läßt, meine ich, beurteilen, zu welchen differenzierteren und verlässlicheren Resultaten ein solches Projekt bei entsprechender Forschungsförderung gelangen kann.

(vorläufigen) Pilot-Studie, da das untersuchte Material relativ umfangreich ist, die Interviews sozial breit gestreut sind und das Analyseverfahren und dessen theoretisches Konzept (Diskursanalysen von Tiefeninterviews) weitgehend verallgemeinernde Aussagen über Einstellungen und Haltungen, über bevorzugte Themen, Argumentationsstrategien, sprachliche Wirkungsmittel, über die Quellen des rassistischen Alltagsdiskurses zulassen und darüber hinaus die Ursachen rassistisch motivierter Taten aufzudecken geeignet sind.¹⁰

Es ist mir im folgenden nicht darum zu tun, den Nachweis zu führen, **daß** und **wie sehr** Rassismus verbreitet ist¹¹, sondern in welcher Form, mit welchen Inhalten er auftritt und unter Zuhilfenahme welcher Strategien er „an der sozialen Basis“ geäußert wird. Ich ziele also eine primär qualitative Analyse an, die durch immanente quantitative Aspekte, wo es sinnvoll erscheint, abgesichert wird. Ziel ist es zudem, in Auseinandersetzung mit der internationalen Rassismus-Diskussion den Ursachen rassistischer Einstellungen in der Bevölkerung näherzukommen und damit möglicherweise einen Beitrag zu Konzepten antirassistischer und interkultureller Erziehung und Politik zu erbringen.¹²

Im Unterschied zu den gängigen wissenschaftlichen Gepflogenheiten wurde nach Abschluß der empirischen Erhebungs-Phase dieses Projektes ein Materialband mit den durchgeführten 22 Interviews veröffentlicht, der auch weiterhin im Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung bezogen werden kann.¹³ Diese Vorveröffentlichung wurde deshalb

10 Zu diesem Problem siehe weiter unten im einzelnen Genaueres. Verweisen möchte ich an dieser Stelle jedoch darauf, daß Teun A. van Dijk und seine MitarbeiterInnen für die Niederlande, Großbritannien und die USA insgesamt 150 Interviews auswerteten (Vgl. van Dijk 1987, S. 8). Die Studie des Vorstands der SPD zu Wählereinstellungen nach der Europawahl 1989 stützte sich auf 35 Interviews („Intensivbefragungen“), die als „reichhaltiges Forschungsmaterial“ bezeichnet werden und die von Wissenschaftlern (u.a. Heitmeyer, Hennig, Stöss, Hofmann-Göttig) und mehreren Politikern inhaltsanalytisch untersucht wurden. (Vgl. SPD-Partei-Vorstand 1989).

11 Ich verweise hierzu ganz allgemein auf die Sinus-Studie von 1981 und auf diverse Wahl- und Einstellungsanalysen und Umfragen der Medien (Spiegel-Analysen, Polit-Barometer etc.). Vgl. auch Pohrt 1991, der den spannenden Versuch gemacht hat, „Elemente des Massenbewußtseins BRD 1990“ zu ermitteln. Seine Befürchtung, daß uns ein neuer Faschismus ins Haus stehe (Pohrt 1990), teile ich nicht. Richtig scheint mir aber, daß wir mit erheblichen Verwerfungen des Massenbewußtseins zu tun haben und insgesamt mit einem Vorgang einer Drift der politischen Landschaft nach rechts. S. dazu auch Jäger/Jäger 1991 und Jäger 1991a.

12 Vgl. dazu auch den kritischen Forschungsüberblick bei Auernheimer 1990.

13 Solche Materialien (Vgl. Jäger 1991b) sind im allgemeinen schwer oder gar nicht einsehbar. Das liegt meist daran, daß solche „Ware“ schwer zu „verkaufen“ ist: Die

vorgenommen, weil ich meine, daß so die Aufmerksamkeit besser auf den untersuchten Gegenstand gelenkt werden kann, der Gegenstand also ernst genommen werden kann in dem Sinne, daß jede(r) LeserIn der Veröffentlichung der Analysen bzw. der Gesamtanalyse sich selbst eine Vorstellung davon machen kann, ob im Alltagsdiskurs rassistisches Denken vorkommt, in welcher Gestalt dies der Fall ist usw.

Zudem bin ich der Meinung, daß bereits die Lektüre der Interviews selbst interessant und anregend ist, weil hier eine Art Lesebuch zum Alltagsdenken, selbstverständlich im wesentlichen zu einem bestimmten Ausschnitt daraus: Was meinen „wir“ zur Anwesenheit „fremder“ Menschen in „unserem“ Land?, vorliegt.¹⁴

Selbstverständlich sind nicht alle der von uns befragten Menschen durchweg als Rassisten zu bezeichnen. Es zeigte sich, daß der „Grad“ der Verstricktheit in den rassistischen Diskurs sehr unterschiedlich sein kann.

Vielleicht wird sich manche(r) LeserIn auch fragen, ob man in einigen dieser Interviews überhaupt von Rassismus sprechen könne. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, daß Rassismus vielfach nicht offen zugegeben wird, daß die Menschen teilweise subtile Strategien verwenden, um ihre rassistischen Einstellungen zu beschönigen bzw. um trotz ihrer rassistischen Einstellungen beim/bei der GesprächspartnerIn einen positiven Eindruck zu erwecken etc.

Auch tritt der Rassismus heute nicht mehr immer so grobschlächtig auf, wie dies früher meist der Fall gewesen ist, wo insbesondere oder auch ganz allein biologisch-genetisch verankerte oder als biologisch-genetische verankert unterstellte Eigenschaften Anlaß zur Ablehnung und Verfolgung anderer Menschen waren. Zur Erleichterung der Lektüre (und zur Schärfung der Aufmerksamkeit) möchte ich daher auch zunächst knapp erläutern, was unter Rassismus zu verstehen ist und was es mit dem Wort „Rasse“ auf sich hat.

Publikation „lohnt“ sich nicht. Es kann aber auch davon ausgegangen werden, daß es sich gelegentlich bei diesen Materialien um die berühmten „Karten“ handelt, in die sich manche(r) „nicht gern hineingucken läßt“. Um so mehr habe ich Anlaß, mich bei Teun A. van Dijk für die Überlassung seiner Materialien zu bedanken. Ein Beispiel daraus ist in dem Materialband als Interview Nr. 23 veröffentlicht. Vgl. Jäger 1991b, S. 585-596.

¹⁴ Nebenbei verweise ich darauf, daß viele der Interviewten „Ruhrdeutsch“ sprechen, was für LeserInnen von außerhalb des Ruhrgebiets besonders interessant sein dürfte. Es handelt sich um eine Umgangssprache, die sich teilweise noch aus dem „Plattdeutschen“ speist, das im Ruhrgebiet „in reiner Form“ nur noch in eher ländlichen Gebieten gesprochen wird. Es handelt sich um eine Sprachform mit eigenen Strukturmerkmalen. (Vgl. dazu Fekeler-Lepszy 1983, Mihm 1985.)

1.3 „Rasse“ und Rassismus

Unsere Interviews (unser „Gegenstand“) sind natürlich nicht zufällig zustande gekommen, sondern nach einem bestimmten „Entwurf“. Sie sind also nicht einfach ein Stück „Realität“, das wir sozusagen im Vorübergehen „erhascht“ hätten, sondern sie sind sehr gezielt und nach langen Diskussionen „im Vorfeld“ und nach intensiver Auseinandersetzung mit der internationalen Rassismusforschung entstanden. Nach Sichtung und Diskussion der Literatur zum Problem „Rasse“¹⁵, Rassismus, Ausländerfeindlichkeit¹⁶ etc. und insbesondere auch nach ausgiebiger Beschäftigung mit den empirischen Untersuchungen Teun A. van Dijks¹⁷, die dieser für die Niederlande, die USA und Großbritannien durchgeführt hatte, und auf der Grundlage eigener theoretischer und empirischer Untersuchungen¹⁸ kamen wir zu einem relativ „weiten“ Rassismusbegriff, wie er ähnlich auch in den Arbeiten von R. Barthes, A. Memmi, Stuart Hall, Etienne Balibar, Robert Miles, Philipp Cohen, Annita Kalpaka/Nora Rätzzel, Jürgen Link, Rudolf Leiprecht, Georg Auernheimer u.a. anzutreffen ist.¹⁹

Bei allen Unterschieden im Detail kann unter Rassismus auf diesem Hintergrund eine Einstellung verstanden werden, die genetisch bedingte oder/und kulturell bedingte Unterschiede, die man bei Angehörigen von Minderheiten feststellen kann oder feststellen zu können glaubt, i.R. negativ (gelegentlich auch positiv)²⁰ bewertet und daß diese Bewertung aus der

15 Vgl. insbesondere Lewontin, Rose, Kamin 1988, Pinn/Nebelung 1991.

16 Vgl. den Überblick bei Auernheimer 1990, S. 151-169.

17 Vgl. van Dijk 1987, 1992a.

18 Vgl. S. Jäger/M. Jäger 1991, Jäger 1991a.

19 Hier sind selbstverständlich mancherlei terminologische Unterschiede feststellbar. So spricht etwa Jürgen Link von Neo-Rassismus, wenn er das bezeichnen möchte, was andere als kulturellen, kulturalistischen, differentialistischen etc. Rassismus oder noch ganz anders bezeichnen. Vgl. Link 1990. Van Dijk formuliert: „Especially in Western Europe ... the discourse of race and racism has gradually taken a more sophisticated form by focusing primarily on 'ethnic' properties of minority groups, and by emphasizing 'cultural' differences. Hence, racism needs a more general, sociocultural correlate, namely, *ethnicism* (Mullard 1985), to account for prejudice and discrimination against ethnic minority groups in general. Our usage of the term *racism* follows the traditional terminology, but it is intended to cover also the notion of *ethnicism*.“ 1987, S. 28) Van Dijk schließt sich damit dem inzwischen gebräuchlichen Verständnis von Rassismus in der internationalen Diskussion an. Dazu siehe weiter unten.

20 Dadurch wird „Der Andere ... zum reinen Objekt, zum Spectaculum, zum Kasperle. An die Grenzen der Menschheit verwiesen, stellt er für das Zuhause keine Gefahr mehr dar.“ (Barthes 1964, S. 143)

Position der Macht heraus geschieht, die sich i.R. bereits durch die Mehrheitszugehörigkeit ergibt.²¹ Den Aspekt der Macht betonend, formulieren etwa Annita Kalpaka/Nora Rätzhel m.E. sehr differenziert: „Diesen Prozeß, in dem (wirkliche oder behauptete) körperliche Merkmale mit sozialen Verhaltensweisen verknüpft und letztere so als natürliches Resultat der Abstammung erscheinen, nennen wir mit Miles (1989, S. 356) Rassenkonstruktion.²² Die Verbindung sozialer Merkmale mit körperlichen Merkmalen festigt die Vorstellung, bei der sozialen Konstruktion von »Rasse« handele es sich um die Beschreibung »natürlicher«, angeborener Eigenschaften. In der Wahrnehmung werden äußere Merkmale mit den zugeschriebenen Eigenschaften verschmolzen, so daß Hautfarbe, Körperbau o.ä. zum »Ausdruck« des »inneren« Charakters werden, der damit ebenfalls als biologisch determiniert gedacht wird.

Wird eine so als »Rasse« konstruierte Gruppe gegenüber der eigenen als minderwertig eingestuft und führt diese Auffassung zur Ausgrenzung und Marginalisierung dieser Gruppe, handelt es sich um Rassismus. Rassismus ist also unserer Auffassung nach mit Macht verknüpft. Nur wenn die Gruppe, die eine andere als minderwertige »Rasse« konstruiert, auch die Macht hat, diese Konstruktion durchzusetzen, kann von Rassismus gesprochen werden. Das heißt, wenn eine untergeordnete Gruppe eine übergeordnete Gruppe als Rasse konstruiert, dann ist das zwar schädlich für die Handlungsfähigkeit dieser untergeordneten Gruppe sowie für die Perspektive einer selbstbestimmten Gesellschaft, kann aber nicht als rassistisch bezeichnet werden, solange sie nicht die Macht hat, ihre Definition und die damit einhergehenden Ausgrenzungspraxen gegen die übergeordnete Gruppe durchzusetzen. (Das bedeutet nicht, daß vom Rassismus Betroffene nicht gegenüber anderen, ihnen wiederum untergeordneten Gruppen, rassistisch sein können. Ebenso wenig bedeutet es, daß einzelne Individuen einer vom Rassismus betroffenen Gruppe nicht einzelne Individuen einer Rassismus ausübenden Gruppe unterdrücken können, zum Beispiel im Kontext von Geschlechterverhältnissen. Rassismus ist für uns ein gesellschaftliches Macht- und Herrschaftsverhältnis, das zwar von den Individuen getragen und gestützt wird, aber nicht im Verhalten einzelner Individuen aufgeht.)“ (ebd. S. 14 und ebd. Anm. 1, S.14)²³

21 Vgl. dazu ausführlich Jäger 1991a. In Südafrika z.B. beherrscht eine Minderheit von Weißen die Mehrheit von Schwarzen. Die Macht der Weißen ergibt sich hier insbesondere aus ihrer Verfügung über Geld, Polizei und Militär.

22 Vgl. jetzt auch Miles 1991.

23 Es geht mir bei dieser theoriegeleiteten empirischen Untersuchung nicht darum, eine erschöpfende Diskussion des Rassismusbegriffs auszubreiten. Ich verweise dazu auf die Literatur und auf eigene Untersuchungen, die andernorts veröffentlicht sind. Es wird sich jedoch zeigen, daß die Diskursanalyse unserer

1.4 Rassismus als soziales Konzept

Wichtig ist, und das sage ich auch unter Berufung auf das Konzept Teun A. van Dijks, daß rassistische Einstellungen nicht in erster Linie ein individuelles Problem darstellen, weil die (z.B. mehr oder minder stark rassistisch eingestellten) Individuen gewisse soziale Schemata in Gestalt von festen Scripts, Frames, bestimmte sozial allgemeine narrative Strukturen und Argumentationsstrategien verwenden, die (z.B.) die Einwanderer als ganze Gruppe und alle Angehörigen dieser Gruppe(n) i.R. als Störfaktor, „Skandal“ (Barthes, 1964 S. 142) oder Schlimmeres fixieren²⁴. Van Dijk betont, „that such cognitions are inherently social, both in their acquisition and use and in their categorial structures.“ (van Dijk 1987, S. 194)

Die bei den Individuen zu beobachtenden Einstellungen gehen zudem in der Regel mit Handlungsbereitschaften einher, die unter bestimmten Bedingungen eskalieren können, z.B. in Krisen aller Art (Sozialabbau, wachsende Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, bei plötzlichen massenhaften Zuwanderungen usw.) oder bei besonderen diskursiven Anstrengungen (von Teilen) der Medien.²⁵ Solche Einstellungen und Handlungsbereitschaften entstehen nicht allein aus der individuellen gedanklich-emotionalen Verarbeitung der Lebenspraxen, sondern auch dadurch, daß die Individuen in den (sozialen) Interdiskurs verstrickt sind, der sich primär aus den verschiedensten Spezialdiskursen speist wie dem Mediendiskurs, dem Erziehungsdiskurs, dem Diskurs der Politik etc. etc.

Zu bedenken ist ferner, daß rassistisches Denken nicht als isoliertes Problem zu betrachten ist; es ist Bestandteil der „Grundhaltung“ von Menschen, die aus der alltäglichen Lebenspraxis heraus entwickelt wird.²⁶

Interviews auch geeignet ist, bestimmte theoretische Annahmen, die im Rahmen der internationalen Rassismuskussion inzwischen Konsens sind, weiter auszudifferenzieren, wenn nicht gar zu modifizieren.

²⁴ Vgl. dazu ausführlich van Dijk 1987, S.180-195. Dies ist für unsere Untersuchung deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil sich daraus ergibt, daß die qualitative Analyse einer relativ geringen Anzahl von Interviews bereits große Verallgemeinerungen zuläßt. Die in der empirischen Sozialforschung übliche „Repräsentativität“ von mehreren tausend Probanden ist dabei nicht erforderlich. Sie ließe eine so genaue Analyse des erhobenen Materials, wie diese bei wenigen Interviews möglich ist, auch nicht zu. Vgl. dazu auch weiter unten.

²⁵ Vgl. dazu Quinkert/Jäger 1991 oder auch Link 1992.

²⁶ Vgl. dazu Leiprecht 1991. Solche „Grundhaltungen“ bilden „oft eine „Basis“ für die subjektiven Gründe, die zur Ablehnung „Anderer“ herangezogen werden.“ (ebd. S.

Deshalb ist auch zu beachten, daß sich rassistische Einstellungen in Verbindung mit anderen Einstellungen zu rechtsextremen Ideologiegebäuden vernetzen können. Die beim Rassismus zu beobachtende Mythologisierung bzw. „Naturalisierung des Sozialen“ ist für die gesamte Ideologie des Rechtsextremismus kennzeichnend, so daß es nicht schwer ist, von rassistischen Einstellungen aus gleichsam geistige Brücken zu schlagen zu rechtsextremen Ideologemen wie organische Staatsauffassung, sexistische Sicht der Stellung der Frau etc. etc.²⁷ Es ist zu beobachten, daß rechtsextreme Ideologen ganz gezielt an rassistische Einstellungen anknüpfen, nicht nur um Wähler zu gewinnen, sondern um ihre Konzepte rechtsextremer Weltsicht tief im Interdiskurs zu verankern. (Vgl. S. Jäger/M. Jäger 1991, Jäger 1991a) Es geht rechtsextremen Ideologen und Propagandisten der Neuen Rechten wie Alain de Benoist oder Pierre Krebs keineswegs in erster Linie um Erfolge bei Wahlen, sondern, wie sie im Anschluß an den italienischen Marxisten Antonio Gramsci nach rechts gewendet formulieren, um die „Gewinnung der Kulturellen Hegemonie“ durch eine „Kulturrevolution von rechts“.²⁸

1.5 Diskurstheorie und Diskursanalyse

Die Interviews wurden nach diskursanalytischen Gesichtspunkten aufbereitet, wie ich diese im wesentlichen in Jäger 1991c dargestellt und theoretisch begründet habe. Dieses Verfahren, das in erster Linie anhand von und in Auseinandersetzung mit Analysen schriftlicher Texte

29) Mit solchen Grundhaltungen ist etwa die Ansicht gemeint, man könne Menschen nach dem Kosten-Nutzen-Kalkül bewerten, oder: da man selbst hart arbeiten müsse, sei Härte auch immer den „Anderen“ gegenüber angebracht etc.

27) Roland Barthes sieht den „Zweck“ der Mythen darin, „die Welt unbeweglich zu machen.“ So „müssen (die Mythen) eine universale Ökonomie suggerieren und mimen, eine Ökonomie, die ein für allemal die Hierarchie des Besitzes festgelegt hat. So wird an jedem Tag und überall der Mensch durch die Mythen angehalten, von ihnen auf den unbeweglichen Prototyp verwiesen, der an seiner Statt lebt und ihn gleich einem ungeheuren inneren Parasiten zum Ersticken bringt, seiner Tätigkeit enge Grenzen vorzeichnet, innerhalb derer es ihm erlaubt ist zu leiden, ohne die Welt zu verändern.“ (Barthes 1964, S. 147)

28) Zu diesem Konzept vergleiche etwa Alain de Benoist 1985. Zu Pierre Krebs vgl. seine Artikel in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „elemente“. Diese Position wird im allgemeinen als die der „Neuen Rechten“ bezeichnet. Es ist jedoch nicht zu verkennen, daß solche Vorstellungen inzwischen auch in der traditionellen Rechten an Einfluß gewonnen haben. Vgl. dazu Jäger (Hg. 1988). Hier findet sich auch eine ausführliche Würdigung des Pierre Krebs und eine Analyse eines seiner Artikel aus „elemente“ 1987.

entwickelt worden ist, ist für die Zwecke der Analyse unserer Interviews in einer Reihe von Punkten modifiziert worden.

Ich will mich deshalb hier mit einigen grundlegenden Hinweisen zu dem, was wir unter Diskurs und Diskursanalyse verstehen, begnügen.

Unter Diskurs verstehe ich „eine institutionell verfestigte Redeweise, insofern eine solche Redeweise schon Handeln bestimmt und verfestigt und also auch schon Macht ausübt.“ (Link 1983a, S. 60) Diskurse sind materiell und nicht irgendwie „flüchtige“, „geistige“ Phänomene bzw. bloße (wie auch immer verzerrte) Abbildungen von Realität - sie sind selbst Realität oder Applikations-Vorgaben für Realität.²⁹

Diskurse sind zudem nichts Individuelles, sondern sie sind sozial. Jedes Individuum ist in einige Spezialdiskurse, insbesondere aber in den Interdiskurs verstrickt, und zwar mehr, als daß er individuell zu seiner Gestaltung beitrüge. Anders: Er/sie strickt nicht so sehr am Interdiskurs (und anderen Diskursen) mit wie er/sie selbst in ihn *ver*-strickt ist. Beteiligt sich ein Individuum am gesellschaftlichen (Inter-)Diskurs, - und das ist i.R. unvermeidbar - so spricht es zum allergrößten Teil nicht selbst, „es wird gesprochen“. (Vgl. dazu z.B. Foucault 1988, Link 1986, Maas 1984 u.a.)

Diskursanalyse geht es nun u.a. darum, die Diskurse auf ihre Inhalte und Strategien zu befragen, den Einfluß von Spezialdiskursen (oft vermittelt über Medien, Erziehung, mächtige Institutionen und Organisationen) auf den Interdiskurs zu ermitteln, kurzum: sie transparent zu machen.

Unter dem Blickwinkel der Wissenssoziologie, auf die sich Teun A. van Dijk in erster Linie stützt (van Dijk 1987), läßt sich dieser Sachverhalt so fassen, daß davon ausgegangen werden kann, daß die Individuen gelernte feste Schemata und Modelle oder auch Prototypen („Frames“ und „Scripts“) verwenden, die nicht individuell sind, sondern sozial und „vorgegeben“; sie werden von den Menschen im Verlauf ihrer Sozialisation angeeignet, gelernt. Nicht zu übersehen ist dabei, daß die Individuen diesen Schemata nicht restlos „ausgeliefert“ sind, sondern daß sie sie modifizieren können, sofern die Lebensbedingungen solche Modifikationen von Routinen erlauben (was selten genug und noch seltener radikal der Fall ist). In der Regel konkretisieren die Individuen die vorgegebenen Schemata durch eigene Erfahrungen und Detail-Informationen, die sie von anderen bzw. aus den Medien beziehen.

Die besondere „Festigkeit“ der Diskurse und ihre breite soziale Verankerung, für die van Dijk in erster Linie die gelernten Schemata des Denkens verantwortlich macht, erklärt sich zusätzlich daraus, daß die Produktion und Verfestigung von Diskursen auf dem Hintergrund einer etablierten po-

²⁹ Vgl. dazu genauer Link 1992.

litischen Symbolik der Bundesrepublik erfolgt. Kein Ereignis, keine Nachricht ist mediengerecht kodiert, wenn es sich nicht dieser Symbolik bedient. Ja, der Interdiskurs wird nach Jürgen Link von „synchronen Systemen kollektiver Symbole“ zusammengehalten, die zudem durch Bildbrüche (Katachresen) miteinander verkoppelt werden.³⁰ Solche Systeme von Kollektivsymbolen bezeichnet Link denn auch als den „Kitt“ der Diskurse bzw. als den Kitt der Gesellschaft. Solche Kollektivsymbole finden sich nicht selten in unseren Interviews und zeigen die Verstrickung der Einzelnen in den (sozialen) Interdiskurs; sie verweisen zudem auf die Herkunft bestimmter rassistischer Phänomene: Rassentheorien und rassistische Ideologeme werden über Spezialdiskurse (Erziehungsdiskurs, akademische Diskurse, politische Diskurse, den Mediendiskurs etc.) in den Interdiskurs eingespeist, in den die gesamte Bevölkerung eingebunden ist.³¹

(Rassistische) Diskurse sind nun keineswegs harmlose und folgenlose ideale Prozesse, sondern sie disponieren die Individuen zu Handlungen bzw. Handlungsbereitschaften, z.B. zu Angriffen auf EinwanderInnen, bis hin zu Überfällen auf Flüchtlingsunterkünfte und brutalem Terror gegenüber EinwanderInnen, wobei in einer Reihe von Fällen auch vor Mord und Totschlag nicht halt gemacht wird.

Die von uns erhobenen Interviews sind selbst Diskurs-Fragmente, die sich (teilweise) aus Spezialdiskursen speisen und Bestandteile des Interdiskurses darstellen, wobei sie selbst dazu beitragen, den Interdiskurs zu reproduzieren und zu verfestigen.

Diskursanalyse thematisiert sprachliche Texte (aller Art) also von Anfang an in ihrem Bezug zu ihrem sozialgeschichtlichen Hintergrund, aus dem sie gespeist werden und auf den sie sich beziehen bzw. auf den sie wiederum (mehr oder minder stark) einwirken.³² Texte werden demnach im Prinzip als Fragmente gesellschaftlicher Ereignisse aufgefaßt, die als

³⁰ Vgl. Link 1982a, 1983, 1990, 1991a und b.

³¹ Auch van Dijk stellt die Wichtigkeit der „Metaphorik“, wie er sagt, heraus, ohne ihr jedoch die bei Link nahezu ausschließliche Bedeutung für die Wirksamkeit der Diskurse zuzubilligen oder sie gar Systemen politischer Kollektivsymbolik zuzuordnen. Am Beispiel der Flut-Metapher erläutert van Dijk jedoch auch, daß die Verwendung solcher sprachlicher Mittel in den Medien „show that this is precisely how a majority of the public understands and accepts the official versions.“ (1987, S. 373)

³² Das ist m.E. der prinzipielle Unterschied zwischen Text- und Diskursanalyse. Die Textlinguistik beschränkt sich weitestgehend auf den Text als solchen und seine textinternen Regularitäten. In Verbindung mit der Diskursanalyse wird im Unterschied dazu beansprucht, daß Sprachanalyse und Gesellschaftsanalyse (Analyse der gesellschaftlichen Bedingungen) Hand in Hand zu gehen haben.

solche analysiert werden müssen.³³ Das in dieser Formulierung enthaltene Implikat, daß das Gesellschaftliche sprachlich und das Sprachliche gesellschaftlich sei, ist sicherlich nicht unumstritten und in dieser Form auch viel zu schlicht formuliert. Selbstverständlich gibt es gesellschaftliche Ereignisse und Prozesse, die unabhängig von ihrer sprachlichen Fassung „geschehen“ und „gesehen“ werden können. Ihre gesellschaftliche Verarbeitung ist aber immer symbolisch kodiert; andernfalls ließe sie sich nicht gesellschaftlich verarbeiten. Umgekehrt speist sich jedes sprachliche Ereignis aus den realen Prozessen, die von uns Menschen gedanklich-sprachlich-tätig verarbeitet werden einerseits; und andererseits haben diese sprachlichen Ereignisse Auswirkungen auf die realen Prozesse. Sie haben, je nach der Macht der Bedingungen (institutioneller Rahmen, Zugang zu Medien, persönlicher Einfluß etc.), denen sie unterworfen sind bzw. die sie nutzen können, gesellschaftliche Macht. Jürgen Link formuliert diesen Zusammenhang wie folgt: Diskurs ist „eine institutionell verfestigte Redeweise, insofern eine solche Redeweise schon Handeln bestimmt und verfestigt und also auch schon Macht ausübt.“ (Link 1983a, S. 60)³⁴

Unter Beachtung der Leontjewschen Tätigkeitstheorie kann man sich hier verdeutlichen, daß die im allgemeinen vorgenommene Trennung zwischen Sprechen/Denken und Handeln bzw. geistiger und materieller Tätigkeit nicht aufrechtzuerhalten ist. Auf die Frage, was das menschliche Leben eigentlich sei, antwortet A.N. Leontjew in kritischer Absicht gegenüber der sog. Widerspiegelungstheorie: „Es ist eine Gesamtheit, genauer gesagt ein System einander ablösender Tätigkeiten. In der Tätigkeit erfolgt auch der Übergang des Objekts in seine subjektive Form, in das Abbild, gleichzeitig erfolgt in der Tätigkeit auch der Übergang der Tätigkeit in ihre objektiven Resultate, in ihre Produkte. Nimmt man die Tätigkeit von dieser Seite, fungiert sie als ein Prozeß, in dem die wechselseitigen Übergänge zwischen den Polen „Subjekt-Objekt“ verwirklicht werden.“ (Leontjew 1982, S. 83) In beiden Fällen handelt es sich um gegenständliche Tätigkeiten, die strukturgleich sind und sich nur darin unterscheiden, inwieweit sie sich mehr „innen „ oder „außen“ vollziehen. Damit ist die Frage, ob das gesell-

33 Das gilt im Prinzip für jeden Text. Allerdings gibt es in dieser Hinsicht einige Unterschiede: Die gesellschaftliche Relevanz von Texten kann sehr verschieden sein. Allgemeine Aussagen dazu kann ich an dieser Stelle nicht vornehmen. Ich möchte jedoch auf die Kompliziertheit des Problems durch ein Beispiel verweisen: Welcher Text hat größere gesellschaftliche Relevanz: Die Todesfuge Paul Celans oder eine Neujahrsansprache von Helmut Kohl?

34 Für eine genauere Darstellung verweise ich auf Jäger 1991c.

schaftliche Sein das Bewußtsein bestimme oder ob das Umgekehrte der Fall sei, dialektisch aufgehoben.³⁵

Verstrickung in Diskurse heißt somit immer auch Verstrickung in, Beteiligung an Tätigkeiten. Die Übergänge zwischen mehr inneren und mehr äußeren Tätigkeiten sind fließend. Was jeweils dominiert, richtet sich nach den Tätigkeitsbedingungen (im weitesten Sinne). Das gilt auch für Übergänge von der Tätigkeit rassistischen Denkens zu der Tätigkeit rassistisch (motiviert)er Tötlichkeiten.

1.5.1 Interviews als Diskursfragmente

Welchen Status haben auf diesem knapp skizzierten theoretischen Hintergrund aber nun Interviews, wie wir sie durchgeführt haben?³⁶

³⁵ Vgl. dazu auch Januschek 1986 S. 139-152. In einer neueren Abhandlung formuliert Jürgen Link in kritischer Abhebung gegenüber diversen Abbildtheorien: „Diskurse gelten nicht als wesentlich passive Medien einer In-Formation durch Realität, sozusagen als Materialitäten zweiten Grades bzw. als »weniger materiell« als die echte Realität. Diskurse sind vollgültige Materialitäten ersten Grades unter den anderen.“ (Link 1992, S. 4) Sie sind oft „Applikations-Vorgaben für individuelle und kollektive Subjektivitätsbildung“. (ebd. S. 5) Sie spiegeln nicht die Wirklichkeit wider, sondern sie eilen ihr sozusagen voran, präformieren sie. Die wichtigsten Mittel zu diesem Zweck sind nach Link besonders die Kollektiv-Symbole, wie sie in den Massenmedien so häufig auftauchen.

³⁶ Zu dieser Frage ist anzumerken, daß es bisher keine Untersuchungen von nicht-standardisierten Interviews, wie wir sie durchgeführt haben, auf Grundlage einer Diskurstheorie, wie ich sie hier skizziert habe, gibt. Die Frage, ob Alltagsgespräche Diskurse sind, beantwortet van Dijk, der aber einem diskurstheoretischen Ansatz folgt, der auf dem Boden der KI-Forschung entstanden ist, wie folgt: „Discourse is primarily taken as a specific form of social interaction, and not just as an „abstracted“ or „produced“ result of such interaction. That is, social members „participate“ in discourse in a similar way as they participate in other types of social interaction. This is particularly obvious in face-to-face verbal interaction ...“ (van Dijk 1987, S. 32). Der sehr elaborierte theoretische Ansatz van Dijks ist dargestellt in van Dijk/Kintsch 1983. In einigen seiner Grundannahmen, insbesondere hinsichtlich der Annahme, daß Diskurse sozial sind, bestimmte Haltungen und Meinungen sozial geteilt werden und deshalb einzelne Aussagen von Individuen eine gewisse Allgemeingültigkeit haben, überschneiden sich die Ansätze van Dijks, Links und der von Maas, auch wenn diese Ansätze teilweise theoretisch sehr unterschiedlich begründet werden. Eine Auseinandersetzung zwischen den verschiedenen Richtungen von Diskurstheorie und Diskursanalyse hat m.W. bisher noch nicht stattgefunden. Sie soll auch hier nicht geleistet werden. Für unsere empirische Untersuchung stützen wir uns primär auf die theoretischen Vorgaben von Maas und Link, wie sie in Jäger 1991c diskutiert worden sind. Die empirischen Untersuchungen van Dijks, besonders van Dijk 1987, erlauben trotz des

Zunächst einmal: Mein Ziel ist es, Alltagshaltungen und -ansichten in Alltagsgesprächen zu erkunden. Nichtstandardisierte Interviews kommen dem nahe, sie haben aber ihre eigenen Regularitäten. Unsere Interviews könnte man als Real-Simulationen von Alltagsgesprächen bezeichnen.³⁷

Doch was ist der Charakter von Alltagsgesprächen, unter diskurstheoretischen Gesichtspunkten betrachtet? Legt man die Bestimmungen des Diskursbegriffs von Jürgen Link zugrunde, wonach Diskurse institutionalisiert und spezialisiert sind und bestimmten Regeln folgen und Macht ausüben, so kann man nicht behaupten, daß jedes Alltagsgespräch im strengen Sinne als Diskurs(fragment) zu bezeichnen wäre.³⁸ Auf unsere Interviews treffen diese Bestimmungen von Diskurs jedoch in vollem Umfang zu, auch wenn es erforderlich ist, ihre Besonderheiten hervorzuheben. Sie sind institutionalisiert, da die Interviewten eine Rolle im Gespräch erhalten haben, aufgefordert sind, offen ihre Meinung zu sagen, und diese auf Tonband gespeichert wird. Sie sind spezialisiert, denn die durch die Themenvorgaben evozierten Aussagen betreffen in erster Linie Haltungen und Ansichten über gesellschaftlich relevante Probleme. Sie werden nicht regellos oder absichtslos geäußert, sondern mit dem Ziel, auf das Bewußtsein des Zuhörenden (hier: der Interviewer) einzuwirken. Da sie diese Möglichkeit haben, können sie auch prinzipiell Macht ausüben. Doch ihre Diskurshaftigkeit besteht auch darin, daß sie Teil des Interdiskurses sind, an diesem partizipieren.³⁹

unterschiedlichen theoretischen Ansatzes einige aufschlußreiche Vergleiche mit dem Alltagsdiskurs in den Niederlanden und den USA.

37 Unser Augenmerk richtet sich in erster Linie auf die Aussagen der Interviewten und nicht so sehr auf die Aussagen, insbesondere die Fragen der Interviewenden, die sich vornehmlich im Rahmen vereinbarter Themenbereiche bewegen (dazu siehe weiter unten!). Selbstverständlich sind daneben auch die Aussagen der Interviewenden zu beachten. Für die Interpretation der Aussagen der Interviewten kann es von Bedeutung sein, ob diese von sich aus zu bestimmten Themen gelangen, ob sie auf mehr oder minder suggestive Fragen reagieren etc. Zu den konkreten Problemen und Besonderheiten, die mit der Textsorte Interviews als Materialgrundlage für eine empirische Untersuchung verbunden sind, siehe weiter unten.

38 Vgl. Link 1982b.

39 Den Interdiskurs kann man sich als ein „fluktuierendes Gewimmel“ verschiedenster Diskursfragmente vorstellen, die mehr oder minder stark aufeinander bezogen sind, einander beeinflussen, von dominierenden Diskursen, z.B. dem Mediendiskurs und, darüber vermittelt, dem Politikerdiskurs, den verschiedenen Spezialdiskursen etc. beeinflusst werden. Zu dieser Terminologie vgl. Link 1986, S. 5f. Interdiskurs wird bei Link als Gesamtheit eines „stark selektiven kulturellen Allgemeinwissens“ gefaßt. Spezialdiskurse sind z.B. die der Naturwissenschaften, die der Humanwissenschaften und interdiskursiv dominierte

1.5.2 Tiefeninterviews

Im Unterschied zu der häufig zu beobachtenden Praxis, Einstellungen der Bevölkerung zu bestimmten politischen und anderen Ereignissen und Sachverhalten durch Beantwortung vorgegebener Einzelfragen in standardisierten Interviews oder nach multiple-choice-Verfahren o.ä. bestimmen zu wollen, bedienen wir uns, ähnlich wie van Dijk, nicht-standardisierter Interviews, die wir als Tiefeninterviews auffassen und als solche analysieren.

Ich verwende den Terminus „Tiefeninterviews“ nicht in einem psychoanalytischen Sinn, sondern ich möchte damit den folgenden Sachverhalt andeuten: In aller Regel, besonders aber bei einem so heiklen Thema, wie dem angesprochenen, ist davon auszugehen, daß die Interviewten ihre eigentlichen Ansichten meist mehr oder minder zu verdecken versuchen. Sie bedienen sich dazu mancherlei (sprachlicher und nichtsprachlicher) Strategien und Tricks, deren sie sich oft selbst gar nicht bewußt sein mögen.⁴⁰ Solche Tricks sind z.B. die typischen Ja-Aber-Formulierungen, das Ausbalancieren negativer Aussagen durch (oft völlig klischeehafte) Positivaussagen (Beispiel: „Aber ihre Kinder haben hübsche Augen.“), Schweigen, Ausweichen, Themenwechsel usw. Die sprachliche „Oberfläche“ der Interviews gibt daher kaum und wohl in keinem Fall alles das preis, was die Leute wirklich denken; sie stellt aber zugleich für die Analyse das einzige Material dar, auf das man sich beziehen kann. Es muß daher ein Verfahren angewendet werden, mit dessen Hilfe man „hinter“ dieses Material gehen kann, um das darunter liegende eigentliche Denken, die wirklichen Ansichten über EinwanderInnen erkennen zu können.⁴¹

Dazu ist es erforderlich, daß die sprachlichen Strategien und Tricks analysiert werden, Implikate herausgearbeitet, Bildassoziationen erkannt werden, Bedeutungsfelder festgestellt werden, aus denen die Interviewten ihre Erzählungen speisen, die verwendeten Kollektivsymbole und Redewendun-

Spezialdiskurse wie die der Theologie und der Philosophie. Diese Spezialdiskurse „speisen“ den Interdiskurs.

40 Insofern habe ich auch Zweifel an der Zuverlässigkeit anonymer standardisierter Befragungen und erst recht an multiple-choice-Befragungen. Anonymität verhindert nicht, daß falsche oder schiefe Angaben gemacht werden. multiple-choice-Befragungen geben so grobe Antworten vor, daß dazu geäußerte Zustimmungen oder Ablehnungen in der Regel mehr als grobschlüchtig sind. Sie mögen gewisse Hinweise geben, ersetzen aber keine qualitative Analyse.

41 Hier haben wir es mit einem klassischen Problem der Sozialwissenschaften zu tun: „The problem in the human and social sciences is to make invisible things visible.“ (Jahoda 1986)

gen erfaßt werden etc. etc. Mit anderen Worten: Das sprachliche Material muß so aufbereitet werden, daß es interpretierbar wird. Das heißt, neben der Bestimmung der allgemein ausgesprochenen sozialen Schemata bzw. der verwendeten Makrostrukturen, die sozial verbreitet und akzeptiert sind, muß der Versuch gemacht werden, auf einer mikrostrukturellen Ebene die zusätzlichen und oft erst die wirklichen Ansichten zu Tage fördernden sprachlichen Bedeutungen im Zusammenhang zu analysieren. Dabei stößt man auf Elemente, die einem oberflächlichen Lesen und Abfragen in der Regel verborgen bleiben.⁴²

Ich bringe dafür ein Beispiel, auch auf die Gefahr hin, daß es auf den ersten Blick übertrieben scheint. Eine der interviewten Personen ist ein sog. Assimilationsfanatiker. Er akzeptiert EinwandererInnen nur dann in Deutschland, wenn sie bereit sind, sich mit Haut und Haaren „ans Deutschtum“ anzupassen, in Sprache, Kultur, Religion, Sitten und Gebräuchen. Tut der/die Betreffende das nicht, „dann muß man sie abschieben!“ Er berichtet nun an einer Stelle von einem Türken, der mit ihm auf einer Etage wohnt und der in „seinem“ Betrieb (Kokerei) eine Art Dolmetscherrolle einnimmt. Der Name dieses türkischen Arbeiters ist Emin. Der Deutsche nennt ihn jedoch ohne Ausnahme Emil. Frage: Geht sein Bemühen, einen „guten“ Türken zu imaginieren, so weit, daß er das nur kann, wenn er ihm einen deutschen Namen gibt? Das ist ein, allein betrachtet, möglicherweise unbedeutendes Detail, das erst im Zuge einer systematischen Materialaufbereitung auffällt und „sprechend“ wird und erst im Kontext anderer Interpretationen auf der Makro- und Mikroebene interessant wird.

1.5.3 Vorgegebene Themen für die Interviews

Den InterviewerInnen sind allein bestimmte Themen vorgegeben, die sie nach Möglichkeit im Interview (auch mehrfach) ansprechen sollten. Damit sollten Lebens-Kontexte vorgegeben werden, in denen die Interviewten möglicherweise Erfahrungen mit EinwanderInnen machen konnten. Diese

⁴² Diese Vorgehensweise hat dazu geführt, daß äußerst umfangreiche „Materialaufbereitungen“ von teilweise mehr als 100 Seiten Umfang entstanden, wobei auch diese noch keineswegs als restlos erschöpfend betrachtet werden können. Dabei zeigte sich, daß die vorgenommenen empirischen Analysen von Einzelphänomenen fast immer an einen Punkt kamen, von dem aus keine neuen Erkenntnisse für die Interpretation zu Tage traten. Zu beachten ist auch, daß die Analysen von Einzelphänomenen sich hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit für die Interpretation überlappen können. Wir erhalten hier möglicherweise Hinweise für gezieltere und weniger aufwendige empirische Analysen, die bei der Untersuchung weiterer Interviews nützlich sein können.

Vorgehensweise diente dem Zweck, die Interviews möglichst wenig vorzuprogrammieren und zugleich eine gewisse Vergleichbarkeit zu gewährleisten. Schriftliche Vorgaben für diese Themen gab es nicht, um die Interviewsituation nicht als zu formal erscheinen zu lassen.

Die Interviewenden einigten sich auf Einstiegsfragen vom Typ: Wie fühlen Sie sich hier? Wie kommen Sie im Alltag zurecht? Gefällt Ihnen Ihre Umgebung? usw.⁴³

Die vorgegebenen Themen für die Interviews waren:

- Nachbarn, Nachbarschaft, Stadt
- „Ausländer“ - falls die Interviewten nicht von sich aus darauf zu sprechen kommen⁴⁴
- Geschehen und Erlebnisse in Parks, öffentlichen Verkehrsmitteln, Geschäften
- Arbeit, Beruf
- Schule (falls die Interviewten schulpflichtige Kinder haben)
- Quellen des Wissens (Medien, Bekannte, eigene Erfahrungen)
- Situation der Frau
- Vereinigung Deutschlands/»Öffnung« des Ostens
- Europäischer Markt und Abschottung nach außen
- Nach Möglichkeit sollte auch das Verständnis des Wortes „Deutsch“ ausgelotet werden.

Neben diesen „vorgegebenen Themen“ haben die Interviewten selbstverständlich eine ganze Reihe anderer Themen angesprochen, die ebenfalls systematisch erfaßt und analysiert wurden.

1.5.4 InterviewpartnerInnen und Interviewsituation

Interviews der Art, wie wir sie durchgeführt haben, bieten eine Reihe von Problemen. Es handelt sich nicht um die Wiedergabe von Gesprächen in alltäglichen Gesprächssituationen, da sich die Interviews in einem gewissen institutionellen Rahmen (Interviewsituation mit Tonband etc.) abspielten. Das mußte in Kauf genommen werden, da sich eine verdeckte teilnehmende Beobachtung mit Tonbandaufnahme für uns verbot. Um die

⁴³ In Analogie zu van Dijk, dessen Themenvorgaben etwas erweitert bzw. aktualisiert und auf die Situation der Bundesrepublik übertragen wurden, s. van Dijk 1987, S. 403. Hilfreich für die Modifikation der Themenvorgaben war auch Struck 1989.

⁴⁴ In dieser Hinsicht wurde von den meisten Interviewenden recht große Zurückhaltung geübt, so daß das Thema „Ausländer“ gelegentlich erst sehr spät zur Sprache kommt. Das Wort „Ausländer“ haben wir in den Interviews i.a. verwendet, weil die an sich angemesseneren Bezeichnungen wie EinwanderInnen, ImmigrantInnen etc. in der Alltagssprache noch sehr ungeläufig sind. In unseren eigenen Texten sprechen wir im allgemeinen von EinwanderInnen oder auch von Flüchtlingen.

damit möglicherweise gegebene Künstlichkeit der Situation (Beobachterparadoxon) zu minimieren, wurden einige weitere Vorkehrungen getroffen:

- Bei dem ersten Kontakt mit der zu interviewenden Person wurde i.R. nur die prinzipielle Bereitschaft zur Teilnahme erfragt, wobei hier schon deutlich gemacht wurde, daß es sich um ein strikt anonymes Interview im Rahmen eines Seminars an der Universität Duisburg handeln sollte. Namen und Ortsangaben sind denn auch getilgt bzw. fiktionalisiert worden.
- Vor dem eigentlichen Interview fand eine Anwärmphase statt, in der über „unverfängliche Dinge“ bei noch abgeschaltetem Tonbandgerät gesprochen werden sollte. Erst wenn die Interviewten sich „warm geredet“ hatten, wurde das i.R. außerhalb des Blickfeldes plazierte Tonbandgerät eingeschaltet und im weiteren Interviewverlauf nicht weiter beachtet. (Kassettenwechsel erfolgten frühestens nach 30 Minuten, wenn also die Gewöhnung an die Situation längst erfolgt war.)
- Die InterviewpartnerInnen sind nicht aus dem engeren Bekanntenkreis der Interviewenden ausgewählt worden, weil sonst die Gefahr bestand, daß gegenseitiges Vorwissen zu Verzerrungen bei Fragen und Antworten führen könnte.
- Die Interviewenden sollten sich im Gespräch möglichst zurückhalten und primär als Themen- und ImpulsgeberInnen fungieren. Wie die Interviews zeigen, war dies nicht immer möglich, insbesondere dann nicht, wenn die Interviewten etwas „maulfaul“ waren oder Ansichten äußerten, die den einen oder die andere Interviewende(n) „auf die Palme“ brachten. Bei der Analyse der einzelnen Interviews sind solche Besonderheiten berücksichtigt worden.
- Die Interviews wurden i.R. in den Wohnungen der Interviewten durchgeführt („Heimvorteil“).
- Die Interviews wurden in möglichst vertrauter Atmosphäre durchgeführt. Das brachte es mit sich, daß gelegentlich die Frau/Freundin des Interviewten bzw. der Mann/Freund der Interviewten beim Interview anwesend waren und sich i.R. gelegentlich auch mehr oder minder intensiv am Gespräch beteiligten. Bei der Interpretation der betreffenden Interviews sind diese Besonderheiten ebenfalls berücksichtigt worden.

1.5.5 Soziale Daten der Interviewten

Die Interviews wurden i.R. mit Eingeborenen durchgeführt („Deutsche“).⁴⁵

Die Interviewten sollten über die folgenden Merkmale gestreut ausgesucht werden:

- Alter
- Geschlecht

⁴⁵ Vgl. aber Interview 22, das mit einer aus Italien stammenden Frau durchgeführt worden ist, die aber seit mehr als 30 Jahren in der Bundesrepublik lebt.

- Schulabschluß (mit Abitur/ohne Abitur)
- aus Wohngebieten mit hohen EinwanderInnenanteilen bzw. ohne erkennbaren EinwanderInnenanteil⁴⁶

Erfragt wurde ferner die Wohndauer im betreffenden Wohngebiet (und davor), der Beruf, politische Präferenzen, Familienstand, bevorzugte Zeitungslektüre, Dauer und Art des Fernsehkonsums, soziale Einbindung (Bekannte, Häufigkeit der Kontakte).

1.5.6 Charakterisierung des Gesamtcampus

Das Corpus besteht aus 22 Interviews von größtenteils jeweils 45-60 Minuten Dauer. Die Transkriptionen ergaben im Schnitt 800 Zeilen pro Interview; der Gesamtumfang beträgt rund 17 000 Zeilen. Interviewt wurden 10 Männer und 12 Frauen. Bei 3 Interviews mit Männern waren auch Frauen (mit längeren Redeanteilen) beteiligt. 14 der Interviewten sind verheiratet, 8 sind alleinstehend, 12 wohnen in einem Wohngebiet mit hohem EinwanderInnenanteil, 15 in einem Wohngebiet mit geringem EinwanderInnenanteil; in einigen Fällen beziehen sich die Interviewten auch auf Wohngebiete, in denen sie früher (oft sehr lange) gelebt haben. Die Aufnahmen sind in fünf Großstädten des Ruhrgebiets durchgeführt worden (Duisburg, Essen, Gelsenkirchen, Mülheim, Oberhausen). Die Wohndauer beträgt in der Regel mehrere Jahre oder Jahrzehnte. Die Altersstruktur ist ausgeglichen: 18-30 Jahre: 5; 31-40: 5; 41-50: 6; 51-60: 3; 61-70: 3; 71 und älter: 2. Beim Schulabschluß haben wir einen (gewollten) Überhang von Menschen mit Haupt-/ Volksschulabschluß von 17 gegenüber 7 mit Abitur/Studium. Dies trägt tendenziell den Verhältnissen in der Gesamtbevölkerung Rechnung. Politische Präferenzen sind ebenfalls querbeet gestreut: neun der Interviewten nannten SPD und sechs CDU, 3 die FDP, je eine(r) moderat links und Grüne; drei hatten keine politischen Präferenzen. Bei der Zeitungslektüre werden am häufigsten die „großen Familienzeitungen“ genannt (17mal); 6mal wird BILD genannt; 4mal Der Spiegel; 2mal der und Stern, je 1mal das Handelsblatt, die Bunte, die FAZ, die FR, die Taz, die Zeit (häufige Mehrfachnennungen); 2 Personen geben an, keine Zeitungen zu lesen. Der Fernsehkonsum ist tendenziell hoch: die meisten sehen zwischen 2 und 5 Stunden täglich fern; nur 6 Personen sehen weniger als 2 Stunden TV am Tag. Bevorzugt werden allgemein Nachrichten und Unterhaltungssendungen. Neun geben an, viele Bekannte zu haben; 11 eher wenig (einige machten hierzu keine Angaben). 13 haben viel Kontakt zu ihren Bekannten, 8 eher wenig oder gar keine Kontakte.

⁴⁶ Die von den Interviewenden gemachten Angaben wurden anhand offizieller kommunaler Statistiken überprüft.

Insgesamt läßt sich sagen, daß die 22 Interviews einen relativ soliden Querschnitt durch die derzeitige (städtische) Bevölkerung darstellen. Ländliche Gebiete sind (bisher) aus der Untersuchung ausgeschlossen.⁴⁷

(Über die Interviewten läßt sich jedoch noch einiges mehr sagen. In den Gesprächen wurde oft über lange Strecken auch über alltägliche Dinge gesprochen, die nicht das Verhältnis bzw. die Einstellung zu EinwanderInnen betrafen. Meist reichen diese Aussagen aus, um so etwas wie eine „Grundhaltung“ der Interviewten skizzieren zu können. Auch solche Gesprächsphasen sind bei der Auswertung mit berücksichtigt worden.)

1.5.7 Das Analyseverfahren

1.5.7.1 Zum Transkriptionsverfahren

Bei der Verschriftlichung der Interviews wurde ein ganz schlichtes Transkriptionsverfahren angewendet: Die Transkribenten sollten das aufschreiben, was sie hörten, wobei sie sich in Zweifelsfällen an die Rechtschreibnorm halten sollten. Dialektale und umgangssprachliche Besonderheiten sollten erhalten bleiben, Pausen, Auslassungen, Unverständlichkeiten markiert werden etc. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch die Intonation etc. für die Diskursanalyse wichtig sein könnte. Wir stellten aber bei Vortests fest, daß die Erkenntnisse, die daraus für die Interpretation der Interviews gewonnen werden können, erstens in keinem Verhältnis zum Aufwand stehen, und ferner, daß sie im Vergleich zu den Ergebnissen der Untersuchung anderer Textaspekte nicht wirklich etwas Neues zu Tage fördern.⁴⁸

1.5.7.2 Leitfaden zur Analyse der Interviews (Materialaufbereitung)

Die Aufbereitung der transkribierten Interviews wurde anhand des folgenden Leitfadens vorgenommen, wobei darauf verwiesen werden muß, daß

⁴⁷ Die Addition der Angaben erreicht nicht in jedem Fall die Zahl 22. Gelegentlich wurden vage Angaben gemacht, so etwa bei der Frage nach Bekannten (mal so, mal so). Ist z.B. die Zahl 22 überschritten, so liegt das daran, daß an einigen Interviews mehrere Interviewte beteiligt waren.

⁴⁸ Untersuchungen der Intonation etc., aber auch bestimmter paralinguistischer Phänomene, sind als solche sicherlich interessant und tragen dazu bei, zu neuen theoretischen Erkenntnissen zu gelangen. Sie sollen deshalb nicht abgewertet werden. Im Rahmen unserer Untersuchung sind sie jedoch eher zu vernachlässigen.

diese grobe Vorgabe je nach den qualitativen Besonderheiten des Interviews modifiziert wurde, um jeglichen Formalismus zu vermeiden. Die folgenden Codierungen ergeben im übrigen keine „logische“ Reihenfolge oder gar eine „Gliederung“. Die nachfolgende Analyse/Interpretation beruft sich i.R. ohnedies auf mehrere der herausgearbeiteten Materialbereiche.

Analyseleitfaden

1. Interviewsituation
 - 1.1 Interviewte Person(en), Verhältnis zur/m InterviewerIn, Vorgespräche etc.
 - 1.2 Konkrete Interviewsituation (wo, wann, wer war noch dabei, in welcher Atmosphäre? etc.)
 - 1.3 Gesamtcharakterisierung der Situation
2. Materialaufbereitung
 - 2.1 Gliederung in Sinneinheiten
 - 2.2 Insgesamt angesprochene Themen
 - 2.3 Themen zu EinwanderInnen
 - 2.3.1 Welche Nationalitäten?
 - 2.3.2 Cinti und Roma
 - 2.3.3 Juden
 - 2.4 Charakterisierungen dieser EinwanderInnen
 - 2.4.1 Genetische Aussagen
 - 2.4.2 Kulturelle Aussagen
 - 2.4.3 Positive Aussagen
 - 2.4.4 Sexistische Aussagen
 - 2.5 Art und Form der Argumente: Strategien der Selbst- und Fremddarstellung etc.
 - 2.6 Quellen des Wissens
 - 2.6.1 Eigene Erfahrung
 - 2.6.2 Bekannte
 - 2.6.3 Medien (Zeitungen/Fernsehen)
 - 2.6.4 Andere Quellen
 - 2.7 Redewendungen und Sprüche
 - 2.8 Narrative Strukturen
 - 2.9 Syntaktische Besonderheiten
 - 2.9.1 Pronomina
 - 2.9.2 Interjektionen (insbesondere „Gesprächswörter“ wie eh, ne?! newar?! u.ä.)
 - 2.10 Kollektivsymbole
 - 2.11 Metaphern

- 2.12 Implikate
- 2.13 Bedeutungsfelder (Substantive, Adjektive, Verben)
- 2.14 Allgemeiner Stil
- 2.15 Allgemeiner Wortschatz
- 2.16 Funktion des/r InterviewerIn
- 2.17 Selbstdarstellung des/der Interviewten
- 2.18 Darstellung und Funktion weiterer TeilnehmerInnen am Interview durch den/die Hauptinterviewte(n)⁴⁹

1.6 Ablauf und Durchführung des Projekts

Ziel des Projekts war es, eine explorative Paralleluntersuchung zu den empirischen Untersuchungen van Dijks für die Bundesrepublik Deutschland durchzuführen.⁵⁰ Nach längerer Vorbereitung in einer Arbeitsgruppe des

⁴⁹ Die Anwendung dieses Instrumentariums ist mit den ProjektteilnehmerInnen am konkreten Material erprobt und „gelernt“ worden.

⁵⁰ Hier gibt es eine ganze Reihe von Untersuchungen zu verschiedenen rassistischen Diskursen, insbesondere zu den Medien, zum Erziehungsdiskurs etc. (Vgl. dazu auch den Überblick bei Jäger 1991d) Die Untersuchungen von Leiprecht 1990 und 1991 und von Held u.a. 1991 erkunden politische Einstellungen von lohnabhängig beschäftigten Jugendlichen. Diese Untersuchungen ergänzen unseren Versuch in beeindruckender Weise. Die Autoren gehen von ähnlichen rassistischtheoretischen Voraussetzungen aus wie wir und stützen sich zudem, insbesondere wo es ihnen um die Entwicklung anti-rassistischer Jugendarbeit geht, auf handlungstheoretische Konzepte, wie sie im Umfeld der Kritischen Psychologie auf Grundlage der Kulturhistorischen Schule Wygotzkis und A.N. Leontjews entwickelt worden sind. Sie arbeiten u.a. auch mit nicht-standardisierten Interviews, verwenden aber (als Politologen und Psychologen) Analyse- und Interpretationsverfahren, die nicht an der Diskurstheorie orientiert sind, wie dies bei unseren Versuchen der Fall ist.- Eine große empirische Untersuchung zu Rassismus bei Jugendlichen aus der ehemaligen DDR stellt Friedrich/Netzker/Schubarth 1991 und Schubarth/Friedrich 1991 dar. Vgl. auch Friedrich/Schubarth 1991. Es handelt sich um die Analyse von Befragungen von ca. 2800 Jugendlichen von 7. - 12. Klassen in schriftlicher Form im Gruppenverband, die Ende 1990 durchgeführt wurden. Themenkomplexe der Vorgaben waren Rechtsextremismus, Kriminalität und Einstellungen zu „Ausländern“. Die Analysen arbeiteten mit standardisierten vorgegebenen Antworten wie „Es sind zu viele“ etc. und ergänzten ihre Resultate durch Vergleiche mit einer Umfrage, die das ehemalige Leipziger Zentralinstitut für Jugendforschung im Herbst 1990 für alle Altersgruppen durchgeführt hat u.a. mit Einschätzungsskalen von +5 bis -5. Die Übereinstimmung mit dieser Umfrage, so schreiben die Autoren, ist beeindruckend. Sie schätzen die Situation wie folgt ein: „Vieles spricht dafür, daß wir in Ostdeutschland erst am Anfang einer Radikalisierung unter Teilen der Jugendlichen stehen.“ (Friedrich/Schubarth 1991, S. 1064) Auch diese Untersuchung zeigt, daß es und wie verbreitet es Rassismus unter Jugendlichen

Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung (DISS) wurde um die Jahreswende 1990/91 in Verbindung mit einem Forschungs-Seminar an der Universität GH Duisburg ein Set von 22 nicht standardisierten Interviews (Tiefeninterviews) von jeweils 45-60 Minuten Dauer erhoben, transkribiert und zunächst als Material aufbereitet (vgl. dazu Jäger 1991c).⁵¹

Auf der Grundlage dieser Materialaufbereitungen wurden die Interviews jeweils einzeln analysiert und interpretiert. Die Ergebnisse wurden in der Arbeitsgruppe diskutiert und kritisiert und danach i.a. noch mehrfach überarbeitet. Wegen des Umfangs der Einzelinterpretationen konnten nicht alle in diesen Projektbericht aufgenommen werden. Wir haben versucht, eine Auswahl zu treffen, die das Gesamtcorpus und in ihm graduell unterschiedliche Verstrickungen in rassistische Diskurse in etwa repräsentiert.⁵² Die jeweils individuellen Aspekte der Einzelinterpretationen sind durchaus mit Absicht erhalten geblieben.

Knappe Inhaltsangaben aller Interviews geben einen genaueren Überblick über das Gesamt-Corpus.

Die Interviews und die so erarbeiteten Materialaufbereitungen sowie die Einzelanalysen stellen die Basis für die synoptische Analyse dar.⁵³ Diese zielt darauf ab, die allgemeinen Schlußfolgerungen aus dem Projekt, die den Abschluß dieses Buches bilden, zu erleichtern.

aus der ehemaligen DDR gibt und an welchen Themen er sich festmachen läßt. Auch dazu wäre eine ergänzende qualitative Analyse wünschenswert.

- 51 Die Interviews sind in dem Material-Band (Jäger 1991b) so wiedergegeben, wie sie von den StudentInnen und weiteren Mitarbeitern des DISS transkribiert wurden. In diesem Zeitraum eskalierte die Golfkrise und tobte ab 15.1.1991 der Krieg. Die Spuren dieser Ereignisse sind den Interviews an vielen Stellen abzulesen. Die Materialaufbereitungen zu den Interviews wurden von den jeweiligen InterviewerInnen vorgenommen, dann aber von mir und einem/einer zusätzlichen „BerichterstatterIn“ überprüft, korrigiert und in der Forschungsgruppe diskutiert. Die Korrekturen und Protokolle der Diskussionen wurden als zusätzliches Material berücksichtigt sowie in die endgültige Materialaufbereitung einbezogen. Der Gesamtumfang der Materialaufbereitungen beträgt 1700 Seiten.
- 52 Einzelanalysen wurden zu allen Interviews durchgeführt. Doch nicht alle Interviews wurden so umfassend interpretiert wie die in diesem Band abgedruckten. Da absehbar war, daß aus Platzgründen nur ein Teil der Interviewanalysen abgedruckt werden konnte, wurde eine Vorauswahl derjenigen Interviews getroffen, die uns als typisch für das Gesamtcorpus erschien.
- 53 Die synoptische Analyse konnte sich auf eine Datenbank stützen, die ich zusammen mit Hermann Cölfen und Frank Wichert aufgebaut habe. Auch für die Korrelation der Sozialdaten mit den inhaltlichen Kategorien konnte EDV-Hilfe in Anspruch genommen werden. Für die Aufbereitung dieser Daten danke ich Hermann Cölfen.

Offen sei gesagt, daß dieses Projekt (zumindest zu einem Teil) im Rahmen universitärer Qualifikationserfordernisse durchgeführt wurde. Die hohe Motivation aller Beteiligten und die Bereitschaft, sich in einem forschungsbezogenen Hauptseminar einem Arbeitsaufwand zu unterziehen, der den Rahmen des Üblichen bei weitem sprengt, dürfte aber aus etwas anderem resultieren. Unser Interesse an diesem Projekt ist und war kein (rein) akademisches, sondern wir wollen zur Entschärfung eines drängenden gesellschaftlichen Problems beitragen: soziale und politische Bewältigung des Rassismus, den wir als eine Gefahr für die Demokratie ansehen.⁵⁴ Angesichts der derzeitigen weltweiten politischen, sozialen und ökonomischen Turbulenzen ist abzusehen, daß sich dieses Problem in den kommenden Jahren weiter zuspitzen wird. Es ist daher erklärte Absicht der MitarbeiterInnen an diesem Projekt, auf der Grundlage ihrer Ergebnisse Konzepte antirassistischer Erziehung und Handlungsmöglichkeiten zu diskutieren und/oder besser diskutierbar zu machen.⁵⁵

1.7 Mitarbeit(erInnen)

Ohne die Mitarbeit von Studierenden der Universität GH Duisburg wäre es völlig aussichtslos gewesen, ein solches Projekt durchzuführen.⁵⁶

Ich danke den folgenden Studierenden der Universität GH Duisburg, die die Interviews durchgeführt, transkribiert und Materialaufbereitungen vorgenommen haben:

Silke Schledorn, Sabine Ulrich, Sabine Walther, Stephan Groppe, Stefanie Hansen, Dirk Retzlaff, Veronika Haarhaus, Hermann Cölfen, Erika Klinner, Frank Wichert, Andreas Quinkert, Ingrid Elm, Margret Jäger, Marion Meyboom, Aygül Arslan, Ulrike Busse, Sabine Hansen, Catherine Peyre, Angelika Müller, Sabine Berchem, Anja Sklorz.

Einzelinterpretationen von Interviews wurden zu diesem Band beigesteuert von Ulrike Busse, Stefanie Hansen, Margret Jäger, Angelika Müller, Anja Sklorz, Sabine Walther, Hermann Cölfen, Andreas Quinkert und Frank Wichert. Ihre maßgebliche Mitarbeit an diesem Projekt besteht jedoch nicht nur darin. Sie haben zudem in besonderer Weise zum

⁵⁴ Vgl. zur genaueren Begründung S. Jäger/M. Jäger 1991.

⁵⁵ Diese Diskussion hat zwar begonnen. Man vergleiche etwa die in Leiprecht 1991, Kalpaka/Räthzel 1990, Cohen 1990 oder Auernheimer 1990 unternommenen Vorstöße. Wir gehen aber davon aus, daß sprachwissenschaftlich-diskursanalytische Beiträge hierzu weitere Anregungen ermöglichen können.

⁵⁶ Die erforderliche Basisfinanzierung wurde durch das Duisburger Institut für Sprach- und Sozialwissenschaften (DISS) und durch private Mittel abgedeckt. Besonders erwähnen möchte ich die Mitglieder des Förderkreises des DISS, die uns eine kontinuierliche Arbeit überhaupt erst ermöglicht haben.

Abschluß dieser Studie dadurch beigetragen, daß sie jeweils mehrere Vorlagen von Interpretationen anderer Mitglieder der Arbeitsgruppe durchgearbeitet und verbessert haben. Das gilt teilweise auch für andere Teile dieses Buches.

Erste Ergebnisse des Projektes wurden auf einem Colloquium des DISS vom 11. bis 13. 10. in Düsseldorf sowie auf einem Linguistischen Colloquium unter der Leitung von Konrad Ehlich am 26.11.1991 an der Universität Dortmund vorgestellt und diskutiert. Anregungen und Kritik, für die ich mich herzlich bedanke, konnten für diese Veröffentlichung berücksichtigt werden. Bedanken möchte ich mich ebenfalls bei Ute Gerhard und Jürgen Link (Universität Bochum/Diskurswerkstatt Bochum), mit denen wir Teile unserer Arbeitsergebnisse auf einem workshop besprechen konnten.

2. Überblick über alle Interviews: Kurze Inhaltsangaben⁵⁷

Die folgenden Kurzdarstellungen dienen dem Zweck, einen Überblick über die Inhalte aller Interviews zu bieten. Sie beschränken sich auf knappe Charakterisierungen der Interviewten und der wesentlichen Inhalte und Schwerpunkte der Interviews.

Interview Nr. 1: „Das Boot ist voll“!⁵⁸

Wenn die 52-jährige kaufmännische Angestellte mit Hauptschulabschluß, die z.Zt. arbeitslos ist, von „Ausländern“ spricht, meint sie ausschließlich Türken. Diese sind in ihren Augen schmutzig, lassen Häuser verwahrlosen, haben eine andere Mentalität, und sie meint, die türkische Frau sei stark benachteiligt.

Da „wir“ in Deutschland unter „Platznot“ leiden, sei es besser, wenn die „Ausländer“ nicht hierher kommen und „den Leuten“ in ihren Ländern geholfen werde.

Ihre ablehnende Haltung trägt die Interviewte mit Hilfe von „Opfer-Täter-Verkehrungen“ vor: Sie sieht die Deutschen als diejenigen an, die benachteiligt sind, weil sie z.B. in Gebieten leben müssen, in denen viele Ausländer wohnen (1/108f.).

Ihren Urlaub, den sie in der Türkei verbracht hat und bei dem sie mit der dort herrschenden Armut konfrontiert wurde, verarbeitet sie auf folgende Weise:

... es kann nicht jeder, eh, eh, dem es in seinem Land schlecht geht, die Bundesrepublik Deutschland als Angelhaken ergreifen und sagen, hier ist der goldene Westen, hier geht es mir toll, hier kann ich toll leben; ich finde es im Grunde besser, wenn man Unterstützungen gibt, daß die Leute sich in ihren eigenen Ländern wohl fühlen und daß sie in ihrem eigenen Land, eh, Lebensbedingungen vorfinden, die, eh, so sind, daß man eben menschenwürdig, eh, dort wohnen kann, das würde ich also eher begrüßen, als daß die Leute alle in unser Land einfließen... (1/191-201)

Wenn diese Menschen aber schon mal hier sind, dann sollen sie sich anpassen. Dabei gesteht diese Frau ihnen durchaus zu, ihre kulturelle Eigenständigkeit zu bewahren. Allerdings bleibt dies ein sehr abstraktes Zugeständ-

⁵⁷ Bei den folgenden Kurzdarstellungen wird auf detaillierte Angaben zur Person verzichtet. Ich verweise dazu auf den tabellarischen Überblick in Jäger 1991b, S. 19-21, sowie auf die Angaben zur Person, die dort jedem Interview vorangestellt sind. Die Inhaltsangaben bzw. Kurzkommentare wurden i.R. von den Interviewenden verfaßt und nur leicht überarbeitet. Die Zahlen in Klammern weisen auf die Code-Nr. des Interviews und auf die Zeilennummern hin.

⁵⁸ Interviewerin: Silke Schledorn, Aufnahmedatum: 16.12.1990

nis. Denn wenn sie präzisiert, in welchen Bereichen sich die EinwanderInnen anpassen müssen, nennt sie solche „kulturellen“ Bereiche wie Sprache, Wohnkultur, Sauberkeit etc. (1/239ff.)

Dezierte Ausführungen macht die Interviewte zur Situation türkischer Frauen, deren Lage sie „miserabel“ findet, weil sie von ihren Männern unterdrückt und diskriminiert werden. (1/472 ff.)

Positiv findet sie bei den Ausländern, daß sie Nachbarschaft pflegen und sich gegenseitig stützen. Sie versorgen ihre Kranken und schieben sie nicht ab. (1/518) Solche positiven Bemerkungen erfolgen aber eher am Rande. Sie können die Tatsache nicht verbergen, daß rassistischen Haltungen und Meinungen bei der Interviewten dominieren.

Dabei hat sie nach eigenen Angaben persönlich bisher keine schlechten Erfahrungen mit Ausländern gemacht (1/143), trotzdem konstatiert sie selbst, daß sie „etwas ausländerfeindlich eingestellt wirke“. (1/177)

Die Wiedervereinigung, meint sie, sei für den Osten gut, für den Westen hingegen von Nachteilen begleitet. Auch hier schlägt sie vor, man solle das Geld in die (ehemalige) DDR pumpen, damit die Leute dableiben, denn - und das ist wichtig für die Gesamtargumentation - die BRD ist „voll“. Dieses Denkmuster durchzieht das gesamte Interview.

Interview Nr. 2: „Dreck für die Dritte Welt!“⁵⁹

Der 50jährige Studienrat, der sich für das Interview den Namen „Modern walking“ zugelegt hat, verwendet die Strategie der Objektivierung und Absicherung seiner Aussagen durch Zahlen, Fakten und dergleichen. (z.B. 2/129, 143f. 386f.)

„Modern Walking“ fordert eine „Überprüfung“ des Asylrechts; d.h. für ihn eine Verschärfung: politische Flüchtlinge sollen weiterhin anerkannt werden, „Wirtschaftsflüchtlinge“ sollen schneller ausgewiesen werden. Dieses „Problem“ will er auch dadurch gelöst sehen, daß ökologisch stark belastete Industriebetriebe (Schwerindustrie etc.) ihren Produktionsstandort in die 3. Welt verlegen.

Damit trägt er ein ziemlich selten zu hörendes Argument vor: seines Erachtens ist es aus ökologischen Gründen sinnvoll, Schwerindustrie in die dritte Welt zu verlagern, damit wir hier mehr Grünflächen haben. (2/410/411) Hierbei ist bedeutsam, daß „MW“ politisch zu den Grünen tendiert.

Dann und wann gleitet „MW“ in geradezu völkische Begrifflichkeiten ab: Seine Frau ist für ihn „vom Blut her“ eigentlich Französin (2/317f.) „Er“ habe dem Staat bereits drei Kinder geschenkt. (2/541)

⁵⁹ Interviewerin: Sabine Ulrich, Aufnahmedatum: 14.1.1991.

Hinsichtlich der Frauenemanzipation übt „MW“ repressive Toleranz: Die Frauen sollen sich emanzipieren, aber bitteschön, so wie er es für richtig hält. (2/610f.) „Emanzen“ und solche, die nur die schlechte Praxis der Männer wiederholen, sind ihm ein Greuel.

„Modern Walking“ kann insgesamt als Vertreter der Elite begriffen werden; aus der Art und Weise seiner Argumentation läßt sich herauslesen, daß er auch dieses Selbstverständnis verinnerlicht hat: Er bemüht sich, seine Vorurteile in positive Aussagen zu kleiden. Er steht analysierend über den Dingen. Dazu gehört, daß er häufig auf die Geschichte verweist. Er versucht sich auch in Sprachspielen und Neukreationen; z.B. bezeichnet er sich als „Robin Hood im Reiheneigenheim“ (4). Er pflege eine „Ordnung inner Unordnung“ (2/9), er lebe im „Mittelschichtsghetto“ (2/71) etc.

Interview Nr. 3: „Wer sich nicht anpaßt, den muß man abschieben!“⁶⁰

Interviewt wurde ein 70jähriger ehemaliger Bergmann; seine 68jährige Ehefrau nahm an dem Gespräch teil und beanspruchte, ohne zu dominieren, eigene Redeanteile.

Bei beiden Interviewten zeigte sich ein sehr deutliches Leistungs- und Anpassungsdenken: Wer sich nicht anpaßt, den muß man abschieben. Meßlatte für die Anpassung ist ein explizit „deutscher“ Tugendkatalog: Fleiß und Sauberkeit.

Das Interview enthält die gesamte Palette von „Gründen“, die derzeit herangezogen werden, die Anwesenheit von EinwanderInnen in unserem Land abzulehnen. Erstaunlich ist, daß diese Argumentationen im allgemeinen in sehr „gemütlicher“ Form vorgetragen werden. Die Interviewten sind nicht aggressiv, sondern von beinahe unheimlich wirkender Freundlichkeit. Im Zentrum ihres Denkens steht die Frage, was normal sei und was nicht. Der von ihnen als normal angesehene deutsche Alltag eines Rentnerehepaars, das in bescheidenem Wohlstand lebt, wird gelassen bejaht; ebenso gelassen wird alles davon Abweichende oder dies Bedrohende abgelehnt. Dabei zeigt sich auch ein gewisser Fatalismus gegenüber solchen Gefahren, gegen die man sowieso nichts machen kann. Das alles geschieht nicht ohne eine gewisse Toleranz und Abgeklärtheit. Wenn sich die Fremden bemühen, sich an „unsere“ Sitten und Gebräuche anzupassen, werden sie respektiert. Geschieht dies nicht, ja, dann kann man eben nichts machen; dann muß man „sie“ abschieben.

Dabei sind beide Gesprächspartner bemüht, nicht als Unmenschen zu erscheinen: Immer dann, wenn harte Begründungen von der allgemeinen Ablehnung von EinwanderInnen bis hin zur Forderung von Abschiebung von Flüchtlingen vorgebracht worden sind, folgt mit Regelmäßigkeit eine Relativierung: Es gibt überall gute und schlechte Menschen; oder sie betonen be-

⁶⁰ Interviewer: Siegfried Jäger, Aufnahmedatum: 11.1.1991.

stimmte körperliche Vorzüge z.B. bei Cinti und Roma, die „nette Frauenzimmer“ oder deren Kinder „schöne Augen“ haben.

Besonders der Mann liebt Anekdoten und Erzählungen, wobei hier viele narrative Einsprengsel auftauchen, in denen ein offener Antisemitismus geäußert wird. Auch Cinti und Roma werden - als Prototypen unerwünschter Fremder - scharf abgelehnt.

Trotz seiner naturalisierenden und rassistischen Grundhaltung finden sich vor allem bei dem ehemaligen Bergmann durchaus Relikte von Klassenbewußtsein, weiß er „die da oben“ von „denen da unten“ zu unterscheiden.

Interview Nr. 4: „Was ich für ausgesprochenen Blödsinn finde!“⁶¹

Bei diesem 60jährigen ehemaligen Kranführer, der nun Rentner ist, dominieren in den Passagen, in denen es um EinwanderInnen geht, die Argumente, die häufig gegen EinwanderInnen vorgetragen werden: Zum einen finden sich sogenannte „Raum-Argumente“: Der Interviewte hat Angst vor den vielen EinwanderInnen und sieht den „Zustrom“ (4/88) weiterer Menschen als Bedrohung an. Des weiteren äußert er sogenannte „Wegnehm-Argumente“: Die EinwanderInnen nehmen Arbeitsplätze und Wohnungen weg. (4/135, 144) und sogenannte „Leistungsargumente“: Flüchtlinge, die er „Asylanten“ nennt, sind nach seiner Ansicht vornehmlich „Scheinasylanten“. Schließlich hätten sie immer noch genug Geld für die Überfahrt, hätten also auch in ihrer Heimat bleiben können. Feste und Bräuche des Islam, z.B. den Ramadan, sieht er als Blödsinn an. (324 ff.)

Insgesamt ist der Interviewte sehr leistungsorientiert, nicht aufmüpfig, sondern er fügt sich in sein Schicksal. Das wird vor allem auch an seinen Äußerungen zu den DDRlerInnen deutlich. Diese haben seiner Ansicht nach keine Arbeitsmoral, und insofern kommen die Türken bei ihm „besser weg“ als die Ex-DDR-Deutschen, weil sie hier ihre Arbeit machen. Trotz all dieser ablehnenden Argumente, sieht er jedoch die BRD als ein Einwanderungsland. (4/230)

Auch in diesem Interview gibt es mehrere Passagen, in denen es um die Juden geht; dabei werden die Juden aber eher als „normale“ EinwanderInnen angesehen. Antisemitische Einstellungen, z.B. gegenüber dem hohen Qualifikationsstand von Juden, der sie dazu befähige, über Menschen zu herrschen, klingen aber an. (4/126ff., 205ff., 349ff.)

⁶¹ Interviewerin: Sabine Walther, Aufnahmedatum: 3.1.1991.

Interview Nr. 5: „Un packen ein direkt am Knie!“⁶²

Diese 18-jährige Bürogehilfin, die noch in der Lehre ist, spricht nicht nur über EinwanderInnen und Flüchtlinge, sondern auch darüber, wie Jugendliche aus unteren sozialen Schichten in ihren Cliques leben und denken.

Die Türken in ihrer Clique zählt sie zu ihren Freunden (5/297ff.), da diese sich größtenteils an die deutschen Lebensverhältnisse angepaßt haben. (5/299) Dennoch argumentiert auch sie rassistisch, wenn sie die sexuellen Belästigungen durch Einwanderer (Türken, Tamilen, Libanesen) in den Vordergrund ihrer Erörterung stellt - sie fühlt sich von ihnen „angemacht“. (5/417f./490)

Im Verlauf des Interviews revidiert die junge Frau zwar ihre anfängliche Forderung nach Anpassung der Einwanderer an deutsche Lebensverhältnisse (5/600), doch betont sie, daß durch Anpassung viele Konflikte vermieden werden könnten. (5/309f.) In diesem Zusammenhang äußert sie auch Verständnis für die herrschende Ausländerfeindlichkeit. (5/310-313) Während die sexuellen Belästigungen durch Einwanderer auf eigenen Erfahrungen beruhen (5/485ff.), stützt sie sich auf die Erzählungen ihrer Freundinnen und ihrer Mutter bei ihrer Behauptung, daß Libanesen stehen. (5/390ff.) Die Bedrohung, die oftmals von den »aggressiven« Türken ausgeht, unterstreicht sie durch die mehrmalige Erwähnung der Erfahrung, daß diese in den Konfliktsituationen oft das Messer ziehen. (5/302, 332) Als persönliches Hauptkriterium der Unterscheidung zwischen »guten« und »schlechten« EinwanderInnen dient ihr eine „Normalitätsgrenze: „Ja, die sind ganz normal, also - so wie wir.“ (5/555) Diese Norm ist hauptsächlich durch das als normal empfundene Verhalten der Menschen in ihrer Clique geprägt, scheint darüber hinaus aber auch Ausdruck der „deutschen Normalität“ zu sein. Obwohl sie auch die Skinheads als Abweichler von dieser Norm betrachtet (5/437ff.), sind es doch in ihrer Wahrnehmung vornehmlich die Türken, die für Ärger sorgen. (5/530ff.) Insbesondere auch in Verbindung mit sexuellen Belästigungen durch Libanesen gerät die Interviewte so auf eine kulturell-rassistische Argumentationsschiene. (5/494f.)⁶³

Interessant und außergewöhnlich ist ihre Erklärung, warum Deutsche und Türken sich nicht verstehen:

Jaja, ja vielleicht liecht et an den Deutschen, kann sein. Abber ich weiß nich, wenn, wenn die Tü-, wenn die Türken, mit den wir uns gut verstehn, sich hier zurechtfinden, dann können dat ja die andern genauso gut. Also dann wüßt ich nich, warum dann die Deutschen daran schuld sind, sonst würden werr uns ja mit gar keinen Türken verstehen. (5/530-536)

⁶² Interviewer: Stephan Groppe, Aufnahmedatum: 6.1.1991.

⁶³ Auf die Problematik der Unterscheidung von kulturellem und genetischem Rassismus, die in der Diskussion des Rassismusbegriffs heute noch allgemein vorgenommen wird, wird besonders bei der synoptischen Analyse eingegangen werden müssen.

Hier sieht man ganz deutlich, daß das eigene Verhalten und vor allem die eigenen Erfahrungen in der Clique absolut gesetzt werden. Diese werden verallgemeinert und auf das gesamte Zusammenleben zwischen Einwanderern und Deutschen übertragen.

Interview Nr. 6: „Man kann nicht alle Asylanten über einen Kamm scheren!“⁶⁴

Der 23jährige Student der Vermessungstechnik hat für alles Verständnis. „Jörg“ versteht, warum Menschen aus fernen Ländern, in denen Armut und Krieg herrschen, hier leben wollen; er versteht, wenn Menschen ausländerfeindlich werden, weil so viel Geld für Flüchtlinge ausgegeben wird; er versteht alles - und sagt: „ich wüßt auch keine Lösung dafür...“ (6/430)

Er ist sehr vorsichtig und bemüht sich, nicht rassistisch zu wirken, was ihm aber meist nicht gelingt. Er hat eine positive Einstellung gegenüber der Vereinigung Deutschlands und verurteilt mehrfach uns Eingeborene. Auch äußert er sich zum Thema „Frauen in die Bundeswehr“. Er ist dafür - wegen der Gleichberechtigung.

Interview Nr. 7: „Die Welt ist schön!“⁶⁵

Bei „Heinz“, einem 43-jährigen Techniker mit Abitur, handelt es sich um einen Mann, für den die Welt in Ordnung ist. Er verdient gut, besitzt ein Haus, wird von seiner Umgebung geachtet. Ausländer sind für ihn „kein Problem“, wenn sie sich anpassen, was die „Vernünftigeren“, sprich: die Gebildeteren unter ihnen, auch tun. Er selbst empfindet sich als „Zugereister“, weil er vor Jahren aus der Eifel in den gutsituierten Stadtteil gezogen ist. Er engagiert sich in der Kirche und in der CDU. Die Stadt empfindet er als „schön“, auch die Wiedervereinigung ist „schön“. Er kennt keine Einwanderer, außer einem äthiopischen Mann, auf dessen „kulturelle“ Schwierigkeiten er aufmerksam macht: Er sei autoritär.

Interview Nr. 8: „Liebe Nachbarinnen habe ich!“⁶⁶

Die 79 Jahre alte Frau, eine ehemalige Hausangestellte, berichtet über eine Geburtstagsfeier, die sie bei einer Koreaner-Familie erlebt hat. Dabei hebt sie relativ naiv die positiven Seiten dieser gebildeten und wohlhabenden Familie hervor. Sie erzählt darüber hinaus einige Geschichten aus ihrem

64 Interviewerin: Stefanie Hansen, Aufnahmedatum: 6.1.1991.

65 Interviewer: Dirk Retzlaff, Aufnahmedatum: 3.1.1991.

66 Interviewerin: Veronika Haarhaus, Aufnahmedatum 14.1.1991.

Leben, in dem sie jedoch ansonsten keine Berührung zu EinwanderInnen oder Flüchtlingen gehabt hat. Naivität zeigt sich auch, wenn sie Skins mit Bundeswehr-Soldaten verwechselt, zu denen sie offenbar einen guten Draht hat: ihre Wahrnehmung der Wirklichkeit ist sehr schlicht und egozentriert.

Interview Nr. 9: „Es is nich dat, wat man als wunderbar empfinden kann!“⁶⁷

Dieser 31-jährige Chemiarbeiter ist gelernter Bäcker, hat aber seinen ursprünglichen Beruf aufgegeben, weil er mit der Arbeit, der Arbeitszeit und der Bezahlung nicht mehr zufrieden war.

Er macht sich Sorgen um die Aufrechterhaltung des bestehenden Lebensstandards, den er durch die kommenden Veränderungen in Europa und die steigende Zahl von EinwanderInnen gefährdet sieht.

Rassistische Äußerungen finden sich vor allem im Bereich eines „kulturellen Rassismus“. Er fordert von den EinwanderInnen strikte Anpassung an deutsche Lebensweisen, wobei er allerdings die Forderung nach Anpassung auch auf den hypothetischen Fall einer Einwanderung seinerseits in ein anderes Land bezieht. Außerhalb dieses Konzeptes kann er sich keine Lösung vorhandener kultureller Konflikte vorstellen.

Seine Erfahrungen mit EinwanderInnen in Deutschland beschränken sich auf die mit Türken. Außerdem hat er in Ägypten in einem Arbeitsurlaub Erfahrungen mit einer anderen Kultur gemacht.

Kommunales Wahlrecht für EinwanderInnen lehnt er ab, obwohl er von seinem eigenen Wahlrecht keinen Gebrauch macht. Er hält z.B. die Türken für noch nicht „reif“ genug und befürchtet, daß sie im Falle der Gewährung von Wahlrecht zu viel von ihrer „noch unreifen“ Kultur einbrächten.

Er sieht sich selber nicht an seine Nationalität gebunden, sondern orientiert sich in dieser Hinsicht an seiner „geographischen Herkunft“. Deshalb glaubt er auch nicht, speziell deutsche Eigenschaften zu haben.

Interview Nr. 10: „Ich möchte nich in sowas hineinfallen, daß ich denke, das is mein Land, und das is mein, mein, mein!“⁶⁸

Das Interview wurde mit einer 25-jährigen Studentin der Ökonomie („Leila“) durchgeführt, die sich selbst als gläubige Christin bezeichnet. Bei ihr tauchen keine direkt rassistischen Äußerungen auf, und sie bemüht sich, dem herrschenden rassistischen Diskurs zu entgehen, dies allerdings nicht immer mit Erfolg.

⁶⁷ Interviewer: Hermann Cölfen, Aufnahmedatum: 30.12.1990.

⁶⁸ Interviewerin: Erika Klinner, Aufnahmedatum: 3.1.1991.

Ihre Religion prägt „Leilas“ gesamte Persönlichkeit - auch das, was sie über EinwanderInnen sagt. Sie verallgemeinert selten, trotzdem unterlaufen ihr einige „Entgleisungen“: „die“ Ausländer seien lauter als „die“ Deutschen (10/90 f.); „sie“ machen die Gegend unsicher (10/305 ff.3) etc. Sie hat Verständnis für Flüchtlinge und »Ostdeutsche« und stellt sich selbst nicht positiver dar als andere. Zu vermuten ist, daß sie sich gerade dadurch positiv ins Bild zu setzen sucht.

Interview Nr. 11: „Uns hat man dat noch so beigebracht, dat wir nur Deutsche akzeptieren!“⁶⁹

Die 65 Jahre alte Frau, eine ehemalige Verkäuferin, äußert sich direkt und ausgiebig rassistisch. Nicht nur Türken und Tamlen, auch „der Engländer“ ist ihr nicht geheuer. (11/85) Auch ihr Antisemitismus ist klar und direkt: die Juden, die aus der Sowjetunion fliehen, seien an ihrer Verfolgung selbst Schuld. (11/142-171)

Der Religion kommt nach Ansicht dieser Frau eine entscheidende Rolle beim Entstehen von Abneigungen gegenüber Türken zu. (11/220) Sie zeigt Unverständnis auch gegenüber „abweichenden“ Sitten und Gebräuchen von EinwanderInnen, so z.B. wenn sie von einer Türkin im Krankenhaus berichtet, die die Kost dort nicht ißt, sondern immer nur das, was sie von zu Hause mitgebracht bekommt. (11/233)

In Verbindung mit der Rolle der Frau bei den Türken tauchen auch bei ihr „anti-sexistische“ Argumente auf, mit denen sie ihren Rassismus begründet. (11/275/416f.) Gleichzeitig bekommen aber auch die türkischen Frauen ihren Teil ab: Diese sind raffiniert, verstecken sich hinter ihren Männern etc. (11/288)

Interview Nr. 12: „Wenn man abseits vom Ghetto lebt, kann man leicht reden von Integration!“⁷⁰

Die 23 Jahre alte Studentin („fokus“) berichtet in dem Interview sehr nachhaltig von ihren zerstörten Illusionen über ein harmonisches Zusammenleben von EinwanderInnen und Eingeborenen. Seit einigen Monaten wohnt sie in einem Stadtteil mit einem hohen Anteil von EinwanderInnen.

Mehrfach betont „fokus“ die Diskrepanz zwischen ihrer positiven Erwartung vor dem Umzug und den negativen Erfahrungen danach. Heute sieht sie das Zusammenleben von Menschen verschiedener kultureller Herkunft als sehr problematisch an.

Ausgangspunkt der Argumentation ist der als fremd und andersartig wahrgenommene „Kulturkreis“ der Anderen: Diese sind lauter als Deutsche

69 Interviewer: Frank Wichert, Aufnahmedatum: 14.1.1991.

70 Interviewer: Andreas Quinkert, Aufnahmedatum 14.1.1991.

(12/20), verursachen Müll (12/77ff.), neigen zu Kriminalität (12/33ff. 728ff.) etc.

Als Beurteilungskriterium dient „fokus“ dabei die Beeinträchtigung ihrer persönlichen Lebensqualität. Ihre Sichtweise ist ausgesprochen egozentrisch.

Angesichts des hohen EinwanderInnenanteils in ihrem Stadtteil kann sich „fokus“ durchaus auch als Deutsche identifizieren: Sie fühlt sich manchmal wie eine „spießige Deutsche“, die Einwanderer mit asozialem Pack gleichsetzt. (12/354f.) Insbesondere die nicht-assimilierten EinwanderInnen bilden geschlossene Gesellschaften (12/212) und kapseln sich durch Großfamilienbildung (12/143ff.) oder Bandenbildung (12/729ff.) vom Rest der Gemeinschaft ab.

Zu berücksichtigen ist, daß „fokus“ ihre eigene Haltung zuweilen reflektiert und durch die Einbeziehung von Ratio und Emotion (12/359ff.) ihre Position zu ergründen versucht. Trotzdem reproduziert sie im Gespräch teilweise offene kulturell-rassistische Standpunkte.

Auch zeigen sich bei ihr anti-sexistische Argumente, die Rassismus legitimieren sollen. (12/271f.) Obgleich auch deutsche Männer in dieser Hinsicht negativ dargestellt werden (12/49ff.), sind es doch vornehmlich die Einwanderer, die durch sexuelle Belästigungen auffallen. (12/308ff.)

Interview Nr. 13: „Die jetzt in der Ostzone, die jammern und jammern!“⁷¹

Die alte Frau (75), die früher den Beruf einer Kabelwicklerin ausgeübt hat, ist in den 50er Jahren selbst als Flüchtling nach Westdeutschland gekommen.

Auffallend ist auch hier: die „deutschen Tugenden“ sind der Gradmesser für die Beurteilung von Ausländern. Trotzdem hat diese Frau Verständnis für Flüchtlinge, möglicherweise weil sie früher in einer ähnlichen Lage war. Bedingung ist, daß sie sich „anständig benehmen“. (13/713) Sie toleriert die Ausländer, wie sie andere Dinge auch toleriert, solange ihre Kreise nicht gestört werden.

Bei den Beurteilungen geht sie sehr konkretistisch vor; das heißt, ihre Erfahrungen sind für sie die wichtigste Quelle. Doch dies ist nicht durchgängig der Fall. Bei den Aussagen, die sie über die Ostdeutschen macht, macht sich ihre Bildzeitungslektüre bemerkbar: Mit harten Argumenten lehnt sie diese Menschen ab, was einem innerdeutschen Rassismus gleichkommt. (Vgl. z.B. 13/1074ff.)

⁷¹ Interviewerin: Angelika Müller, Aufnahmedatum 8.1.1991.

Interview Nr. 14: „Das Problem bei den Türken im Gegensatz zu den anderen Ausländern sehe ich so, daß es eben n ganz anderer Kulturkreis ist!“⁷²

Mit dem 33-jährigen Zahnarzt spricht gleichzeitig der Aufsteiger, der EinwanderInnen vor allem aus seiner Praxis kennt. Dabei hebt er hervor, daß Türkinnen häufig von ihren Männern in seine Praxis begleitet werden. Dies führt er darauf zurück, daß türkische Frauen vielfach schlecht Deutsch sprechen, wie auch darauf, daß der Mann auf die Frau aufpasse. (14/430) Nicht zuletzt wegen des von ihm so wahrgenommenen Verhältnisses von Männern und Frauen bei den Türken würde er auch deutschen Mädchen von einer Verbindung mit einem türkischen Jungen abraten. Die türkischen Männer hätten eben eine andere Einstellung zu Frauen, diese würden wahrscheinlich „... doch immer ne untergebene Rolle spielen...“ (14/417)

Türken werden im Zusammenhang mit Glücksspielen und als Gefahr für deutsche Mädchen gesehen. (14/104-108) Er unterscheidet innerhalb der Ausländer die Europäer und die Türken. Letztere haben einen anderen „Kulturkreis“ (den „vorderasiatischen“ (14/237,253, 255)), der u.a. durch die Religion stark geprägt sei. (14/256) Deshalb bezweifelt der Mann auch, ob sich die Türken hier überhaupt eingliedern lassen wollen. (14/259ff.) Er befürwortet zwar eine Integration - darunter versteht er, daß die „Ausländer“ „... möglichst gut Deutsch lernen (sollten) und möglichst sich hier sehr schnell anpassen...“ (14/266f.) - denn er will kein Nebeneinander der Kulturen in „unserem“ Land. (14/270, 380)

Weiterhin befürchtet er, daß die deutschen Kinder in der Schule zu kurz kommen, wenn die Lehrer mehr auf die „ausländischen“ Kinder eingehen, da diese Sprachprobleme haben. (14/485ff.)

Interessant sind seine Ausführungen zu der Frage, ob Deutschland wegen des Dritten Reichs in besonderer Weise vorbelastet sei. Das sieht er nicht, denn anderer Nationen würden ähnlich verfahren. So hält er der Türkei das „Abschlachten“ der Armenier und Kurden entgegen und den Franzosen ihren Umgang mit den Algeriern. „Und genauso würd ich, äh - genauso wenig würde ich eben die deutsche Kultur als schlecht bezeichnen - weil es ne Zeit gegeben hat - wo hier - ne Diktatur geherrscht hat und wo Verbrechen geschehen sind“. (14/296-298)

Massive Vorbehalte äußert der Interviewte auch gegenüber den Juden. Er kritisiert den Staat Israel, weil er die Palästinenser von ihrem Land vertrieben habe. Dies und die Tatsache, daß die Juden in der Sowjetunion nicht „...gerade beliebt sind,“ zeigen ihm, „das es nicht nur an den Deutschen liegt, die also die bösen Menschen in der Welt sind und jetzt was gegen Juden haben, sondern ... daß es auch in anderen Völkern Menschen gibt, die also ihren Minderheiten nicht unbedingt nur positiv gegenüber stehen ... Nicht immer die schlimmen Deutschen es sind.“ (14/334-342)

⁷² Interviewerin: Ingrid Elm, Aufnahmedatum 2.1.1991.

Die Vereinigung der beiden deutschen Staaten begrüßt er und hält die Demonstranten, die dagegen waren, für „Spinner“. (vgl. 14/204-207)

Auch die „Vereinigten Staaten von Europa“ (14/270f.) hält er für wünschenswert, doch er fände es nicht so gut (14/220), wenn die Türkei dazugehören sollte.

Interview Nr. 15: „Und irgendwann fallen dann mal irgendwelche Schüsse!“⁷³

Bei der 34-jährigen selbständigen Schauwerbegestalterin äußert sich eine Form von nicht offen artikuliertem Rassismus. Sie äußert sich zurückhaltend, doch ihre Vorbehalte und Vorurteile kommen bei näherer Betrachtung ihrer Argumentationsstrategien zum Vorschein. So äußert sie z.B. ihre Vorbehalte gegenüber Polen dadurch, daß sie Türken positiv hervorhebt. Das Ausmaß der Gefühle von Bedrohtheit kommt bei dieser zurückhaltenden und bescheidenen Frau dadurch zum Ausdruck, daß sie für die nächste Zukunft prophezeit:

Der Zorn in der Bevölkerung wird immer größer, und irgendwann fallen dann mal irgendwelche Schüsse... (Z. 15/151f.)

Diese Aussage erfolgte immerhin ein knappes Jahr vor der Eskalation von rassistisch motivierter Gewalt gegen EinwanderInnen in der gesamten Bundesrepublik Deutschland.

Interview Nr. 16: „Genau wie alle Hunde gleich sind!“⁷⁴

Für diesen 22-jährigen Studenten der Wirtschaftswissenschaften stehen Türken synonym für fremdländische Kulturen schlechthin. Türken sind für ihn der „Präzedenzfall“. (16/528) Er hält sich selbst für tolerant, merkt aber wohl im Laufe des Interviews, daß er das gar nicht ist. Auffällig ist bei ihm sein Interesse für die Unterdrückung der Frau durch die türkischen Männer. (16/530)

Seine Haltung gegenüber „Ausländern“ wird in folgender Passage auf den Punkt gebracht:

Ich bin zwar ähm nicht gläubig, aber ich äh, x ich glaub', daß alle Menschen gleich sind, öh. Genau wie alle öh, Hunde gleich sind. Äh, xx die einen ah, - die Menschen auf verschiedenen - auf den verschiedenen Kontinenten haben andere Fähigkeiten; die eine sind praktischer, die anderen sind theoretischer. Ich glaub, wir, wir Europäer sind insgesamt theoretischer, wie äh, Afrikaner, und äh, dieses äh, ähm, x Ungleichgewicht zwischen den verschiedenen Kontinenten hält die Welt, glaub ich, äh, äh, im Lot. Wenn alles gleich wär', äh, wenn alle gleich wären, würd' das die Welt bestimmt irgendwo umkippen. (16/655-669)

73 Interviewerin: Margret Jäger, Aufnahmedatum 29.12.1990.

74 Interviewerin: Marion Meyboom, Aufnahmedatum: 15.1.1991.

Interview Nr. 17: „Und können dat auch gar nicht anders sehen - dat geht gar nicht!“⁷⁵

Diese Frau, von Beruf Metzgerin und knapp 50 Jahre alt, die zur Zeit des Interviews eine Umschulung zur Bürokauffrau absolviert, bringt den „Gastarbeitern“ (Türken, Spaniern und Italienern) eine gewisse Toleranz entgegen, da sie nicht freiwillig in die BRD gekommen seien, sondern im Zuge der Anwerbepolitik geholt wurden (17/538-545). Deswegen - aus moralischen Gründen - wehrt sie sich auch gegen Äußerungen wie „Türken raus!“. Auch die Kinder dieser „Gastarbeiter“ könne man nicht rausschmeißen, da die BRD ihre Heimat geworden sei und sie in der Türkei „Ausländer“ seien. (17/558-565)

Diese Frau befaßt sich durchaus mit türkischer Kultur bzw. mit dem, was sie dafür hält, und sie setzt sich darüberhinaus dazu ins Verhältnis. So vergleicht sie die unterschiedlichen Arten von Türken und Deutschen, Hochzeit zu feiern. Sie findet zwar beide Arten schön (17/1187), favorisiert aber die „deutsche“ Hochzeit, da die türkische Hochzeit mit bis zu 500 Gästen ihr zu anonym ist (1302) und sie sich nicht vorstellen kann, die Gastgeberin von „so unheimlich vielen Leuten“ zu sein. (17/1431).

Verglichen werden auch unterschiedliche Verhaltensweisen von türkischen und deutschen Mädchen. Das türkische Mädchen, so glaubt sie, kann sich an „deutsche“ Verhaltensweisen nicht anpassen (z.B. abends mit Freunden auszugehen), weil sie sich von den „türkischen“ Erziehung/Tradition/Normen etc. nicht freimachen kann. Sie kann es deshalb nicht, weil ihr da halt „etwas fehle“. (17/1034-1038)

Sie bedauert einerseits, daß viele Deutsche Vorurteile gegenüber Türken haben, andererseits kann sie das aber auch verstehen. (17/333-355) Verständnis hat sie auch den Vermietern gegenüber, wenn sie ihre Wohnung nicht an „Ausländer“ vermieten wollen, denn sie müssen ja gucken, daß die Hausgemeinschaft durch die „fremden Einflüsse“ der „Ausländer“ und die Vorurteile der Deutschen nicht gestört wird. (17/324-334)

„Asylanten“ und DDR-Deutschen gegenüber hat sie eine betont negative Einstellung. Diese wollen nur „unser Sozialsystem aushöhlen“. (17/391-419) Sie schätzt, daß es sich bei den „Asylanten“ um 2/3 Wirtschaftsflüchtlinge handelt (17/420), und meint, die Politiker müssen „noch mehr sortieren“ (17/526), denn die Städte sind mit ihnen schon überfüllt. (17/381f.) Da sie auch keine Arbeit haben, also auch nicht in die Sozialversicherung einzahlen, haben sie auch kein Recht, hier zu wohnen. (17/383-390) „Asylanten“ erkennt sie außerdem an der „Rasse“, wie sie meint.

DDR-Deutsche „... sollen da drüben bleiben und sollen die DDR mal aufbauen, haben sie wat zu tun!“ (17/571). Sie müssen erst mal „... wat leisten,

⁷⁵ Interviewerin: Aygül Arslan, Aufnahmedatum: 22.1.1991.

dann können die mitrennen“. (17/415f.) Das ist für sie der Maßstab: Wer arbeitet, hat auch Rechte.

Sie ist gegen die Vereinigung Deutschlands, weil das zu teuer ist. (17/620)

Gegenüber Juden, die aus Rußland in die BRD kommen, äußert sie sich tendenziell ablehnend. Es macht sie „stutzig“ (17/667), daß sie alle in die BRD kommen, obwohl sie keine Beziehung zu Deutschland mehr haben. (17/656-660)

Interview Nr. 18: „Wir finden unser Geld nicht auf der Straße!“⁷⁶

Interviewt wurde der 50-jährige Inhaber einer Schneiderei; mit dabei war seine Frau, die sich auch ins Gespräch einbringt.

Interessant ist hier der unterschiedliche Grad der Ablehnung von Ausländern bei den beiden Interviewpersonen, was möglicherweise etwas mit dem Geschlechterverhältnis zu tun hat. Während die Ehefrau artikuliert, sie habe Angst und fühle sich bedroht, sagt ihr Mann:

...es ist jetzt nich so, daß x äh x wir uns irgendwie fürchten müssen vor diesen Ausländern, ich glaube, daß es x äh x sich da auch um sehr friedliche x äh x Personen handelt.... (18/97-99)

Doch Ausländer passen sich nicht an, im Gegenteil. Die Deutschen passen sich ausländischen Gewohnheiten an. (18/85)

Insgesamt kommen beide zu dem Resultat: Einwanderer sind tendenziell kriminell, sie sind arm und betteln und jagen Angst ein (Cinti und Roma), Türken sind nicht hilfsbereit, außer am Arbeitsplatz. Hervorgehoben wird immer wieder, daß die Nachbarschaft durch die Einwanderer zunichte gemacht würde.

Interview Nr. 19: „Solang man selbst nicht betroffen ist!“⁷⁷

Die 47-jährige Sekretärin, die allein lebt, ist gegenüber „Asylanten“ und „Ausländern“ negativ eingestellt, besonders auch wegen der Kosten, die sie „uns“ verursachen. Dennoch fühlt sie sich aber zur Zeit nicht selbst betroffen:

Ja, ich mein, solang man selbst nich betroffen is in irgendeiner Art und Weise, sacht man immer ganz gerne äh mein Gott, warum nicht, die Menschen müssen ja irgendwo unterkommen, oder ähm pu, wenn ich selbst betroffen wäre, ich glaub, wenn es ganz nah an meiner Wohnung wäre und äh es vielleicht ähm Leute wärn, ja wie hm Asylanten, die mir menschlich eigentlich auch sehr fremd sind, äh würd's mich schon beunruhigen, weil man ja auch hört, daß in diesen Lagern selbst sehr viel Unruhe is und die arbeitslos sind, und die Menschen ja wirklich sehr unglücklich unzufrieden sind und äh von daher auch äh ne gewisse Krimi - Kriminalität herrscht. (Z. 19/232-243)

⁷⁶ Interviewerin: Ulrike Busse, Aufnahmedatum: 8.1.1991.

⁷⁷ Interviewerin: Sabine Hansen, Aufnahmedatum: 16.1.1991.

Das Verhältnis zwischen Männern und Frauen spielt für ihre Einstellungen eine große Rolle. So nimmt sie an, daß die Vorwürfe gegen ausländische Männer, sie seien gegenüber Frauen zudringlich, nicht immer berechtigt sind: Die weißen Touristinnen - das weiß sie aus eigener Erfahrung in Marokko - gehen auf die „Anmache“ der Marrokkaner ein, provozieren diese geradezu:

Ich hab' auch das Gefühl, daß man da 'n bißchen äh m vielleicht äh selbst dran schuld ist, wie man sich gibt, ne. Wenn ich mich auffallend gebe äh, bin ich natürlich eher in Gefahr angepöbelt zu werden... (19/172-174, s. auch 296)

Doch sie argumentiert auch umgekehrt: Bei einem Aufenthalt in Tunesien ist ein Taxifahrer ihr zu nahe getreten, hier lag die Zudringlichkeit ganz bei dem tunesischem Mann. (19/262f.)

Den ostdeutschen BundesbürgerInnen unterstellt sie Unmündigkeit und ein zu hohes Anspruchsdenken. Das erklärt ihr auch, warum Westdeutsche lieber den Russen als den Ostdeutschen helfen: die Russen verhalten sich nicht so fordernd.

Die Interviewte sieht sich insgesamt in einer (noch) heilen Welt, die sie aber durch Fremde bedroht sieht. Die noch vereinzelt Unruhe und Kriminalität könnte „ausbrechen“ und ihr Leben in Mitleidenschaft ziehen. Über Ursachen von Flucht und Elend denkt sie nicht nach.

Interview Nr. 20: „Der Jude wird niemals Ruhe geben!“⁷⁸

Die 40 Jahre alte Taxifahrerin, die die Volksschule besucht hat, ist verheiratet und hat drei Söhne. Es macht ihr zu schaffen, daß ihre Kinder jetzt das Haus verlassen, denn sie weiß noch nicht, wie sie die neue Situation bewältigen soll.

Rassistische Aussagen zu fremden Nationen lassen sich kaum finden, wogegen ein ausgeprägter Antisemitismus auffällig ist. In erster Linie dominiert eine erstaunliche Deutschenfeindlichkeit. So konstatiert sie eine Unfähigkeit der Deutschen, aus der Geschichte zu lernen. Überhaupt nimmt die Interviewte den Deutschen ihre Vergangenheit übel. Sie beklagt, daß sie in der Nachkriegszeit nicht hinreichend über die Nazi-Zeit aufgeklärt worden ist.

Sich selbst hält sie für „ziemlich dumm“, und auch sonst ist sie nicht sonderlich von sich eingenommen. Dieser Haltung steht als Gegensatz ihre beharrliche und dominante Redeweise entgegen. Sie möchte nicht unterbrochen werden, und sie befürchtet auch, den Faden zu verlieren. Ihre Sprache ist von Redewendungen so stark durchsetzt, daß beinahe jeder Satz eine Floskel oder Redewendung enthält.

⁷⁸ Interviewerin: Catherine Peyre, Aufnahmedatum: 11.1.1991. Die Materialaufbereitung zu diesem Interview wurde von Hermann Cölfen vorgenommen, da Catherine Peyre in dieser Projektphase infolge der Geburt ihres Kindes an anderer Stelle wichtiger war.

Ihre Zukunftserwartungen sind durchweg pessimistisch. Der - damals nahe - Golf-Krieg wirkt auf sie sehr bedrohlich; sie befürchtet in jeder Hinsicht das Schlimmste. Aus der Gegenwart besehen, beurteilt sie ihre Situation, die innerstädtische Umgebung und die Weltlage negativ.

Interview Nr. 21: „Nur wenn se uns aufen Wecker fallen, dann allerdings is dat schlecht!“⁷⁹

Interviewt wurde ein älteres Ehepaar, er, 59 Jahre alt, ehemals Dreher und jetzt Rentner; sie, 56 Jahre und arbeitet als Fleischereifachverkäuferin.

Bei den beiden Interviewten lassen sich unterschiedliche Argumentationsstrukturen beobachten: Der Mann berichtet in der Regel von scheinbar positiven Erfahrungen mit EinwanderInnen, kommt jedoch trotzdem zu einer negativen Grundeinstellung. Er bemüht sich, nicht als rassistisch zu erscheinen, kann aber eine gewisse Nähe zu rechtsextremen Positionen und zu Affinitäten zur Ideologie des Dritten Reiches nicht verbergen.

Demgegenüber erzählt die Frau ständig negative Geschichten über EinwanderInnen, mildert diese aber immer ab, um ebenfalls nicht als rassistisch zu erscheinen. Diese positive Grundeinstellung ist allerdings so löchrig, daß die Vermutung naheliegt, daß es sich hierbei um eine Attitüde einer Geschäftsfrau handelt, die es sich mit keinem verderben will.

Das „Geheimnis“ dieser widersprüchlichen Argumentationsstrukturen lüftet sich, wenn die Aussagen des Ehepaars im Zusammenhang gesehen werden. Dann nämlich erkennen wir ein interessantes Zusammenspiel: Der Mann gibt im Gespräch die Stichworte vor, die von der Frau dann mit negativen Geschichten präzisiert werden.

Interview Nr. 22: „Ich möcht auch kein anderes Heimatland oder Vaterland haben!“⁸⁰

Interviewt wurde eine etwa 60- bis 65jährige Rentnerin, die selbst Italienerin ist/war und deren 30-35jährige Tochter, die als Putzhilfe arbeitet.

Aufgrund ihrer Vergangenheit, in der sie häufig benachteiligt und ausgegrenzt wurde, hat die ältere Frau eine eher tolerante Einstellung gegenüber EinwanderInnen. Allein auf Italiener ist sie nicht gut zu sprechen, da diese sie in Italien nicht akzeptieren. Nicht zuletzt deshalb fühlt sie sich in Deutschland zu Hause.

⁷⁹ Interviewerin: Anja Sklorz, Aufnahmedatum: 15.11.1990.

⁸⁰ Interviewerin: Sabine Berchem, Aufnahmedatum 4.2.1991.

Ihre Tochter fühlt sich gegenüber Flüchtlingen diskriminiert. Bei ihrer Wohnungssuche hat sie es erlebt, daß diese eine Wohnung erhalten haben und sie leer ausging. Deshalb fühlt sie sich benachteiligt.

In diesem Punkt pflichtet die Mutter ihrer Tochter bei. Hier zeigt sich, daß selbst die erheblichen eigenen schmerzhaften Erfahrungen der Italienerin sie nicht aus dem herrschenden rassistischen Diskurs gänzlich befreien.

3. Einzelanalysen

3.1 Einleitung

Die nun folgenden Einzelanalysen, die man auch als Fallstudien auffassen kann, analysieren und interpretieren die jeweiligen Interviews als zusammenhängende Texte bzw. als zusammenhängende Fragmente des Interdiskurses. Dabei stehen die Aussagen der Interviewten im Vordergrund des Interesses, während die gestellten Fragen und sonstigen Aussagen der Interviewenden nur dann diskutiert werden, wenn sie von besonderer Wichtigkeit sind, also wenn sie z.B. dem Verlauf des Interviews eine entscheidende Wendung gegeben haben etc. Dies läßt sich durch das primäre Erkenntnisinteresse rechtfertigen, das hier nicht auf Interviewtechnik und Dialog gerichtet ist, sondern auf die Argumentationsweisen, die Ansichten und Einstellungen der Menschen, die interviewt worden sind etc.

Dies bedeutet durchaus eine Einschränkung, die hinterfragt werden müßte: Die Fragenden geben den Befragten in der Regel keinerlei Antworten. Diese Einschränkung verweist zugleich auf die Begrenztheit unseres gesamten Projektes. Es ist leider völlig »unsokratisch« und überhaupt nicht pädagogisch angelegt. Es konnte uns nicht darum zu tun sein, die interviewten Menschen in einen Lernprozeß zu führen, an dessen Ende wir uns den Abbau rassistischer Haltungen und Einstellungen bei ihnen versprochen hätten. Unser notwendigerweise begrenztes Interesse richtet sich zunächst ausschließlich auf die Frage, wie, in welchen Formen, verbunden mit welchen Argumentationsstrategien etc. rassistische Einstellungen geäußert werden. Wir glauben dies wissen zu müssen, ehe man sich stringentere Gedanken darüber machen kann, welche Gegenstrategien gegenüber rassistischen Einstellungen und Haltungen zu entwickeln sind.

Mit Sicherheit stellt unser Ansatz nicht den einzigen soliden Weg der Erforschung des alltäglichen Rassismus dar. Die Projekte von Rudolf Leiprecht, Josef Held, Hans Horn und Athanasios Marvakis aus Tübingen haben in dieser Hinsicht z.B. ganz anders angesetzt, viel anspruchsvoller, indem sie Forschungsprozeß und Lernprozeß (Überzeugungsarbeit) eng miteinander zu koppeln versucht haben. (Leiprecht 1990, 1991, Held u.a. 1991)

Die Entscheidung, unser Projekt auf die Analyse zu konzentrieren, begründen wir damit, daß diskursanalytische Verfahren Wissen über den alltäglichen Rassismus zu Tage fördern können, das über die Ergebnisse von Befragungen und nur thematisch-inhaltlicher Auswertungen hinausgeht; ferner damit, daß unser Analyseverfahren so zeitaufwendig ist, daß es in einem (für uns) realistischen Zeitrahmen nicht möglich gewesen wäre, daneben auch noch eine sozialpädagogische Praxis zu betreiben; drittens aber damit, und das ist zugegebenermaßen ein sehr pragmatisches Argument, daß der

Rahmen, der für unsere Forschungsarbeit zur Verfügung steht, viel zu eng ist, als daß wir mehr zu leisten in der Lage gewesen wären.

Das Ungenügen, das auch uns angesichts dieser notwendigen Einschränkung beschlich, unser Wunsch, uns selbst gegen den grassierenden Rassismus zu wenden und die Position der eher distanziert beobachtenden und analysierenden WissenschaftlerInnen zu verlassen und »ins Feld« zu gehen, artikulierte sich nicht nur in den vielen Diskussionen in der Forschungsgruppe, sondern auch in einigen praktischen Schlußfolgerungen: So haben wir inzwischen eine »Diskurswerkstatt« gegründet, die sich u.a. die Aufgabe gestellt hat, diskriminierende Diskurse gegen Minderheiten aufzudecken und öffentlich zu kritisieren.⁸¹ Auch versuchen wir, unsere Arbeitsergebnisse an solche Leute durch Vorträge und Seminare heranzutragen, die sie in der Arbeit vor Ort politisch und sozial-pädagogisch umsetzen können.

Daneben hat sich dieser Wunsch nach praktischer Umsetzung unserer Analysen aber auch in zumindest einer der hier vorgestellten Einzelanalysen schon etwas deutlicher artikuliert. Hermann Cölfen hat in seiner Analyse, die wir deshalb auch ans Ende der hier abgedruckten Einzelinterpretationen stellen, auch seine weiteren Gespräche und Diskussionen mit dem von ihm befragten jungen Chemiearbeiter (knapp) einbezogen.⁸² Seine Darstellung deutet zumindest an, wie eine praktische Umsetzung diskursanalytischer Arbeit aussehen könnte.

Während bei den folgenden Einzelanalysen (scheinbar) individuelle Positionen und Ansichten im Vordergrund stehen, geht es bei der im darauf folgenden Kapitel dargestellten synoptischen Analyse (Querschnitts-Analyse aller Interviews) darum, überindividuelle Positionen herauszuarbeiten.

Mag diese Unterscheidung auf dem Hintergrund der theoretischen Vorüberlegungen auch als schief erscheinen, weil ja gerade dort behauptet wurde, das Individuelle sei sozial, so kann durch diese Einzelanalysen doch aufgezeigt werden, daß auch das Soziale durchaus differenziert gesehen werden muß. Trotz des zur Zeit dominanten rassistischen Diskursstranges im Interdiskurs zeigen sich erhebliche graduell unterschiedliche Ausprägungen der individuellen Verstricktheit bzw. Eingebundenheit in diesen Diskurs.

Diese Tatsache wirkte sich auch auf Umfang und Anlage der Einzelanalysen aus. Zudem sind die Einzelanalysen - trotz gegenseitiger Beratung und Kritik der ProjektmitarbeiterInnen - durchaus von individuellen Besonderheiten geprägt. Das drückt sich in unterschiedlichen Darstellungsweisen und Zugängen aus bis hinein in individuelle Stile. Es wurde davon abgesehen, hier weiter zu vereinheitlichen, weil es **den** (ästhetischen) Zugang zum

81 Ein erstes Resultat dieser Bemühungen ist unsere Kritik an der rassistischen Hetze der Bild-Zeitung gegen Flüchtlinge im Herbst 1991 (Quinkert/Jäger 1991).

82 Eine ausführliche Ausarbeitung seines Ansatzes hat er auf einem DISS-Colloquium im Herbst 1991 vorgestellt. Sie mußte hier aus Platzgründen ganz knapp zusammengefaßt werden.

Problem nicht geben kann. Das hat u.a. zur Folge, daß einige AutorInnen souveräner mit dem Material umgehen als andere, die eher enger am Material argumentieren. Doch meine ich, daß die Gesamtdarstellung dadurch eher an Lesbarkeit gewinnt.

Die Analysen zeigen, daß es »harte«, »mittlere« und »weichere« Positionen gegenüber EinwanderInnen und Flüchtlingen gibt. Verstrickungen in den rassistischen Diskurs sind jedoch allenthalben zu beobachten.

3.2 Ulrike Busse:

„Wir finden unser Geld nicht auf der Straße!“

Analyse eines Interviews mit einem 50-jährigen Schneiderehepaar⁸³

1. Vorbemerkung

Das Interview wurde mit einem Ehepaar durchgeführt, beide um die fünfzig Jahre alt, Absolventen der Volksschule und Inhaber einer Schneiderei. Sie besitzen ein kleines Haus, in welchem sich auch das Geschäft befindet und in dem sie zusammen mit ihrem Sohn leben, der zur Zeit studiert.

Ihre wirtschaftliche Situation kann als abgesichert eingestuft werden, obwohl sie ihr Leben weitgehend nach ihrer Arbeit ausrichten müssen, d.h., daß sie - nach eigenen Angaben - aus ökonomischen Gründen eine vorübergehende Schließung der Schneiderei, beispielsweise zur Urlaubserholung oder aus Krankheitsgründen, meist vermeiden.

Das befragte Ehepaar lebt seit ca. 21 Jahren in einem Bergbaugebiet, in welchem ein hoher Anteil türkischer EinwanderInnen wohnt. Diese Wohnlage ist maßgeblich bestimmend für viele der im Interviewverlauf auftretenden Äußerungen der Befragten zu EinwanderInnen: Die häufig verwendete Bezeichnungsform „Ausländer“ (18/73;81;98;104 usw.) bezieht sich auf türkische EinwanderInnen.

Außerhalb der eigenen Schneiderei pflegen die interviewten Personen nur sehr wenig Kontakte; ihre soziale Lebenssituation beschränkt sich zum größten Teil auf die Familie sowie auf den Umgang mit der Kundschaft.

Das Interview wurde am 8.1.1991 im Hause der Befragten nach Geschäftschluß geführt. Es dauerte ca. 30 Minuten.

Anfangs wollte sich nur der Ehemann als Interviewpartner zur Verfügung stellen; im weiteren Verlauf des Interviews schaltete sich dann aber doch noch die Frau in das Gespräch ein, da sie sich von den Themen offenbar angesprochen fühlte. (ab 18/276)

2. Themen des Interviews

„Eine echte Nachbarschaft kommt gar nicht mehr zustande.“

Den Befragten wurde mitgeteilt, daß es sich bei dem Interview um ein Gespräch über Wohnsituation und Nachbarschaft handele. In einem vorausgegangenem Telefongespräch zur Terminabsprache überraschte der Interviewte bereits mit der spontanen Äußerung, er fühle sich in seiner Wohnumgebung wie in „Klein-Ankara“. Diese Bemerkung fiel auch nach In-

⁸³ Das gesamte Interview ist nachzulesen in S. Jäger 1991b, S. 461-475.

terviewschluß noch einmal; während das Mikrofon jedoch eingeschaltet war, bemühte sich der Befragte offensichtlich um eine moderatere Ausdrucksweise. Ohne daß ich die Thematik angesprochen hätte, kam der Interviewte sofort auf den hohen Anteil von EinwanderInnen in der Nachbarschaft zu sprechen:

*...auf Nachbarschaft zu kommen * äh * is es so, daß durch den sehr hohen Ausländeranteil eine echte Nachbarschaft gar nicht mehr zustande kommt ... (18/4-7)*

Während des gesamten Interviews hielten die Befragten an dieser Thematik fest, so daß sich ihre Aussagen zu EinwanderInnen wie ein roter Faden durch das Gespräch ziehen⁸⁴.

3. Ansichten und Einstellungen zu EinwanderInnen

„Sie treten in Rudeln auf...“

3.1 Im Interview angesprochene Gruppen von EinwanderInnen

Die Häufigkeit, mit der sich das Ehepaar über Türken äußert, explizit in 6 Passagen, ergibt sich aus ihrer Wohnumgebung. Sie gehen zunächst einmal von ihren unmittelbaren Lebenszusammenhängen aus. Häufig sprechen sie aber auch explizit von den »Deutschen« (insgesamt 8 Mal). Dies verweist auf die im Interview wiederholt auftretende Strategie des unmittelbaren Vergleichs beider Bevölkerungsgruppen:

*(...) es is jetzt nicht so, daß * äh * wir uns irgendwie fürchten müssen vor diesen Ausländern (...); was für uns Deutsche natürlich n bißchen ungewöhnlich is, daß die in größeren Mengen * äh * zusammen auftreten, ich sage immer hier »in Rudeln auftreten«.* (18/96-102)

*(...) denn * äh * im Verhältnis * äh * zu unseren Deutschen werden die meines Erachtens nicht eher straffällig als wir Deutschen selber, es is einfach nur eine andere Mentalität, so daß eine echte Nachbarschaft da (...) kaum denkbar is.* (18/109-114)

Ich höre aber auch (...) von (...) Arbeits ah * äh * leuten, also sagen wir jetzt speziell der Berchmann, der mit diesen (Räuspern) Türken ja auf der Arbeitsstätte zusammenarbeiten muß, daß er oft sogar unter den Türken * äh * ansprechbarere * äh * Mitarbeiter hat als unter den Deutschen ...* (18/114-119)

⁸⁴ Folgende Themenbereiche wurden im Interview angesprochen: Wohngegend/Nachbarschaft (18/1-10;16-19;19-33;34-43;112-114;137-141), Wechsel der Wohngegend (18/61-75), Schule (18/10-15;165-174), Nachkriegszeit (18/19-33), Anteil der EinwanderInnen in der Wohngegend (18/44-60), Bergbau (18/51-60;193-195;341-344), Zusammenleben von EinwanderInnen und Eingeborenen (18/76-89;99-108;111-112;325;358;360;361;373;380;381;406-410), Angst vor EinwanderInnen (18/90-114;316-330;354-382), Arbeitswelt (Bergbau) (18/114-121;193-199), Auswirkungen der Wohnumgebung auf das Geschäft (18/122-129;130-146), (Schulerziehung (18/147-174), Deutsche Wiedervereinigung (18/175-210), EinwanderInnen aus dem Gebiet der ehemaligen DDR/ aus Polen (18/188-193;204-210;266-274;297-299), EG-Binnenmarkt/Öffnung Europas (18/211-225;232-253), Situation in der UDSSR (18/254-266), BRD als Einwanderungsland (18/260-274;276-291), Wohnungsproblematik (18/295-297), Kriminalität (18/109-111;300-303;314-330;331-340), soziale Unterstützung (18/304-313), Cinti und Roma (18/383-410;357-382).

Des Weiteren wird unter Bezugnahme auf das Thema »Deutsche Wiedervereinigung« von „DDR-Auswanderern“ (18/190) und „DDR-Leuten“ (18/267) gesprochen (ab 18/187). Die Begriffswahl für SpätaussiedlerInnen geht bei den Befragten ziemlich durcheinander: Neben „Aussiedler(n)“ (18/309) ist auch die Rede von „Übersiedler(n)“ (18/299) und „Umsiedler(n)“. (18/299)

Zum Ende des Interviews hin konzentriert sich das Gespräch auf Roma und Cinti (ab 18/390), die von der Befragten auch als „Zigeuner“ (18/359;406) bezeichnet werden.

Zwar werden in diesem Interview auch andere Gruppen von EinwanderInnen angesprochen: Italiener (18/342;345), Spanier (18/342), Polen (18/197) und US-Amerikaner (18/22). Diese Gruppen werden jedoch hauptsächlich im Zusammenhang mit der Geschichte des Bergbaus erwähnt.

Im folgenden sollen die Aussagen und Einstellungen der Interviewten auf möglicherweise vorhandene rassistische Denkmuster herangezogen werden.

3.2 Türkinnen und Türken

„(...) diese Leute (...) sind (...) nicht so anpassungsfähig...“

Wenn sich auch bei diesem Ehepaar sicher nicht von einem offenen, gar hetzerischen Rassismus sprechen läßt, so werden viele der nachfolgenden Zitate dennoch verdeutlichen, daß sie

- a) über rassistische Denkmuster verfügen und
- b) immer wieder subtil verpackten Rassismus äußern. Damit ist gemeint, daß sie bestimmte Inhalte lediglich in eine vorsichtigeren oder moderateren Formulierung fassen, daß sie dabei aber eine Ab- und Ausgrenzung von EinwanderInnen gegenüber der eigenen Gruppe praktizieren.

Dabei spielt genetischer wie kultureller Rassismus eine Rolle, obgleich die Gewichtung je nach der Gruppe von EinwanderInnen unterschiedlich ausfällt.

So finden sich beispielsweise bei Aussagen über Türkinnen und Türken (verglichen mit denen über Roma und Cinti) nur selten genetisch argumentierende Aussagen, welche sich zudem nicht immer direkt auf diese Gruppe beziehen lassen, sondern insgesamt auf alle EinwanderInnen, die »anders« auszusehen scheinen, als die eigene Gruppe der Eingeborenen:

Ja, also irgendwie kam mal jemand hier rein, also irgendwie ne fremdländische Gestalt, also ich weiß nich, obs Zigeuner waren oder Türken oder man kann das ja nie so genau sagen, weil die ja alle so fremdländisch und dunkel aussehen, ja? (18/357-361)

Die Schneiderin verdichtet hier körperliche Merkmale verschiedener Gruppen von EinwanderInnen zu einem einzigen Bild: die „fremdländische Gestalt“, welche „dunkel“ aussieht - „dunkel“ im Gegensatz zu „hell“ oder „weiß“, der eigenen Hautfarbe der Eingeborenen. Dieses Bild ruft in bekannter Manier dasjenige vom „Schwarzen Mann“ hervor, der Bedrohung

und Gefahr verkörpert - sozusagen in Anlehnung an die Symbolik »schwarz« bzw. »dunkel« als Sinnbild des Bösen versus »weiß« bzw. »hell« als das des Guten.

*Und wenn dann jetzt son Dunkelhaariger reinkommt, dann * is man immer son bißchen voreingenommen, ne? (...) aber so, wenn n ganz Fremder kommt, hab ich echt doch n bißchen Angst. Schon allein dies fremdländische Aussehen, ne? (18/373-382)*

Mit dieser Aussage werden zunächst einmal alle EinwanderInnen mit dunkler Haut und ebensolchen Haaren »in einen Topf geworfen«. Genetisch bedingte »Erkennungsmerkmale« erzeugen hier ein diffuses, rational nicht begründetes Angstgefühl.

Interessant ist ferner, daß nur die Frau diese genetischen Aussagen tätigt und diese mit affektiven Momenten verbindet. Ihr Mann scheint demgegenüber um besonders rationale Argumentation bemüht, die allerdings bei genauerer Betrachtung nicht minder mit Angstgefühlen verknüpft ist.

Die Einstellungen des Mannes insbesondere zu Türkinnen und Türken sind aber eher durch einen kulturellen Rassismus geprägt, wobei sich dieser insbesondere auf die folgenden fünf Bereiche erstreckt:

Religion/Glaube (18/80-82)

Mentalität (18/80-82;111-114)

Erziehung (18/165-172)

Kleidung (18/82-88;124-129;345-350)

Allgemeine Lebensweise (18/82-88;99-108;137-146)

Hierzu folgen einige Beispiele:

*(...) und durch den muslimischen Glauben dieser * äh * Ausländer * äh * es sich ja einfach um eine ganz andere Mentalität handelt. Äh * diese Leute * äh * sind * äh * meines Erachtens nach nicht so anpassungsfähig (18/80-84)*

(...) es is einfach nur eine andere Mentalität, so daß eine echte Nachbarschaft (...) kaum denkbar is. (18/111-114)

*Aber man hört es wieder hier in * äh * Nachbarschaftskreisen, daß ja * ähm * Schüler oder Schülerinnen (...) aus dem einfachen Grunde Realschule wählen beziehungsweise Gymnasium, damit sie nicht hier in diese Schwerpunktschule hin* äh * kommen. (18/165-172)*

*(...) was für uns Deutsche natürlich n bißchen ungewöhnlich is, daß die in größeren Mengen * äh * zusammen auftreten, ich sage immer hier »in Rudeln auftreten«. (18/99-102)*

*Wir haben hier natürlich (...) Bolzplätze, die überwiegend nur von diesen * äh * Ausländern in Anspruch genommen werden; da traut sich ein deutsches Kind nicht hin (...). Also der is von denen hundertprozentig in Beschlag genommen. (18/102-108)*

Die zentrale Rolle, die im ersten Zitat der unterschiedliche Glaube von Türkinnen/Türken und Deutschen spielt, läßt sich auch mit dem Umstand erklären, daß die Befragten römisch-katholischen Glaubens sind und das Christsein einen hohen Stellenwert in ihrem Leben einnimmt. Auf diesem Hintergrund läßt sich die gezogene Schlußfolgerung: »anderer Glaube, also auch völlig andere Mentalität« erklären. Türkische EinwanderInnen und

Eingeborene lassen sich somit quasi naturgegebenerweise unmöglich vereinigen. Der unterschiedliche Glaube fungiert hier sozusagen als »natürliche« Grenze zwischen beiden Gruppen.

Auf unterschwellige Weise werden zudem die Deutschen zu »Opfern« der »Ausländer« erklärt. EinwanderInnen nehmen Eigentum der »Deutschen« „in Beschlag“, verdrängen die Eingeborenen aus deren Raum. Dies wird durch die im späteren Interviewverlauf geäußerte Ansicht, die Eingeborenen würden von den EinwanderInnen „überlaufen“ (18/276), noch unterstrichen. Auffällig ist hierbei ferner die geschickte Bezugnahme auf Kinder statt auf Erwachsene - eine Gruppe, die sich nicht in dem Maße wie die Älteren zu wehren vermag. Der Einbezug kindlicher Lebenssituationen (Schule, Spielplätze) intensiviert zum einen das Gefühlsmoment beim Zuhörer bzw. bei der ZuhörerIn; zum anderen bewirkt es – damit einhergehend – eine Verstärkung des Bildes von Eingeborenen als »Opfer« der »Besetzung« bestimmter institutioneller Einrichtungen und öffentlicher Plätze durch EinwanderInnen.

Die Tiermetaphorik „in Rudeln auftreten“ (18/102) bewirkt dann ein Übriges. Die Assoziation »Rudel von Wölfen« signalisiert verstärkt Gefahr, Angst und Bedrohung: Viele türkische Kinder stehen gegen ein einziges deutsches Kind – die »Übermacht« der EinwanderInnen gegen die Eingeborenen, die zu »Opfern« des »Eindringens« dieser Bevölkerungsgruppe zu werden drohen.

3.3 Cinti und Roma:

„(...) die haben ja n bißchen bräunlichen Teng, ne?“

Die Beurteilung der Cinti und Roma erfolgt, stärker als die der Türkinnen und Türken, über die Hervorhebung genetischer Merkmale, welche sich in der Vorstellung der Interviewten in seltsamer Weise mit bestimmten und besonders negativen charakterlichen Eigenschaften und kulturellen Sitten und Gebräuchen verknüpfen:

Kommen so welche, die wollten Stickereien verkaufen (...). Und wenn man dann nichts abgekauft hat, sind se dann auch n bißchen böse geworden. (...) ich kauf denen nichts ab, dann hat man se immer wieder hier stehen. Und das vermute ich, daß das Zigeuner waren, Cinti und Roma eben, am Aussehen, durch diese Haare, und die haben ja n bißchen bräunlichen Teng, ne? (...) Also böse werden se dann und schimpfen, ne? (18/400-410)

(...) und (sie) setzen sich dort an den Geschäftseingängen auch hin oder betteln dort auch ... (18/597-599)

Hier finden sich alle negativ besetzten klischeehaften Vorstellungen über Cinti und Roma wieder: Sie hocken auf der Straße und betteln die Bürger an, gehen also nicht ordentlich arbeiten, sondern sie hausieren, wobei sie die EinwohnerInnen belästigen. Und dann werden sie auch noch frech und aus-

fallend, wenn der/die Deutsche nicht so will wie sie. Zudem entspricht ihr Äußeres (Haare, Teint) genau diesen dunklen Charaktereigenschaften.

Bestimmte genetische Merkmale scheinen hier mit bestimmten »angeborenen« charakterlichen Zügen Hand in Hand zu gehen, wobei dies gewissermaßen wieder als Grund für bestimmte kulturelle Eigenschaften dieser Gruppe interpretiert wird, so daß die Palette negativer Merkmale, insgesamt genetische wie kulturelle, als »naturegeben« erscheint.

3.4 Aus- und ÜbersiedlerInnen

„(...) die meinen, daß sie hier ein besseres (...) Leben führen können.“

Bei den Aus- und ÜbersiedlerInnen finden sich dagegen keine genetischen und im Vergleich zu türkischen EinwanderInnen auch nur wenige kulturelle Aussagen. Trotz genereller Bereitschaft des Mannes, die Menschen in den neuen Bundesländern zu unterstützen (18/179-187), da sie „schließlich Deutsche“ (18/182) seien, finden sich dennoch diskriminierende und vorurteilsbeladene Urteile bezüglich beider Gruppen:

*(...) komme aber doch jetzt auch mal wieder auf meine Kundschaft zurück, die vor Jahren schon, als * äh* Polenübersiedler * äh * beziehungsweise auch DDR-Auswanderer hier herübergekommen sind (...), daß sie nicht so tolerant sind, wie wir hier es eigentlich schon eh und je sind. (18/187-193)*

*(...) aber ich stelle wie gesagt * äh * fest, die (...) vor fünf oder zehn Jahren hierüber gekommen sind, die haben also jetzt Angst davor, daß denen eine Schnitte Brot eventuell weggenommen * äh * würde ... (18/203-207)*

Hier werden Toleranzmangel und sozialer Neid der »Anderen« kritisiert: Nicht die Menschen in den alten Bundesländern bangen um ihren Wohlstand, sondern dies ist nur bei den »Anderen« zu beobachten.

Dem reiht sich ein nahezu klassisches Vorurteil über EinwanderInnen ganz allgemein an:

*(...) wir werden ja wohl ein * äh * Land * äh * bleiben, das immer mit * äh * Zuwanderern jetzt zu kämpfen haben wird * äh * aufgrund unseres Wohlstandes. Die kommen ja * äh * nicht wegen der Arbeit nach hierhin, sondern die meinen, daß sie hier ein besseres * äh * Leben führen können. (18/260-265)*

Im Klartext heißt dies: EinwanderInnen sind zunächst einmal »Wirtschaftsflüchtlinge«. Damit wird ihnen erst einmal jedes andere mögliche Motiv für die Einwanderung in die BRD abgesprochen und zugleich behauptet, sie wollten lediglich vom Wohlstand in (West-) Deutschland profitieren und sich ein angenehmes Leben machen.

Zur Zeit stellen diese »Zuwanderer« zwar noch keine Bedrohung der Eingeborenen dar, denn „wenn die ja nach wie vor so sozial unterstützt werden, wie das im Moment der Fall ist“ (18/305-306), gibt es weiter keine Probleme, bis – ja, bis „Kürzungen auch für Über- und Aussiedler im Raume stehen“ (18/309), und dann – so prophezeit der Interviewte – wird „wieder eine Zeit

der Plünderung“ (18/311) auf die Eingeborenen zukommen, und das „wäre natürlich fatal“. (18/312-313)

Den EinwanderInnen muß noch eine »Bewährungschance« offenstehen – man ist schließlich tolerant:

*Ich denke dran, daß hier ja doch sehr hart gearbeitet werden muß, und wir unser Geld nicht auf der Straße finden. Ähm *, wenn sich die anderen darüber im Klaren sind, seh ich da (...) keine Probleme. (18/270-274)*

Mit anderen Worten: erst einmal ordentlich die Sozialhilfe und alle weiteren Unterstützungen für EinwanderInnen kürzen, dann kommen die schon ans Arbeiten.

Oder anders: ohne Anpassung an die »deutsche Tugend« des Fleißes auch keine Toleranz den EinwanderInnen gegenüber. Auffällig ist in diesem Zusammenhang eine im Rahmen der Fremddarstellung erkennbare Steigerung:

„**überlaufen**“ werden (18/277,279), „**Völkerwanderung**“ (18/281), „**sehr dicht besiedelt**“ (18/285,286), „**Wohnungsprobleme**“ (18/295), „**Neid**“ (18/297), „**dann (wird) viel gestohlen**“ (18/300), „**mehr noch gestohlen**“ (18/300), „**eingebrochen wird**“ (18/301) „**und anderer Leute Eigentum beschädigt wird**“. (18/301f.)

Diese Palette von Problematiken, Bedrohungen und Kriminalitäten, die hier heraufbeschworen wird, kann kaum Zweifel an der eigentlichen Intention der Interviewten lassen: »Grenzen dicht« und »Ausländer raus«!

3.5 Zusammenfassung

Trotz vorsichtig und moderat erscheinender Formulierungen ist der Tenor der Einstellung beider Interviewten zu EinwanderInnen unzweideutig:

EinwanderInnen sind »anders« und dies immer im negativen Sinne. Sämtliche »Negativeigenschaften«, angefangen vom nicht-christlichen Glauben, über andere Kleidung und somit quasi erzwungenermaßen eine andere Mentalität, welche zugleich mit einem „fremdländische(n) Aussehen“ (18/ 381-382) der „komische(n) Gestalten“ (18/325) einhergeht, das wiederum »naturgegebenenmaßen« von Boshaftigkeit, Unverschämtheit und Aufdringlichkeit zeugt - bis hin zu Intoleranz und sozialem Neid, welche letztendlich in kriminellen Handlungen münden - all diese gegen EinwanderInnen gerichteten Darstellungen angeblicher Eigenschaften und Charakterzüge von »Ausländern« und Aussiedlern offenbaren die rassistischen Denkmuster der Befragten. Diese selbst - als doch recht wohl situierte Bürger einer reichen Bundesrepublik Deutschland - betrachten dabei die ihnen eigenen Lebensweisen und »Lebensweisheiten« als die einzig wahren und »normalen«, die den Maßstab für alle anderen setzen, welche sich ausschließlich nach diesem Maßstab zu richten haben, um überhaupt den Status des Geduldetseins zu erlangen.

4. Argumentationsstrategien

Folgende Strategien lassen sich in der Argumentation der Interviewten erkennen:

1. Das Aussehen, die Sitten und Gebräuche der EinwanderInnen werden mit denen der Eingeborenen verglichen.
2. Verschiedene Gruppen von EinwanderInnen werden gegeneinander »ausgespielt«.
3. Scheinbar positive Aussagen über EinwanderInnen fungieren als »Schutzmantel« gegen den möglichen Vorwurf des »Rassismus«.
4. Eine positive Selbstdarstellung bedingt eine negative Fremddarstellung.

4.1 Vergleiche: »wir« und »die«

Diese Strategie findet sich insbesondere dort, wo von türkischen EinwanderInnen die Rede ist. Dabei spielt hier neben der zu beobachtenden Konstruktion quasi »naturegebener« Gegensätze zwischen Türken/Türkinnen und Deutschen (Glaube, Mentalität, allgemeine Lebensweise) die Sprache eine entscheidende Rolle. Die Benennung der EinwanderInnen mit dem Wort „Ausländer“ (18/73,81,98,usw.) erfolgt insgesamt neunmal und ist damit die am häufigsten verwendete Bezeichnung. Zumeist sind damit türkische EinwanderInnen gemeint.

Die Ab- bzw. Ausgrenzung von EinwanderInnen erfolgt zudem über die Wahl der Pronomina. Bei Vergleichen, die zwischen EinwanderInnen und Eingeborenen gezogen werden, erzeugen die Pronomina die Trennung zwischen „wir Deutschen“ (18/84,11,87, usw.) und „diese(n) Ausländer(n)“ (18/97) bzw. „diesen Türken“(18/349).

Auffällig beim Gebrauch des Personalpronomens »wir« ist, daß es

- a) zur Selbstdarstellung im Sinne einer Besonderheit des Interviewten als Deutscher sowie der Deutschen allgemein dient und
- b) gleichzeitig zum Vergleich mit anderen Nationalitäten und Völkern bzw. zur Abgrenzung der Deutschen von diesen verwendet wird. Verstärkung erfährt dies durch den parallelen Gebrauch von Demonstrativpronomina.

Ferner dient die Verwendung des Personalpronomens »wir« der Vereinnahmung anderer (ZuhörerInnen). Wenn der Interviewte sagt: „Wir sehens ja jetzt schon bei vielen DDR-Leuten“ (18/266,267), dann impliziert bzw. suggeriert dies, daß nicht nur der Sprecher es sieht, sondern daß alle oder zumindest viele (die Mehrheit) es sehen, hören, wissen, usf. Der Sprecher kann dadurch seine Meinung / seinen vollzogenen Vergleich zwischen Eingeborenen und EinwanderInnen (scheinbar) stützen und somit Äußerungen gegen EinwanderInnen u.U. eher abgeben, als dies beim Gebrauch des Pronomens »ich« der Fall wäre.

4.2 Ausspielen verschiedener Gruppen von EinwanderInnen

Die Italiener sind „ein ganz anderer Menschenschlag“

Der Schneider vergleicht italienische und türkische EinwanderInnen:

*Die * äh * Italiener waren * äh * ein ganz anderer Menschenschlag, sie kamen auch * äh * viel öfter ins Geschäft hinein, ließen sogar selbst Anzüge (...) hier arbeiten; das is * äh * unter diesen Türken * äh * nicht mehr der Fall. (18/345-350)*

Diese scheinbar harmlose Formulierung erweist sich bei genauerer Betrachtung als eine Form der Diskriminierung von EinwanderInnen, des Gegen-einander-Ausspielens zweier Gruppen zum Zwecke der besonders negativen Darstellung der einen von beiden Gruppen (hier der türkischen).

Diese Stelle zeigt zudem das von Leiprecht⁸⁵ formulierte Prinzip der „Instrumentalisierung“:

Die Gruppe der ItalienerInnen wird positiver als die der Türken/Türkinnen bewertet, da erstere „ein ganz anderer Menschenschlag“ sei. Nähere Erläuterungen, warum dies so sein soll, fehlen zwar, aber es wird trotzdem deutlich werden, weshalb italienische EinwanderInnen dem Befragten willkommener sind: sie dienen in erster Linie dem Geschäftsinteresse des Interviewten, oder um mit Leiprecht zu sprechen: „Die »Anderen« werden jeweils (...) nach der Nützlichkeit für den eigenen Standpunkt beurteilt“⁸⁶.

4.3 Positivaussagen

„Es ist jetzt nich so, daß wir uns irgendwie fürchten müssen...“

*Äh * es sieht aber jetzt nich so aus, daß es sich hier mit den Ausländern nicht leben läßt * äh *, es is * äh * hier in jedem Fall noch so, daß man doch damit ganz gut zurecht kommt. (18/72-75)*

Hier wird nicht von einem aktiven Zusammenleben gesprochen, sondern lediglich davon, daß „es sich (...) mit den Ausländern (...) leben läßt“ und man „ganz gut (damit) zurechtkommt“. Die »Bereitschaft« zum Miteinander geht dem Wortlaut nach also von den Eingeborenen aus. Interessant ist dabei der Gebrauch der passivischen Form „es sich (...) leben läßt“ sowie des Verbuns »zurechtkommen«. Diese deuten ebenso auf ein Miteinander aufgrund einer »üblen« Notwendigkeit hin, nicht aber auf ein aktives Miteinander.

85 „Die Instrumentalisierung etwa von EinwanderInnen kann sich nun auch in scheinbar »ausländerInnenfreundlicher« Form zeigen. Und das instrumentalisierende Subjekt muß nicht in jedem Fall rassistische/ ethnozentrische Motive verfolgen. Dennoch profitiert es sozusagen von einem gesellschaftlichen »Feld« rassistischer/ ethnozentrischer Ausgrenzungen und produziert dieses Feld mit“ (Leiprecht 1991: S. 40).

86 Leiprecht 1991: S. 40.

*(...) es is jetzt nich so, daß * äh * wir uns irgendwie fürchten müssen vor diesen Ausländern, ich glaube, daß es * äh * sich da auch um sehr friedliche * äh * Personen handelt ... (18/96-99)*

(...) die (werden) meines Erachtens nich eher straffällig als wir Deutschen selber (18/108-111)

Diesen Ansichten widerspricht der Befragte am Schluß des Interviews, indem er eine erhöhte Kriminalität durch den weiteren Zuzug von Einwanderinnen nicht nur für denkbar hält, sondern diese bereits festzustellen meint:

Man sieht (...), daß ja Überfälle (...) sich (...) in den Zeitungen bereits häufen (18/331ff.)

Daß die Überfälle »in den Zeitungen« stattfinden, verweist darauf, welche Realitäten die Medien für die Menschen besitzen. Sie scheinen geradezu an die Stelle der Wirklichkeit zu treten.

4.4 Positive Selbstdarstellung - negative Fremddarstellung

„Es sind aber auch noch (...) nette Deutsche unter uns“

Eine wiederholt angewandte Strategie des Argumentierens gegen EinwanderInnen besteht in dem Bemühen des Schneiders, von sich selbst bzw. den »Deutschen« ein besonders positives Bild, von den EinwanderInnen hingegen ein stark negativ gefärbtes Bild zu zeichnen und dadurch den Rahmen für eine Ab- bzw. Ausgrenzung von EinwanderInnen zu liefern:

(...) is es so, daß durch den sehr hohen Ausländeranteil eine echte Nachbarschaft gar nich mehr zustande kommt... (18/5-7)

*Es sind aber auch noch * äh * nette Deutsche unter uns in der Nachbarschaft... (18/16,17)*

*(...) diese Leute (gemeint sind Türken) * äh * sind * äh * meines Erachtens nach nicht so anpassungsfähig (18/82-84)*

*(...) wir Deutschen (haben) uns eher * äh * diesen Leuten schon angeschlossen (18/87,88)*

(...) stelle unter diesen Leuten (gemeint sind ehemalige DDR-Flüchtlinge) doch fest, daß sie nicht so tolerant sind, wie wir hier es eigentlich schon eh und je sind. (18/191-193)

Immer läßt sich hier, wie auch an vielen anderen Stellen im Interview, eine Kopplung zwischen positiver Darstellung der eigenen Zugehörigkeitsgruppe und Negativdarstellung der »Anderen« ablesen. Das »Selbst« wird damit zum gültigen Maßstab gemacht, nach welchem sich alle anderen Gruppen zu richten haben. Alles, was »anders« als dieses »Selbst« ist, wird aus dem Bereich des »Normalen« ausgegrenzt.

5. Quellen des Wissens

Die meisten Aussagen zu EinwanderInnen basieren auf eigenen Erfahrungen bzw. auch Vermutungen, welche die Befragten aus ihrer Lebensumgebung (Bergbauggebiet mit einem hohen Anteil türkischer BewohnerInnen) schöpfen. Dennoch ist auffällig, daß viele dieser (scheinbar) eigenen Erfah-

rungen durchscheinen lassen, daß es sich nur zu einem gewissen Teil um wirklich unmittelbar selbst erlebte Geschehnisse handelt und daß sich ansonsten eigene Erlebnisse mit Wahrnehmungen über Presseberichte, Fernsehsendungen oder auch Erzählungen Bekannter mischen. Insofern entspricht dies der Aussage van Dijks, nach welcher sich der Alltagsdiskurs vor allem durch den Diskurs der Eliten speist.⁸⁷

Folgende Äußerungen über EinwanderInnen unterstreichen diese These:

(...) die (gemeint sind Cinti und Roma; U.B.) gehen mein Erachtens nach eher in die Hauptgeschäftsstraßen hinein (...) und setzen sich dort an den Geschäftseingängen auch hin oder betteln... (18/394-398)

(...) das mach ich grundsätzlich nich, ich kauf denen (Cinti und Roma; U.B.) nichts ab, dann hat man se immer wieder hier stehen. (18/404-406)

*Ja, zum ersten die Wohnungsprobleme. (...) man wohnt ja hier schon so dicht aufeinander, und wo soll das alles hin? Ja und dann der Neid. (...) und überhaupt, die Übersiedler, Umsiedler, die alle hier kommen *, und daß dann viel gestohlen wird (...), ander Leuts Eigentum beschädigt wird... (18/295-302)*

Ich (...) würde sagen, wir werden hier überlaufen, also es kommen zuviele Ausländer. Alles will nach Deutschland hin oder beziehungsweise nach Westdeutschland, und die können wir gar nich alle packen. (18/276-280)

Gerade auch der Gebrauch des Kollektivsymbols des »Überlaufenwerdens« sowie die »Verallgemeinerungen«, mit denen EinwanderInnen gerade auch in Medien häufig in Zusammenhang gedacht werden (Wohnungsmangel, Arbeitsplatzmangel, Kriminalitätszuwachs, usw.), deuten auf den Einfluß des Elite-Diskurses auf den Alltagsdiskurs der Befragten hin, so daß es sich bei vielen ihrer Eindrücke und Meinung offensichtlich nicht allein um subjektive Erfahrungen handelt.

An einer Stelle im Interview werden direkt die Medien, hier die Presse, zur Stützung eigener Aussagen herangezogen:

*(...) man siehts ja auch jetzt schon eigentlich tagtäglich in den Zeitungen, daß ja Überfälle (...) sich (...) häufen, Überfälle (...) von * na, Geschäftsleuten * äh, Einbrüche in Wohnungen * ähm *, in Spielhallen. (18/331-336)*

Die Verinnerlichung, das Haftenbleiben dieser Zeitungsmeldungen kommt sicherlich nicht zuletzt auch daher zustande, daß die Befragten selbst Geschäftsleute sind und sich insofern – verstärkt durch solche Zeitungsmeldungen – als potentielle »Opfer« krimineller Handlungen von EinwanderInnen sehen.

Die Einflußnahme des Elite-Diskurses auf den Alltagsdiskurs spiegelt sich ferner in Redewendungen und Sprüchen der interviewten Personen wider. Das nachstehende Zitat zeigt, wie stark die Urteile und Klischeevorstellungen über »die Deutschen und ihre Arbeitsqualität« im gesellschaftlichen Bewußtsein verankert sind.

87 Vgl. van Dijk 1992a.

*Ja, wenn ich das jetzt mal aus * äh * handwerklicher Sicht (...) sagen darf * äh *, wird uns immer wieder von unseren Organisationen gesagt, daß wir dem EWG-Binnenmarkt zuversichtlich entgegensehen können * äh *; das Wort »Made in Germany« (...) ist wohl das Wichtigste * äh *, was * äh * uns dann hinterher * äh * weiterhin * äh * zum Erfolg bringen wird; denn (...) unsere Qualitätsarbeit wird doch nach wie vor dann gefragt sein. Wir können also in erster Linie darauf * äh * fußen, daß wir doch eine recht solide Ausbildung (...) hier haben, und somit auch imstande sind, * äh * die Machenschaften, die da auf uns zukommen werden (...), doch spielend zu meistern. (18/213-225)*

Neben der Glorifizierung der Werte der eigenen Zugehörigkeitsgruppe („Qualitätsarbeit“, „Made in Germany“, „solide Ausbildung“, „Erfolg“, „Machenschaften (...) spielend (...) meistern“) begegnen wir hier wieder der bereits angesprochenen Strategie, die »Gegenseite« mit Negativattributen („Machenschaften“, „Konkurrenz“) zu belegen. Dem Gegner muß quasi der Kampf angesagt werden, wobei gar nicht einmal so klar wird, wer denn nun eigentlich die gegnerische Seite mit ihren „Machenschaften“ darstellt (alle EG-Länder?). Scheinbar wird zunächst einmal alles, was »von außen« an die eigene Gruppe herantritt, als gegnerisch wahrgenommen. Diese »Innen-Außen-Strukturen«, gekoppelt mit dem Bild des »Einer gegen alle« (hier die BRD gegen sämtliche Länder der Europäischen Gemeinschaft) sind offensichtlich Ausdruck einer Grundhaltung der Befragten: auch die Aussagen zu EinwanderInnen lassen – wie gezeigt – ähnliche Strukturen oder Denkmuster erkennen (s.o. 3.2: ein deutsches Kind gegen viele türkische Kinder/ und 3.4: die BRD als „ein Land“, das immer mit „Zuwanderern jetzt zu kämpfen haben wird“ (18/260-265)).

6. Besonderheiten

„Es wird sowieso so ne Völkerwanderung in Zukunft geben...“

Da das Interview mit zwei Personen geführt wurde, stellt sich die Frage, ob sich Unterschiede in Art und Form der Argumentationen bzw. in der Form des Rassismus bei der Frau und beim Mann feststellen lassen. Es wurde bereits erwähnt, daß die Befragte

- a) einen Schwerpunkt auf genetische Merkmale von EinwanderInnen legt und
- b) daß sie ein diffuses Angstgefühl gegenüber dieser Bevölkerungsgruppe hegt (vgl. 3.2).

Es läßt sich aber noch ein weiterer Unterschied feststellen. Während der Mann auf vorsichtige Formulierungen bedacht ist, gibt sich seine Frau offener und zudem stärker emotional am Gespräch beteiligt. Dies zeigt sich zum einen an ihrem spontanen Wunsch, sich doch noch in die Befragung einzubringen (ab 18/276), um ihrem Mann zu widersprechen, indem sie direkt ihre Meinung kundtut, die »Deutschen« würden von den EinwanderInnen „überlaufen“ (18/277) und es kämen „zu viele Ausländer“ (18/276). Ferner gibt sie sich äußerst pessimistisch bezüglich der EinwanderInnen, während

ihrem Mann oftmals daran gelegen scheint, vorsichtig abzuwägen, stets dabei versichernd, die Probleme nicht aufbauschen zu wollen:

Insofern (...) seh ich da jetzt doch nicht so die Probleme drin, ne? (18/88,89)

(...) seh ich da überhaupt keine Schwierigkeiten (18/251,252)

(...) seh ich da (einfach) ebenfalls keine Probleme (18/273,274)

(...) seh ich nicht die Probleme (18/306,307)

Häufig ist jedoch mit dieser Strategie des Herunterspielens ablehnender Haltungen eine Betonung des »Wohllollens« seitens der Eingeborenen bzw. des Befragten verbunden. Allerdings verknüpft sich dieses »Wohllollen« oftmals mit Forderungen nach Anpassung und Unterordnung der EinwanderInnen (vgl. oben).

Diesem vorgetäuschten Optimismus setzt die Befragte eine eindeutig pessimistische Einstellung entgegen, wobei sie ihre Argumente mit »prophetischen« Momenten versieht:

Es wird sowieso so ne Völkerwanderung in Zukunft geben... (18/281)

Ich seh da nicht so optimistisch in die Zukunft. Ich seh eigentlich das Problem n bißchen pessimistisch. (18/289,290)

(...) das seh ich eigentlich auf uns zukommen. (18/302)

*(...) obwohl mir noch nichts passiert ist, aber ich weiß nicht also ich meine, da käme doch was auf uns zu. ich hoffe es nicht, aber * ähm * ich glaube, das is gar nich so weit weg, daß es kommen könnte. (18/326-330)*

Dieses Heraufbeschwören einer unsicheren, »dunklen« Zukunft geht eng einher mit den zum Ende des Interviews hin verstärkt auftretenden Erlebniserzählungen, so daß gehäuft fiktionale Textstrukturen erkennbar werden. Durch die Teilnahme der Frau am Interview entsteht eine neue Situation, da sie – stärker als ihr Mann – auf Begebenheiten eingeht, welche sie persönlich erlebt hat. Das Einbringen kleiner »Geschichten« wird u.a. an folgenden Stellen im Interview deutlich:

Im folgenden wird der Aufforderung der Interviewenden nachgekommen, eine Situation zu schildern, in welcher die Befragte Angst vor EinwanderInnen hatte:

*** Ja, irgendwie kam mal jemand hier (ins Geschäft) rein, also irgendwie ne fremdländische Gestalt... (18/357-382)*

Diese Passage ist ein typischer Erlebnisbericht, eingeleitet mit dem Satz „ich habs ja schon erlebt“. (18/324) Erzählt wird eine Begebenheit im Geschäft der Befragten: Die Frau hatte Angst vor einem Einwanderer, der hereinkam. Sie war allein, da ihr Mann zu der Zeit im Krankenhaus lag.

(...) und dann kommen so komische Gestalten hier herein, da bekommt echt mit der Angst zu tun (...) also ich meine, da käme doch was auf uns zu. (18/322-330)

Kennzeichnend für die fiktionale Struktur dieser und vieler weiterer Stellen im Interview sind mehrmalige Brüche und Neuansätze im Erzählprozess, wiederholte Wechsel der Tempora sowie die Verwendung elliptischer Sätze:

(...) und weiß nich, was er (der Einwanderer) noch alles gesagt hat, geschimpft und dann raus. (18/371,372)

Zu beobachten ist ferner, daß sich das Gespräch zum Schluß gewissermaßen hochschaukelt: Durch die Teilnahme der Frau ändert sich die Form des Interviews auch insofern, als sie ihren Mann quasi mitreißt, d.h., daß nun auch er offener in seiner Argumentation wird, und weniger auf Vorsicht bedacht bleibt. Damit kann sich die Interviewende weitgehend zurückziehen, denn die Befragten beginnen ein diskussionsähnliches Gespräch. Dies wird auch daran deutlich, daß der Mann nun ebenfalls immer häufiger auf Erlebniserzählungen zurückgreift:

Da könnt ich ja jetzt ein Beispiel erzählen... (18/411)

Erzählt wird eine Situation, in der Einwanderer in die Schneiderei hereinkommen und für ihren Zirkus Geld sammeln möchten, der Befragte aber mit der Begründung ablehnt, man solle lieber „für Menschen (...) sorgen, nämlich die UDSSR“. (18/416,417)

7. Resümee

Beide Interviewpartner grenzen „Ausländer“ gegen „Deutsche“ ab. Diese Abgrenzung erfolgt auf zwei Ebenen: Zum einen werden genetische Merkmale von EinwanderInnen mit bestimmten negativen Charaktereigenschaften in Beziehung gesetzt (besonders – aber nicht nur bei Cinti und Roma). Daraus beziehen die Befragten, vor allem die Frau, die Begründung für diffuse Angstgefühle gegenüber EinwanderInnen, welche sie jedoch nicht an tatsächlichen Begebenheiten festmachen können. Daher berufen sie sich auch häufig auf Erzählungen von Bekannten bzw. auf Medienberichte. Zum anderen werden kulturelle Eigenschaften gewissermaßen »naturalisiert«, indem andere Lebensweisen, anderer Glaube oder andere Kleidung abgelehnt werden und zugleich mit einer ganz anderen Mentalität in Verbindung gebracht werden, so daß eine Annäherung von EinwanderInnen und Eingeborenen von vornherein ausgeschlossen wird. Damit ist das Moment der Ausgrenzung von EinwanderInnen gegeben: sie sind »anders«, sie passen nicht zu den eigenen »Landsleuten«, folglich kann man mit ihnen nicht zusammenleben.

Die ablehnende Haltung gegenüber EinwanderInnen zeigt sich mit Bezug auf Türkinnen/Türken und Cinti und Roma in unterschiedlicher Weise. Während ersteren vor allem mangelnde Anpassung in kultureller Hinsicht vorgeworfen wird, werden Cinti und Roma nicht nur aufgrund ihrer Kultur, sondern besonders wegen ihres »anderen« Aussehens abgelehnt. Es ist denkbar, daß die Befragten Türkinnen und Türken gegenüber »wohlwollender« eingestellt sind als gegenüber Cinti und Roma als einem „nichtseßhaften Volk“ – , da erstere seit vielen Jahren im Wohngebiet der Interviewten leben und im Bergbau arbeiten, so daß man auch von einem »Gewöhnungseffekt« sprechen könnte.

Ferner werden »Gastarbeiter« generell positiver gesehen, da sie durch ihre Arbeitskraft und Mithilfe am Aufbau der BRD nach dem Zweiten Weltkrieg teilhatten, weil sie also dringend gebraucht wurden. Cinti und Roma aber scheinen den Befragten wesentlich »fremder« zu sein, weshalb die Vorstellungen über diese Gruppe von EinwanderInnen auch stark an gängige, in der Bevölkerung und den Medien weit verbreitete Negativklischees erinnern (sie betteln!).

Die Abgrenzung von EinwanderInnen und Eingeborenen erfolgt vielfach über eine besonders positive Darstellung der „Deutschen“, wobei die »anderen« Gruppen zugleich mit Negativ-Attributen versehen werden. Bei dem Mann geschieht dies auf eine etwas moderatere Art und Weise als bei seiner Frau, die ihre Abneigungen, besonders bezogen auf Cinti und Roma, offener artikuliert.

Die meisten EinwanderInnen werden als »Wirtschaftsflüchtlinge« eingeschätzt; andere Motive für die Einwanderung werden von den Befragten erst gar nicht in Betracht gezogen. Die Unterstützung der EinwanderInnen durch soziale Hilfestellungen wird dabei als übertrieben angesehen.

Die Kernansicht beider ist, daß zu viele EinwanderInnen in die BRD kommen, daß dadurch in erhöhtem Maße Wohnungsmangel, sozialer Neid sowie ein Anstieg der Kriminalität entstehen, was ferner eine Bedrohung des sozialen Friedens und der Sicherheit der einheimischen Bevölkerung darstellt.

3.3 Margret Jäger:

*„Komm, ich weiß nicht, das is irgendwie 'ne Brutstätte für Aggressio-
nen!“*

Bettina Robel - eine junge Frau - mit „typisch weiblichen“ Eigenheiten⁸⁸

1. Warum gerade Bettina?

Bettina Robel kannte ich vor meinem Interview seit etwa 3 Jahren. Wir wohnen im gleichen Viertel, einem Stadtteil von Duisburg, in dem der Anteil von EinwanderInnen sehr gering ist. Bettina hat - wie ich - einen Hund, mit dem sie regelmäßig spazieren geht. Auf diesen Spaziergängen ist es häufiger zu Gesprächen über Hunde, Menschen, Beruf, Weltlage etc. gekommen.

Bettina ist 34 Jahre und lebt allein. Seit etwa 5 Jahren ist sie geschieden. Kurze Zeit vor unserem Gespräch hatte sie sich als Schauwerbegestalterin selbständig gemacht - für mich ein Indiz für eine gewisse Risikobereitschaft. Überhaupt wirkte sie auf mich wach und interessiert, obwohl sie häufiger betonte, daß ihr die Kompetenz und Ausbildung fehle, um z.B. politische Dinge wirklich beurteilen zu können.

In meinen Augen stellte sie sich als eine Person dar, die offen und sogar ein bißchen mutig, die aber auch gleichzeitig unsicher ist und dies auch nicht verbirgt. Gerade deshalb interessierten mich ihre Ansichten über EinwanderInnen in Deutschland. Ich erwartete keine starren Haltungen und war gespannt darauf, ob und wenn ja, welche Ressentiments sie gegenüber diesen Menschen hat und wie sie diese vorträgt.

2. Von „Brüdern und Schwestern“ und Polen

Obwohl Bettina derzeit nicht persönlich davon betroffen ist, sieht sie im Zugang von Menschen nach Deutschland durchaus ein Problem. Dadurch würde sich die Wohnungsnot vergrößern, und sie befürchtet sogar:

Der Zorn in der Bevölkerung wird immer größer, und irgendwann fallen dann mal irgendwelche Schüsse... (15/151-52)

Dabei geht es ihr im wesentlichen um zwei Gruppen von Menschen, die sich beide noch nicht sehr lange in der BRD aufhalten: um die Ostdeutschen, besser um Ex-DDR-Bürgerinnen und -Bürger, und um Polinnen und Polen. Gegenüber beiden urteilt sie aus einem Gefühl der Überlegenheit heraus.

Die Ex-DDRlerInnen machen sich in ihren Augen falsche Vorstellungen von der Welt; sie sind naiv und können die Realität nicht richtig beurteilen:

„Unsere Brüder und Schwestern“ - wie sie diese BundesbürgerInnen ironisch nennt „wollten alles viel zu schnell“ (15/111), sie haben „einfach zu ... großar-

⁸⁸ Das Interview ist vollständig veröffentlicht in: S. Jäger 1991b, S. 376-388.

tige Vorstellungen“ (15/116) und hätten sich „wahrscheinlich zu ... vorschnell Hoffnungen gemacht“. (15/120-121)

Bettinas Charakterisierungen lassen die Ostdeutschen nicht nur mit zu hohen Ansprüchen, sondern gleichzeitig als ahnungslos, fast kindlich erscheinen. Ihre eigene Überlegenheit und die darin eingehende Überzeugung, daß sie, Bettina, die richtigen Ansprüche stellt, problematisiert sie nicht.

Ähnlich und doch mit anderen Akzenten urteilt Bettina über die hier anwesenden Polinnen und Polen, von denen wir nicht erfahren, ob es sich dabei um Spätaussiedler handelt. Bei dieser Gruppe von EinwanderInnen hebt sie hervor, sie würde von den bundesdeutschen Behörden bevorzugt, diese Menschen würden gleichsam positiv diskriminiert und legten darüberhinaus ein unsoziales Verhalten an den Tag:

...guck mal, wenn die jetzt hier reinkommen, die bekommen sofort irgendwelche Sozialhilfen, bekommen 'ne Wohnung zugewiesen ... und hier die V. ... die hat, glaub ich, zwei Polenfamilien in ihrem Haus ... die hat mir schon ein paar Mal erzählt, daß die sich derart ... unsozial verhalten gegenüber ihren anderen Nachbarn, ne? (15/173-178)

Dieser insgesamt negative Eindruck verstärkt sich für Bettina noch, wenn sie an den bevorstehenden einheitlichen EG-Binnenmarkt denkt; hier spricht sie zwar keine Nationalitäten explizit an, doch sind ihr die Menschen, die sie dann einreisen sieht, nicht willkommen:

Oh, oh, oh ... da werden so einige Leutchen einreisen (15/143)

Auch befürchtet sie, daß im Zuge dieser Entwicklung die Kriminalität in Deutschland weiter zunehmen wird. (15/216)

Zwar äußert sich Bettina auch dezidiert positiv, ja geradezu anerkennend über Menschen anderer Nationalität. So betont sie vor allem die Toleranz der Holländer. Aber hier spricht sie von den Holländern in Holland.⁸⁹

Bettina äußert damit eine Reihe der vorherrschenden sozialen Vorurteile gegenüber EinwanderInnen - und als solche müssen wir zu dieser Zeit auch die neuen BundesbürgerInnen sehen, denn sie werden von ihr folgendermaßen wahrgenommen:

- Sie werden von den Behörden bevorzugt,
- sie sind unsozial, passen sich nicht in die Gemeinschaft ein,
- durch EinwanderInnen nimmt die Kriminalität in der BRD zu,
- die EinwanderInnen haben falsche Vorstellungen von unserem Land; sie sind tendenziell dumm.

In diesem Sinne liegen bei Bettina durchaus rassistische Einstellungen vor. Dabei erhebt sich allerdings die Frage, ob ihre Vorbehalte gegenüber den

⁸⁹ Auf diese Aussagen und ihre Funktion im Zusammenhang der Argumentation werde ich weiter unten noch genauer eingehen.

Ostdeutschen als rassistisch anzusehen sind. Es gibt einige Gesichtspunkte, die bei Bettina dagegen sprechen.⁹⁰

Der wichtigste ist, daß Bettina die von ihr konstruierten Eigenheiten der Ostdeutschen nicht als unveränderbar ansieht. Sie sieht durchaus die Möglichkeit, daß die Ostdeutschen über einen Lernprozeß z. B. erfahren, daß die Marktwirtschaft nicht von heute auf morgen eingeführt und alle Menschen reich machen kann. Insofern könnte man eher von einer ethnozentristischen als von einer rassistischen Einstellung sprechen, die Bettina gegenüber den Ostdeutschen hat.

Auch genießen die Ostdeutschen ja im Unterschied etwa zu den Polinnen und Polen oder den Türkinnen und Türken in unserem Land die gleichen demokratischen Rechte wie die Westdeutschen, und auf sie kommen auch keine Gesetze wie zum Beispiel das Ausländergesetz zur Anwendung. Es ist zwar richtig, daß sie damit keineswegs zur Gruppe derjenigen gehören, die die wirkliche Macht haben. Dennoch kann dies auch nicht für alle Ostdeutschen gesagt werden, hier ist von einer Hierarchie auch innerhalb der ostdeutschen Gesellschaft auszugehen.⁹¹

D.h. nicht, daß die Ostdeutschen zur Zeit in Deutschland nicht diskriminiert werden. Doch die Motive der Diskriminierung liegen in diesem Interview m.E. näher am Klassismus als am Rassismus.⁹² Denn was kritisiert Bettina an den Ostdeutschen? In erster Linie, daß sie zu hohe Ansprüche stellen, auch, daß sie Kosten verursachen. Diese Argumentation ist eine, die wir ansonsten eher aus dem Unternehmerlager hören. Bettina nimmt hier eine ähnliche Position ein.

Wichtig ist aber insgesamt, daß Bettina auch die Ostdeutschen aus einer Überlegenheits- bzw. Machtposition beurteilt.

⁹⁰ Die Frage, ob die negativen Einstellungen von Westdeutschen gegenüber Ostdeutschen als rassistische anzusehen sind, wurde im Kreis der ProjektmitarbeiterInnen teilweise kontrovers diskutiert. Infolgedessen finden sich in den Einzelanalysen und in der synoptischen Analyse teilweise unterschiedliche Einschätzungen. Diese unterschiedlichen Einschätzungen ergeben sich jedoch auch daraus, daß die interviewten Personen unterschiedliche Grade der Ablehnung von ostdeutschen Menschen aufwiesen.

⁹¹ Der Einwand, daß es sich bei den EinwanderInnen aus den ehemaligen Kolonien in den Niederlanden, Frankreich und England ebenfalls um Gruppen handelt, die teilweise die gleichen politischen Rechte haben, kann m.E. nicht gelten, denn diese Menschen werden einwandfrei als andere »Rasse« konstruiert, was für die Ostdeutschen eben nicht zutrifft.

⁹² In ihrem Buch „Scheidelinien“ geht Anja Meulenbelt davon aus, daß es mehrere Formen von Unterdrückung gibt, die sowohl nebeneinander bestehen können, als auch sich miteinander vermischen können. Die drei wichtigsten sieht sie im Sexismus, im Rassismus und in der „Herrschaft von Menschen mit einer besseren beruflichen Stellung und einer besseren Ausbildung über Menschen mit einer weniger angesehenen Arbeit oder überhaupt keiner Arbeit und einem niedrigeren Bildungsniveau...“ Dies nennt sie »Klassismus«. (Meulenbelt 1988, S.45)

3. Zur Argumentationsweise von Bettina: unsicherer Vortrag, sicheres Urteil

Negative Aussagen und Vorbehalte werden von Bettina sehr häufig anderen Personen unterschoben: Es sind entweder Bekannte und Verwandte, die sie auf das angebliche Fehlverhalten von EinwanderInnen (einschließlich Ostdeutsche) hinweisen. Aber auch „*die allgemeine Meinung in der Bevölkerung*“ (15/157) führt sie als Beleg für ihr Mißtrauen und ihre Vorsicht an. Dies ist anders bei den Aussagen, in denen sie positiv zu Menschen anderer Nationalität Stellung nimmt. Hier ist es sie selber, die die Erfahrung gemacht hat:

Für mich war Holland immer gleichbedeutend mit locker und tolerant, ja wirklich! Und die Leute sind da wirklich anders, also, so wie ich das gesehen habe. Die sind viel toleranter als wir Deutschen, find ich. (15/259-261)

Angenehmes kann sie vertreten, unangenehme „Wahrheiten“ versteckt sie lieber hinter einer fremden Autorität.

Eine andere Vorgehensweise, unangenehme Dinge zu artikulieren, ohne selbst so leicht in die „Schußlinie“ zu geraten, ist für Bettina die (sicherlich nicht bewußt) vorgetragene Unsicherheit.

Es fällt auf, daß sie gerne und oft ihre Auffassung dadurch relativiert, daß sie Dinge „so sieht“, daß sie Dinge „so findet“. Damit gibt sie zu erkennen, daß ihre Ansichten völlig subjektiv seien.

Solche Relativierungen, die häufig in Verbindung mit expliziten Unsicherheiten („Ich weiß nicht“) auftauchen, sind für ihr Gesprächs- und Argumentationsverhalten geradezu charakteristisch.

Auf meine Frage, ob und an welcher Stelle sie sich von der Vereinigung der beiden deutschen Staaten berührt fühle, antwortet sie:

Ja, in bezug auf erhöhte Steuern auf jeden Fall. Aber sonst ... großartig berühren ... natürlich ist das schon ... ne tolle Sache, aber ... ich seh doch eigentlich mehr das Negative. Bedingt durch höhere Steuern und ... wie auch immer ne? ... also sehr ange- ... was heißt angetan davon, das ist ne gute Sache und das sollte auch so sein, aber ... ich weiß nicht, die allgemeine Meinung ... so, was ich bis jetzt alles so gehört habe, ne, die Leute, also ausm Osten, unsere Brüder und Schwestern ... ich weiß nicht, die wollten das alles viel zu schnell ... was heißt zu schnell, das ist ja innerhalb von einem Jahr, ist das ja praktisch passiert. (Störung durch Telefonanruf, deshalb hier Unterbrechung von 2 Minuten)

Du warst gerade daran, es wäre so schnell gegangen.

Ja innerhalb von einem Jahr. Nein, weißt Du warum? Die Leute, die haben einfach zu ... ich weiß nicht zu ... großartige Vorstellungen, daß das plötzlich in ihrem ... in ihrem Land, - siehste, das ist einfach immer noch nicht eingebürgert - daß das alles so Holter die Polter geht mit der freien Marktwirtschaft und die sehen doch jetzt selbst, zig Arbeitslose und ... so schnell geht das einfach nicht, ne? Und die haben sich wahrscheinlich zu ... vorschnell Hoffnungen gemacht.

Bist Du in der Zeit auch mal drüben gewesen?

Ich war, ja, ja vor fünf Jahren.

Also jetzt nicht in der Zeit?

Nee, nee, da war ich nicht. Du? Warst Du mal drüben?

Ja, ja ich war mal da.

Und? Wie war da so die allgemeine Meinung?

Ja, auch schon son bißchen enttäuschend, nicht? Was Du auch sagst. Aber daß sie den Eindruck hatten, das geht ein bißchen über unsere Köpfe hinweg.

Die Wiedervereinigung?

Ja.

Ja, die wollten das doch?! Das versteh ich nicht.

Das seh ich auch, doch es ist wahrscheinlich noch mal was anderes, wie wir das erleben und wie die das sehen.

*Ja, ja ... also ich mein, die machen sich da zu ... großartige Vorstellungen von, also...“
(15/104-137)*

Meine Frage beantwortet Bettina zunächst ganz nüchtern (und korrekt) damit, daß es vor allem Steuererhöhungen seien, die sie zu erwarten hätte.⁹³

In einem zweiten Argumentationsschritt beteuert sie jedoch, sie fände die Vereinigung schon eine „tolle Sache“, doch im gleichen Atemzug ist sie davon „nicht angetan“.

Diese Formulierung ist aufschlußreich: Ganz offensichtlich nimmt Bettina an, daß es sich nicht schickt, gegen die Vereinigung zu sprechen. Die sei ja eine „tolle Sache“; sie wagt es nicht, zu sagen, daß sie die Vereinigung ablehnt, sondern sie wählt, um ihre Haltung zum Ausdruck zu bringen, die Verneinung einer Positivformulierung.⁹⁴

Schließlich trägt sie im dritten Schritt dann aber doch ihre inhaltlichen Vorbehalte vor: Die aus der DDR wollten das alles viel zu schnell, jedoch relativiert sie dies noch einmal, indem sie die (rhetorische) Frage stellt: „...was heißt zu schnell?“

An dieser Stelle wird ihre Argumentation zwar kurz unterbrochen, doch der Faden wird danach sehr stringent wieder aufgenommen.

⁹³ Interessant ist hier nebenbei, daß dies Bettina zu einem Zeitpunkt als erstes in den Sinn kommt, als die Regierungsparteien allesamt noch betonten, es gebe keine Steuererhöhungen durch die Einheit; Bettina scheint ihnen dies jedenfalls nicht abzunehmen. Es ist aber durchaus zu vermuten, daß die maßgebenden PolitikerInnen mit dieser »Schlauheit« ihrer BürgerInnen nicht nur gerechnet, sondern mit ihr sogar kalkuliert haben: Wenn jede/r weiß, daß es Steuererhöhungen geben wird, die PolitikerInnen aber so tun, als ließen sich diese doch noch verhindern, ist der Grad der Empörung darüber, wenn die Steuern schließlich doch erhöht werden, u.U. niedriger als die Genugtuung darüber, es besser als die PolitikerInnen gewußt zu haben, ihr Spiel sozusagen von vorneherein durchschaut zu haben.

⁹⁴ Das macht sie auch an anderen Stellen: In ihren Ausführungen zu den Deutschen bemerkt sie: „...keiner lacht mal oder ist freundlich oder so.“ (15/289)

Hier folgt nun ihre wirkliche Auffassung, die sie mit der Frage einleitet: „Nein, weißt Du warum?“. Von dieser Auffassung läßt sie sich nicht abbringen, auch nicht, als ich Informationen über die Situation in der ehemaligen DDR beisteuere, die sie immerhin einfordert. Ihr Resümee steht dennoch fest: „Ja, ja ... also ich mein, die machen sich da zu ... großartige Vorstellungen von, also....“

Genauso verfährt sie auch, als sie mir eine Geschichte von polnischen Kindern erzählt, die bei einer Bekannten im Keller spielen, um mir deren unsoziales Verhalten zu erläutern:

Ja, die spielen da im Keller, die Kinder, die auch da wohnen, ne? Da sitzen dann so zehn kleine Polenkinder ... mit brennenden Kerzen ... und erzählen sich irgendwelche Geschichten (Lachen). Obwohl, das könnte jetzt auch in, in irgendwelchen deutschen Haushalten passieren, das ist jetzt ... aber trotzdem das ist jetzt nur son, son Beispiel. Ja, aber ich mein so, der allgemeine, Haß, will ich das nicht nennen...(15/182-187)

Hier ist nicht nur die Anspielung an die „10 kleinen Negerlein“ auffällig. Auch hier relativiert Bettina ihre Aussage: Das kann bei Deutschen auch geschehen, doch muß ihr dies „trotzdem“ als Erklärung für unsoziales Verhalten von Polen herhalten.

Natürlich stellt sich die Frage, ob es sich bei Bettinas Relativierungen nicht eigentlich um Differenzierungen handelt: schwierige und komplexe Sachverhalte, wie das Verhältnis von Einwanderern und Eingeborenen, erfordern schließlich ein paar Worte mehr als ein „Gut“ oder „Schlecht“, ein „Weiß“ oder „Schwarz“; da sind Aktzentuierungen vonnöten.

Die Analyse der beiden Textstellen zeigt jedoch, daß dies hier nicht der Fall ist. Fast routinemäßig relativiert Bettina ihre Einschätzungen und Beobachtungen und setzt sie gerade nicht in eine Beziehung zu den dann von ihr geäußerten rassistischen bzw. diskriminierenden Einschätzungen. Das aber wäre erforderlich, wenn es sich um eine wirkliche Differenzierung bzw. Einschränkung des Gesagten handelte. Das wäre dann gegeben, wenn sie zum Beispiel bei der Vereinigung den Anteil der Westdeutschen an dem Tempo des Prozesses ansprechen würde.

Entsprechend leitet sie solche Gesprächspassagen auch häufig durch Wendungen wie „trotzdem“ oder „wie auch immer“ ein; der zuvor artikuliert Einwand wird negiert. Auch ist ihr Einsatz von floskelhaften Fügungen immer dann massiver, als an anderen Stellen. („Ich weiß nicht“, „würd ich sagen“, „kann ich mir vorstellen“ „irgendwie“ etc.) Dies deutet darauf hin, daß sie sich gerade an diesen „kribbeligen“ Stellen gerne vorgeprägter Wendungen mit allgemeinem Gehalt bedient; diese Vagheit verweist auf das Bemühen, bei mir, der Zuhörerin, einen guten Eindruck zu hinterlassen und keinesfalls als Rassistin zu erscheinen.

So ist sie strikt darauf aus, als tolerant gegenüber anderen zu wirken und sich als einen Menschen darzustellen, der eine soziale Gesinnung hat. Gesprächsstrategisch versucht sie dies u.a. dadurch zu erreichen, daß sie ver-

schiedene EinwanderInnengruppen und Nationalitätengruppen zueinander ins Verhältnis setzt:

...Ich glaube, daß das dann auch verstärkt zunimmt. Ich weiß nicht, ob das jetzt irgendwelche, ... Voreingenommenheit von mir ist ... der wie auch immer ... Vorurteil ... ich kann Dir das nicht sagen, aber ... und ich mein auch, daß so, das schwenkt jetzt irgendwie um, früher warens die Türken, heute sind es die Polen, paß mal auf!

Ja?

Ja, bestimmt. "(15/215-222)

Auf diese Stellung der Polen geht Bettina auch in anderen Passagen des Interviews ein; es ist ihr offensichtlich sehr wichtig, mir diese Einschätzung mitzuteilen. Schauen wir sie uns deshalb mal ein wenig genauer an:

Neben der bereits oben herausgearbeiteten Argumentationsweise, vorsichtig tastend ihre Auffassung darüber darzulegen, wie in der BRD mit den Polen umgegangen wird, ist ein weiterer Gesichtspunkt hier interessant:

Die Polen sind die Türken von heute. Diese inhaltliche Aussage enthält eine Anspielung auf die in den 60/70er Jahren entstandene Wendung „Die Türken sind die Juden von heute.“ Sie wurde damals von denjenigen geprägt, die vor Rassismus und Ausländerfeindlichkeit in der BRD warnen wollten.

Mit dieser Anspielung will Bettina verdeutlichen, daß sie diese Entwicklung nicht gutheißt. Sie erweckt damit den Eindruck, als habe sie keine Ressentiments gegenüber fremden Menschen in diesem Land, als sei sie tolerant. Trotzdem hat sie aber nicht mehr und nicht weniger gesagt, als daß sie diese Beobachtung macht. Die Bewertung dieser Beobachtung funktioniert nur über die Anspielung.⁹⁵ Sie muß erst als solche von mir verstanden werden. Hätte Bettina es mit einem Gesprächspartner zu tun, der gegen weitere Einwanderer in unserem Land ist, so könnte dieser lapidar erwidern: „Ja, ja, da sehen wir es wieder. Wir haben immer Ärger mit den Ausländern.“

Die Anspielung auf der formalen Ebene und die „Ausspielung“ von Türken und Polen auf der inhaltlichen Ebene ermöglichen ihr somit, sich als tolerant darzustellen.

Auch die bereits angesprochenen Aussagen zu den Holländern verfolgen unter „gesprächsstrategischen“ Gesichtspunkten das gleiche Ziel. Dabei werden die Holländer mit den Deutschen verglichen, und die Deutschen kommen deshalb schlecht weg, weil sie eben nicht so tolerant sind, weil sie nicht mal auch „*sonne Sache schleifen lassen*“ können. (15/263)

Daß ihre Toleranz äußerst brüchig ist, verdeutlichen jedoch die mehrfachen „Stilbrüche“, die Bettina im Gespräch unterlaufen. Wenn mehr Menschen

⁹⁵ Der Aspekt der Anspielung von sprachlichen Äußerungen ist von Franz Januschek in seinem Buch „Arbeit an Sprache“ entfaltet worden. Die Anspielung wird dort als eine sprachwissenschaftliche Kategorie entwickelt, mittels derer der Zusammenhang von Produktion und Aneignung von Erfahrungen erfaßt werden kann. (Vgl. Januschek 1986)

ins Land einreisen können, sieht sie die Gefahr eines Bürgerkrieges heraufziehen:

Der Zorn in der Bevölkerung wird immer größer, und irgendwann fallen dann mal irgendwelche Schüsse. (15/151)

Auch beim Versuch, sich die gegenwärtigen Schwierigkeiten zu erklären, stellt sie fest:

Und wenn du nicht plötzlich als Außenseiter darstehen willst, das geht gar nicht. Sofort wirst Du ... niedergeknüppelt. (15/309)

Und schließlich sieht sie auf den Straßen deutsche Menschen, die machen „ein Gesicht zum Reinschlagen.“ (15/290)

Die tolerante Bettina offenbart hier plötzlich eine erstaunlich aggressive Phantasie.⁹⁶

Dennoch bemüht sie sich, mit Hilfe von Relativierungen und Anspielungen so offen wie möglich zu argumentieren. Sie möchte offenbar zwei Dinge miteinander in Einklang bringen: sie will es jedem Recht machen und sich keine Gegner schaffen, und sie will gleichzeitig das, was sie denkt, auch sagen.

Diese Haltung ist dann auf den Punkt gebracht, wenn sie sagt:

Komm, ich weiß nicht, das ist irgendwie 'ne Brutstätte für Aggressionen. (15/163)

4. Von der Verschleierung der Angst

Dabei haben Bettinas Ängste und unterschwellige Aggressionen (auch und gerade gegenüber Deutschen) nur sehr bedingt etwas mit dem Thema Einwanderer zu tun, denn sie äußert sie auch in Gesprächsphasen, bei denen es nicht um EinwanderInnen geht. Ihre Angst z.B., niedergeknüppelt zu werden, steht zum Beispiel in keinem Zusammenhang mit diesen Menschen. Im Gegenteil: Sie äußert diese Befürchtung dort, wo sie den Versuch unternimmt, zu erklären, warum die Deutschen so sind, wie sie sie sieht.

Angst und Aggressionen schwingen somit im Gespräch mit, ohne allerdings offen artikuliert zu werden. Offensichtlich verwendet Bettina einen Teil ihrer Energie gerade darauf, diese Ängste zu vertuschen.

Das möchte sie zum Beispiel dadurch erreichen, daß sie auf alle Fragen präzise zu antworten bemüht ist. Die häufigen Antwortpartikel (Ja/Nein), mit denen sie ihre Antworten einleitet, sind nur ein formaler Hinweis darauf. Auch Nachfragen, mit denen sie sich der Fragestellung noch einmal zu vergewissern sucht, belegen diese Unsicherheit, die allerdings einhergeht mit

⁹⁶ Die sensible Beobachtung gesellschaftlicher Stimmungen, die Bettina offenbar zu solchen Prognosen brachte, darf hier natürlich nicht übersehen werden. Das Interview mit Bettina ist am 29.12.1990 entstanden, 9 Monate später brannten in vielen Städten der Bundesrepublik Flüchtlingsheime.

einer hohen Bereitschaft, das Richtige zu antworten. Insgesamt finden sich im Interview neun solcher Nachfragen:

Hast Du denn irgendwie so das Gefühl wenn du über die Straße gehst, daß du dann unsicher bist? Ich mein, Du gehst ja ziemlich häufig, aber Du hast ja H. (Hund) dabei.

Den Leuten gegenüber? Nee eigentlich nicht. Nee ... ich mach mir da auch keine großartigen Gedanken, daß ich jetzt irgendwie, was weiß ich, angegriffen werden könnte oder so. Aber, wie auch immer. Nee kann ich eigentlich gar nicht sagen... (15/223-229)

Ja, Außenseiter. Du bist ja geschieden. Da bist Du doch auch Außenseiterin?

Wieso? Meinst Du ich bin jetzt in 'ne Außenseiterrolle mit meinem Single-Dasein? ... Och nee, ich seh das eigentlich anders. (15/311-314)

Die Tatsache, daß Bettina mir im gesamten Interview insgesamt nur zwei „Geschichten“ erzählt, verdeutlicht, daß sie sich überhaupt nicht locker und frei fühlt.

Ein weiteres Mittel, mit dem Bettina ihre Balance zu halten versucht, ist, daß sie sich sogenannter typisch weiblicher Kommunikationsstrategien bedient. So gibt es neben den angesprochenen Nachfragen auch solche, mit denen sie mich in das Gespräch einbeziehen will und die dazu geeignet sind, die künstliche Interviewsituation zugunsten eines ausgeglicheneren Gespräches aufzulösen. (s.o. zur Frage der Vereinigung)

Auch die hohe Anzahl der Gesprächswörter (ne, mhm etc.) ist ein Hinweis auf ihr Bemühen, auf ihre Gesprächspartnerin einzugehen. Das aber wohl wichtigste Indiz für weibliche Gesprächsstrategien ist, daß sie sich von mir ziemlich reibungslos die Themen vorgeben läßt, aber dennoch das einbringt, was ihr wichtig ist.⁹⁷

Bettina sagt keineswegs nur das, was ich hören will:

Ja, das ist schon ein großes Problem. Irgendjemand hat mir erzählt, hier in der Nähe soll es auch Häuser geben, in denen ... ach, ich weiß, wer das war, die G., die hat mir das gesagt, hier in der Nähe sei ein Asylantenheim.

Wäre oder kommt?

Wäre.

Hab ich noch nichts von gehört. Hier in der Nähe?

Ja, also sie hat das gesagt, daß ihr das aufgefallen sei, daß so viele Dunkelhäutige an ihrem Haus vorbeikämen. Und da ist ja jetzt wieder eingebrochen worden....

Mein Gott, die Arme, die tut mir richtig leid...

Dadurch sind wir auf dies Thema gekommen.

Ach so. Aber ich wüßte nicht wo, wo ist denn hier ein Haus...

Dir ist das also auch nicht aufgefallen, mir nämlich auch nicht.

Nee, hab ich eigentlich noch nicht gemerkt. Aber wo wäre denn hier son, son großes Haus hier in D.?

B-Straße.

⁹⁷ Vgl. dazu auch Pamela M. Fishman (1984), S. 127-140.

Die ist ja hier. Aber was haben wir da? Asylanten? Nee, ist ja egal, weiß ich auch nicht. Ja bei der G. ist auch wieder eingebrochen worden. Ich glaube, daß das dann auch verstärkt zunimmt. Ich weiß nicht, ob das jetzt irgendwelche, ... Voreingenommenheit von mir ist ... der wie auch immer ... Vorurteil ... ich kann Dir das nicht sagen, aber ... und ich mein auch, daß so, das schwenkt jetzt irgendwie um, früher warens die Türken, heute sind es die Polen, paß mal auf! (15/197-220)

Bettina reagiert auf mein Stichwort „Asylantenheim“ nicht so, wie ich mir das dachte; es interessiert sie in erster Linie die Frage, wo das Haus steht. Deshalb gehe ich einen Schritt weiter und schneide den Gesichtspunkt zunehmender Kriminalität an. Aber erst, nachdem sie merkt, daß sie das Standortproblem nicht klären kann, nimmt sie den Faden auf: *„Ich glaube, daß das dann auch verstärkt zunimmt.“*

Doch scheint ihr der Zusammenhang von Flüchtlingsheim und Kriminalität nicht so sehr am Herzen zu liegen wie ihre Kernthese: Die Polen sind die Türken von heute.

Der von mir ins Gespräch gebrachte angebliche Zusammenhang ist für Bettina nicht so gravierend; sie sieht ihn zwar, doch lenkt sie das Gespräch auf das, was für sie wichtig ist.

Es ist zu vermuten, daß ein männlicher Gesprächspartner in einem solchen Fall die Frage wohl eher übergangen hätte und neue, unbelastetere Themen angeschlagen hätte.

5. Fazit

Bettina äußert durchaus rassistische Einstellungen und Auffassungen, vor allem gegenüber Polen. Diese Äußerungen unterlaufen ihr aber sozusagen unterschwellig und werden von ihr in typisch weiblicher Manier vorgetragen.

Unterschwellig soll heißen: Bettina äußert zwar Vorbehalte, die sie aber nicht direkt und offen artikuliert. Auch sieht sie persönlich keinen weitergehenden Handlungsbedarf, in unserem Land etwas gegen EinwanderInnen zu unternehmen. Allerdings problematisiert sie den momentanen Zustand - und zwar als Problem, das im wesentlichen durch die EinwanderInnen verursacht wird - und ist auf diese Weise „Opfer“ des herrschenden rassistischen Diskurses in der Bundesrepublik.

Opfer deshalb, weil ihr Denken einerseits bereits das Resultat politischer Diskurse über EinwanderInnen in der BRD ist; ihre Auffassungen ließen sich m.E. durchaus rassistisch radikalisieren - bei entsprechender politischer Einflußnahme.

So könnte aus Bettina eine Bürgerin werden, die Ungerechtigkeiten an und Übergriffe auf EinwanderInnen zwar nicht begeht - sie wahrscheinlich auch nicht richtig findet, geschweige denn dazu auffordern würde -, die aber keinen Finger dagegen krumm macht, wenn der „Mainstream“ der Gesellschaft diese Handlungen billigt.

Das könnte so sein, das muß aber nicht so sein. Denn dem steht entgegen, daß die angesprochenen positiven Aussagen über die Toleranz natürlich nicht nur als Gesprächsstrategie interpretiert werden dürfen. Bettina ist ja in der Tat auch der Ansicht, daß Toleranz besser ist als ein verkrampftes Miteinanderumgehen. D.h. sie äußert zwar rassistische Vorbehalte, doch haben diese in ihrem Leben keinen großen Stellenwert, erstens, weil sie mit diesen Menschen persönlich nichts zu tun hat. Zweitens hat sie einen anderen Anspruch an sich selbst, nämlich den, Vielfalt zuzulassen. Insofern äußert sie auch an keiner Stelle des Interviews die Absicht, gegen diese Menschen und die sich weiter abzeichnende Entwicklung müsse „man“ nun etwas unternehmen.⁹⁸

Gerade deshalb soll und darf nicht übersehen werden, daß bei entsprechend positiver Einflußnahme durchaus die Chance besteht, das bei Bettina vorhandene demokratische Bewußtsein zu stärken. Es ist zwar nicht zu erwarten, daß sie dadurch aus ihrer doch eher passiven Haltung herauskommt, mindestens würde aber eine gewisse Resistenz gegenüber rassistischem Denken aufgebaut.

Solche demokratischen Potentiale wurden im Interview an einer Reihe von Stellen deutlich. So fordert Bettina mit einer souveränen Selbstverständlichkeit die Gleichberechtigung von Frauen und Männern ein.

Ich frage sie zum Beispiel, ob sie als alleinstehende Frau nicht Nachteile erlebt. Ihre Antwort lautet:

In Bezug worauf meinst Du?

Daß Du alleine bist, daß Du getrennt lebst oder daß Du geschieden bis, daß Du irgendwie mal Nachteile erlebt hast.

Ja, bei welcher Art von...?

Ja, so beim Einwohnermeldeamt oder was weiß ich, wo Du hinkommst?

Nee, eigentlich noch nie, kann ich also wirklich nicht sagen. (15/331-336)

Auch bei der Wohnungssuche fühlte sie sich in keiner Weise benachteiligt:

Aber sonst hab ich keinerlei Probleme gehabt. Die haben mich wohl gefragt, woraus ich mein... also wie ich mein Leben finanziere, also durch Unterhalt, aber sonst...

Was natürlich kein Mann gefragt wird...

Bitte?

Die Frage wäre wahrscheinlich keinem Mann gestellt worden...

Ja genau, die haben mich wohl gefragt, ob ich ein festes Einkommen hätte, ne? (15/354-361)

Zumindest für ihre eigene Person ist die Gleichstellung von Mann und Frau so selbstverständlich, daß Bettina Schwierigkeiten hat, den Stellenwert meiner Bemerkungen einzuschätzen. Sie sieht hier nicht die Spur einer Le-

⁹⁸ Gleiches gilt natürlich auch für die schlimmen Entwicklungen, die Bettina ja durchaus prognostiziert. Auch hier sieht sie für sich keinen Handlungsbedarf.

gitimationsnotwendigkeit, sondern geht davon aus, daß die Forderung nach Gleichberechtigung keiner weiteren Begründung bedarf.

Hier ist sie durchaus selbstbewußt, klar und stark. An diesem Selbstbewußtsein läßt sich positiv ansetzen, indem die tolerante Haltung und das weibliche Selbstwertgefühl in ihren möglichen Konsequenzen präzisiert werden. Auf keinen Fall ist dabei an ihrem (angeblichen) Mitleid gegenüber den Polen anzusetzen, da dies nur aufgesetzt und nicht wirklich in ihrem Lebenszusammenhang verankert ist.

3.4 Sabine Walther:

„Was ich für ausgesprochenen Blödsinn halte!“

Analyse eines Interviews mit Herrn Müller, 60 Jahre, Rentner⁹⁹

1. Vorbemerkung

Gemeinsam mit seiner Familie lebt Herr Müller seit nunmehr elfeinhalb Jahren in einem eigenen Reihenhaus im Duisburger Süden. Das Haus liegt in einem relativ ruhigen Gebiet, mit fast ausschließlich Eigenheimen im direkten Wohnumfeld. Der EinwanderInnenanteil an der Bevölkerung ist dort ziemlich hoch.

Bevor die Familie Müller in diese Gegend ziehen konnte, wohnte sie drei Jahre in einer „sogenannten Notunterkunft“ (4/428), einige Zeit in einer Wohnsiedlung in Duisburg und weitere sechs Jahre in der Mietwohnung eines Hochhauses. Diese »Wohntappen« könnten als einzelne Schritte des materiellen Aufstiegs der Familie betrachtet werden. Das Eigenheim ist hierbei der Höhepunkt, für den das Ehepaar (fast 40 Jahre) hart gearbeitet hat.

Erst mit dem Eintritt in das »Rentenleben« (vor etwa einem Jahr) ist Herr Müller ein etwas ruhigeres Dasein vergönnt. Während seines ganzen Lebens hat er schwer gearbeitet (insgesamt 30 Jahre als Kranführer), fast immer im Schichtdienst.

Seine Freizeit verbringt Herr Müller überwiegend mit Einkäufen, Spaziergängen, Arztbesuchen, Garten- oder Hausarbeiten. Seltener trifft er sich mit Bekannten oder Freunden; zu seinen Nachbarn hat er wenig Kontakt. Sein Tagesablauf scheint weitestgehend geregelt (sechs Uhr aufstehen, Ehefrau zur Arbeit bringen, Besorgungen erledigen; vgl. 4/506-516), wahrscheinlich noch geprägt durch sein Arbeitsleben, „da mußte man schon um halb fünf oder noch früher aufstehn. Da gings ja auch.“ (4/509)

Die jetzige Lebenssituation der Familie kann als materiell abgesichert gelten. Auch die drei Kinder besitzen eine abgeschlossene Berufsausbildung und haben einen Arbeitsplatz.

2. Zur Grundhaltung des Interviewpartners

„Ja (...) wenn sich jeder etwas Mühe gibt (...)“

Bei der Rekonstruktion einer Grundhaltung oder eines Weltbildes auf der Basis eines lediglich vierzigminütigen Interviews und einiger, weniger Zu-

⁹⁹ Das Interview ist nachzulesen in: S. Jäger 1991b, S. 105-124.

satzinformationen ist zu berücksichtigen, daß das Gespräch nur einen Ausschnitt aus dem Leben der interviewten Person repräsentiert.

Trotz der Frage, inwieweit die Rekonstruktion eines Weltbildes mit dem mir vorliegenden Material möglich ist, möchte ich Leiprechts Idee einer „subjektiven Funktionalität von Rassismus“ bei der Analyse mitberücksichtigen. Letztendlich trägt die Analyse der Sprache auch zur Erhellung eines Weltbildes bei.

Rudolf Leiprecht sieht in der Grundhaltung Jugendlicher eine „Basis für die subjektiven Gründe, die zur Ablehnung „Anderer“ herangezogen werden“. (Leiprecht 1991, S. 17) Zwar gibt es keinen zwangsläufigen Zusammenhang zwischen subjektivem Unbehagen und rassistischen Einstellungen¹⁰⁰, doch zeigt Herr Müller sowohl ein tiefes „subjektives Unbehagen“ als auch - wie zu zeigen sein wird - rassistische Einstellungen. Es liegt daher nahe, auch bei ihm nach einem eventuellen Zusammenhang zwischen seiner emotionalen Befindlichkeit und seiner Einschätzung anderer Menschen zu fragen.

Herrn Müller geht es (heute) insgesamt gut. Es gibt für ihn also keine direkte, persönliche „Nützlichkeit“ einer abgrenzenden, diskriminierenden Haltung, das heißt, er hat keinen sofort erkennbaren individuellen Grund, anderen Menschen eine Schuld für etwas zuzuschreiben. Doch obwohl Herr Müller beispielsweise ein Eigenheim besitzt, bezieht er sich in die Gruppe wohnungssuchender Menschen mit ein (Vgl. 4/113) und macht das Vorhandensein von Aus- und ÜbersiedlerInnen sowie Flüchtlingen für »die Misere« mitverantwortlich. (Vgl. 4/80-110) Dies läßt schon ahnen, daß andere Gründe für seine Haltung gegenüber Minderheiten maßgeblich sind.

Vielleicht wäre eine gewisse „Nützlichkeit“ für solches Denken in der Rechtfertigung des eigenen Lebens zu sehen. Auf einen solchen Aspekt geht Leiprecht ein, wenn er erläutert, „(...) daß rassistische/ ethnozentristische Ideologien im Alltag in aller Regel nicht für sich alleine stehen, sondern eng mit anderen Ideologien (bspw. Leistungsideologien, Anpassungs- und Ordnungs-ideologien, Aufstiegsideologien, sexistische Ideologien usw.) verknüpft sind. Diese anderen Ideologien „befördern“, „verstärken“ und „legen“ gewissermaßen rassistische/ethnozentristische Aus- und Abgrenzungen „nahe“. Sie sind ihrerseits wiederum im Alltag der Menschen in bestimmter Weise „nützlich“, lebenspraktisch real, machen hier ihren spezifischen „Sinn“ und können zu bestimmten Grundhaltungen führen.“ (Leiprecht 1991, S. 20)

Bei Herrn Müller ist seine leistungsorientierte Haltung sowohl richtungsweisend für sein privates Leben, wie auch für sein Verständnis für das öffentlich-politische Leben. So stellt er beispielsweise die früheren Lebensbedingungen seiner eigenen Familie denen der heutigen Situation in Ost-

100 Vgl.: Leiprecht 1991, S.16.

deutschland gegenüber und fordert aus dieser Perspektive von den Menschen ein Handeln, das er damals selbst praktizierte.¹⁰¹

Indem er Verhaltensweisen verlangt, die seinem eigenen Verhalten gleichkommen, fordert er also gleichzeitig die Anpassung der anderen an seine als »normal« angesehenen Idealvorstellungen.

Diese hier auf ostdeutsche BürgerInnen bezogene Argumentation könnte eine Grundhaltung widerspiegeln, mit der Herr Müller sich auf seine Umwelt bezieht. Seine sehr ausgeprägte leistungsorientierte Haltung wird an vielen Aussagen deutlich, (die fast ausschließlich ostdeutsche BürgerInnen ansprechen)¹⁰².

In Verbindung mit einigen floskelhaften Aussagen (wie z.B. „(...) kommt auch immer auf die Einzelnen drauf an, (...)“ (4/58) oder „(...) wenn sich jeder etwas Mühe gibt, (...)“ (4/61)) kristallisiert sich die Einstellung heraus, daß jede und jeder weitestgehend alleinverantwortlich für ihr/sein Leben ist. Das bedeutet aber auch, daß eine schlechte Situation allein auf das Verhalten des einzelnen Menschen zurückgeführt werden kann und die Beseitigung des »Übels« mit der Bereitschaft zur Leistung möglich ist.

Eine Aussage wie etwa, daß es immer auf den Einzelnen ankomme (4/58), die zunächst einmal auf ein friedliches nachbarschaftliches Zusammenleben anspielt, wäre, isoliert betrachtet, so sicher überinterpretiert. Im Kanon anderer Äußerungen sind jedoch Erklärungen möglich. So zum Beispiel, wenn Herr Müller über seine dreißigjährige Schichtarbeit berichtet:

Ich meine, es gibt ja überall das, daß nicht alles goldig ist (...) Ich habe Zeit meines Lebens nur Schichten gemacht, und mir hat das nicht allzuviel ausgemacht. (4/281-288)

Zunächst einmal stellt Herr Müller sich selbst mit seiner Leistungsargumentation in ein »günstiges Licht«. Außerdem ist diese Äußerung vor dem Hintergrund der Tatsache zu sehen, daß sich das Ehepaar seinen Lebensstandard wirklich hart erarbeitet hat. Dies gibt Herrn Müller die Bestätigung dafür, daß generell eine Möglichkeit besteht, das eigene Leben durch Leistung positiv zu beeinflussen. Das könnte wiederum den Umkehrschluß zulassen, daß ein Scheitern meist selbstverschuldet ist (z.B. durch Faulheit).

Damit wäre eventuell eine bestimmte Einstellung gegenüber EinwanderInnen und ÜbersiedlerInnen (zumindest teilweise) geklärt, denn Herr Müller verlangt nichts, was er nicht selbst erbracht hat.

Vielleicht könnte auch die Anklage, daß die „Einheimischen“ (4/114) wegen der Aus- und ÜbersiedlerInnen keine Wohnung finden, zum Teil aus dieser Sicht erklärt werden. Danach werden Minderheitenfamilien Wohnungen zugewiesen, ohne daß diese wochenlang suchen müssen und ohne hier vor-

¹⁰¹ Vgl. z.B. 4/ 153-156: „Wir mußten ja auch erst jahrelang sehen, daß wir einigermaßen höherkommen und so ne, wo die Kinder noch klein waren. Bei denen wirds eben auch noch ein paar Jahre dauern, vielleicht bis das angeglichen ist, ne?“

¹⁰² Bspw.: 4/160, 174 und 177.

her gearbeitet zu haben, also ohne Steuern gezahlt zu haben. Eine solche Sichtweise entspricht den herkömmlichen Anschuldigungen der Eingeborenen gegenüber EinwanderInnen.

Auch die Schilderung des Tagesablaufs könnte Aufschlüsse über Herrn Müllers Grundhaltung zulassen. Dieser Tagesablauf, der eher einem »Zeit-Tot-schlagen« gleichkommt, wenn Herr Müller seine täglichen Erledigungen wie Einkäufe oder Arztbesuche beschreibt und abschließend sagt: „Ja, da kann man schon die Zeit ausfüllen.“(4/516)¹⁰³, oder seine klischeehafte Lebensweisheit „Wer rastet, der rostet“ (4/549) verweisen darauf, wie bestrebt er ist, seinem Leben eine gewisse Ordnung zu geben und sich selbst noch eine Funktion zuzuschreiben, beziehungsweise nicht als faul zu gelten.¹⁰⁴ Hier zeigt sich die Tragik seiner einseitigen, festgefahrenen Grundhaltung, mit der er nicht nur andere Menschen, sondern auch sich selbst bewertet. Diese Grundhaltung äußert sich auch in der häufigen Verwendung von Substantiven zur zeitlichen Orientierung.¹⁰⁵

In den privaten und öffentlich gesellschaftlichen Lebensbereichen, die nicht durch Fleiß und körperliche Arbeit zu beeinflussen sind, zeigt Herr Müller eine gewisse Ohnmacht. In seinen Äußerungen tritt eine **passive, abwartende Haltung** zutage. Situationen, die nach Herrn Müllers Ermessen nur schwer oder kaum von der eigenen Person verändert oder beeinflusst werden können, werden entweder als gegeben hingenommen oder an andere delegiert. Zu eventuell auftretenden Konflikten im Nachbarschaftsbereich gibt er an, daß „man immer irgendwie einen Weg findet“ (4/53) und daß sie „überhaupt keine Probleme“ haben. (4/21)

Gleichzeitig deutet er jedoch an, daß der Kontakt mit den Nachbarn eher spärlich sei (4/63, 4/381) und daß ihm dies auch sehr recht ist, denn so gibt es weniger Probleme. (4/64-66)

Auch in seinem Denken über öffentlich-politische Belange kommt eine große Passivität zum Ausdruck. Nachdem Herr Müller sich zur wirtschaftlich-sozialen Situation in Ost- und Westdeutschland geäußert hat (4/148-198), frage ich ihn, ob er eine Gefährdung »unserer« Sozialstruktur befürchte, falls »noch mehr« Menschen nach Deutschland kämen. (4/199) Dazu antwortet er:

103 Vgl. auch: 4/550 und 553.

104 Vgl. dazu 4/ 506-516: „Ich meine, ich steh ja schon um sechs Uhr früh auf (...) das steckt noch in mir drin (...) Ja andere, die schlafen lange. Die können lange schlafen (...)“

105 In Herrn Müllers Reden tauchen 67 Mal Substantive auf, die einen bestimmten zeitlichen Rahmen umfassen. Z.B.: mit der Zeit, Tage, Jahrzehnte, Monate. Eine solche Einteilung dient der Orientierung innerhalb des eigenen Lebens, welches so einen festen Rahmen erhält, strukturiert und geordnet wird.

Ach, wenn das nicht überspannt wird, und die werden sich auch Mühe geben, die Verantwortlichen, daß das einigermaßen im Rahmen bleibt, so könnte das schon ungefähr so weitergehen. (4/201-203)

Passivität, Autoritätsdenken und eine gewisse Ohnmacht lassen sich auch in folgender Bemerkung zur derzeitigen Situation in »Ostdeutschland« erkennen:

Aber ja, mit der Zeit da wird sich das wohl auch noch einspielen. (4/183-184)

Zu beachten ist, daß sich dieser fast gleichgültige Kommentar nicht auf Herrn Müllers eigene Lebenslage bezieht. Eine Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit der Menschen in »Ostdeutschland« erfolgt hier nicht. Ihre Situation wird lediglich sehr pauschal festgestellt und nur im Bezug auf das eigene Leben betrachtet.¹⁰⁶

Herrn Müllers Haltung, vor dem Hintergrund seiner Passivität, ist mit anderen Äußerungen zu vergleichen: seinem Hinnehmen von Gegebenheiten, sei es nun die dreißigjährige Schichtarbeit, die „im großen und ganzen ganz gut“ war (4/281); die Atmosphäre auf der Arbeit, die „wie überall ist (...) wenn fünf, sechs zusammen sind (...)“ (4/292-293); oder eine wirtschaftliche Situation, die eben „mal besser, mal schlechter“ ist. (4/249)

In solchen und ähnlichen Redewendungen werden veränderbare Umstände fast als natürliche Kreisläufe hingenommen.

Zusammenfassend läßt sich Herrn Müllers Grundhaltung als geprägt durch seine Leistungsorientiertheit, sein Ordnungs- und Funktionsbedürfnis und seine Passivität darstellen, die an manchen Stellen schon fast als Fatalismus hervortritt.

Diese Grundhaltung hat sich herausgebildet durch ganz bestimmte private und gesellschaftliche Lebensumstände.

Auf dem Hintergrund einer solchen Grundhaltung ist auch Herrn Müllers Einschätzung anderer Menschen zu erklären.

3. Die Einschätzung anderer Menschen

„(...) das können doch auch nicht die ganz Ärmsten sein, die Asylanten.“

In seinen Aussagen über Flüchtlinge, ostdeutsche BürgerInnen und EinwanderInnen bezieht Herr Müller sich immer auf ganz bestimmte, fest umrissene »Gruppen«. (Z.B. wenn er von den Türken redet oder die Ostdeutschen kritisiert.) Jedem und jeder, der/die als »Mitglied« dieser Gruppe erkannt wird, erhält so automatisch die der jeweiligen Gruppe zugesprochenen Merkmale (egal ob diese tatsächlich vorhanden sind oder nicht).

¹⁰⁶ Andere Beispiele für Herrn Müllers Autoritätsdenken finden sich in 4/205-206 und 246.

Diese »anderen« Personengruppen sind bei Herrn Müller mit ganz bestimmten Vorstellungen fest verbunden.

Von der Gruppe der Aus- und ÜbersiedlerInnen sowie von den Flüchtlingen, die er als „Asylanten“ bezeichnet, behauptet beziehungsweise vermutet er, daß sie bei der Wohnungsvergabe bevorzugt würden.¹⁰⁷

Die ostdeutschen BürgerInnen sind für Herrn Müller teilweise wenig arbeitswillig und »irgendwie rückständig«.

Herrn Müllers Bild von Flüchtlingen, die er von „Deutschstämmigen“ (4/235) unterschieden sehen will und deren Gründe für ihre Flucht aus der Heimat er weder recht verstehen und wohl auch nicht so ganz glauben kann, zeigt sich in seiner zweifelnden Aussage über die »wirkliche« Armut der Menschen:

Ja, ich frag mich bloß, das können doch auch nicht die ganz Ärmsten sein, die Asylanten. Das muß doch was kosten. Diese Überfahrt oder der Flug hierher, was weiß ich alles. Diese Mittel müssen sie doch irgendwoher haben. Und da hätten sie doch eigentlich in ihrer Heimat mehr oder weniger Auskommen gehabt. Außerdem, was direkt politisch Verfolgte sind, ja da gibts doch auch nicht mehr allzuviel. In Europa doch so gut wie gar nicht mehr. (4/237-244)

Im Gegensatz zu den unterschiedlichen Vorstellungen von einzelnen Personengruppen tritt das Kollektivsymbol des „Zustroms“ von Menschen im gesamten Interview immer wieder auf. Dieses Bild verweist auf ein mögliches Bedrohungsgefühl gegenüber »zu vielen« Menschen, das Herr Müller in Gestalt von Vorwürfen gegen die Fremden nach außen trägt. Die Vorwürfe hierbei sind beispielsweise: das Wegnehmen von Arbeitsplätzen (vgl. 4/135, 216-217), das Wegnehmen von Wohnungen (vgl. 4/81-90, 108-109, 143-145) und das »Wegnehmen« von sozialen Leistungen (vgl. 4/109, 254-256). Aber nicht nur in einzelnen Aussagen (Wie z.B. 4/356-359), auch in einer Symbolik wie „Zustrom“ (4/88) oder „Einwanderungsland“ (4/229) oder in einzelnen Redewendungen¹⁰⁸ zeigt sich eine Angst vor »zu vielen« Menschen.

Es stellt sich die Frage, ob Herrn Müllers Beurteilung einwandernder Menschen von diesem Gefühl gelenkt wird, und welcher Stellenwert der Leistungsorientiertheit und der „Deutschstämmigkeit“ beigemessen wird.

Im folgenden möchte ich nun versuchen, diese scheinbar konträre Position zu erhellen.

Dabei werde ich außerdem auf die hier nicht erwähnte Gruppe der EinwanderInnen eingehen, wobei das »Analysematerial« hier eher spärlich ist.

¹⁰⁷ Vgl. 4/80-83 und 106-110.

¹⁰⁸ Z.B. : „Ach, wenn das nicht überspannt wird, (...), daß das einigermaßen im Rahmen bleibt, so könnte das schon ungefähr so weitergehn.“ (4/201-203)

4. Die besondere Haltung gegenüber ostdeutschen BürgerInnen

„Die sollen erst einmal (...) selber was erwirtschaften (...)“

Herrn Müllers besonderes Augenmerk gilt »Ostdeutschland«.

Er selbst ist Anfang der fünfziger Jahre aus »Ostdeutschland« ins Ruhrgebiet gekommen. Zu seinen Verwandten hatte er weiterhin Kontakt.

Diese persönlichen Erfahrungen vermischen sich mit Informationen aus Presse, Rundfunk und Fernsehen, die besonders dem wirtschaftlichen Gesichtspunkt der »Vereinigung« Beachtung geschenkt haben.

Herrn Müllers Haltung gegenüber »Ostdeutschland« ist emotional (sowohl positiv wie auch negativ) besetzt. Der besondere Aspekt des Nationalbewußtseins - „Wir haben halt immer gedacht, daß die Einheit wieder mal kommt, (...)“ (4/179) -, der Verweis auf die „Deutschstämmigkeit“ (4/225) und die gleichzeitig ausgrenzende Haltung und negative Bewertung der ostdeutschen BürgerInnen markieren diese beiden gegensätzlichen Komponenten.

Die Aussagen, in denen Herr Müller sich auf Aus- und ÜbersiedlerInnen oder auf ostdeutsche BürgerInnen bezieht, sind thematisch nicht immer exakt voneinander zu trennen.

Als das Oberthema, auf welches sich die anderen Themen zurückbeziehen lassen, (die oft nur grob angerissen werden) kann die wirtschaftliche Situation in Ost- und Westdeutschland gelten, immer vor dem Hintergrund der »deutschen Einheit«.

In diesem Rahmen übernimmt Herr Müller das gängige Einteilungsschema der beiden sich gegenüberstehenden »unterschiedlichen Welten«: »den Osten« gegenüber »dem Westen« (Kapitalismus - Sozialismus).

Sehr verkürzt läßt sich zunächst sagen, daß der »Westen« die eher positive, der »Osten« die eher negative Situation widerspiegelt, gemäß der Darstellung in den Medien. Als Unterthemen tauchen während des Gesprächs auf: Arbeitslosigkeit (4/135), AusländerInnenfeindlichkeit (4/209ff.), die „Arbeitsmoral“ der ostdeutschen BürgerInnen (4/174), die Wohnungsknappheit (4/79ff, 4/131, 4/144).

Das letztgenannte Thema wird etwas ausführlicher von Herrn Müller behandelt und ist zudem ein Angelpunkt für ihn, auf Minderheiten einzugehen. Ich werde daher zunächst in einem gesonderten Abschnitt auf diesen Punkt, der sich nur indirekt auf ostdeutsche BürgerInnen bezieht, eingehen.

4.1 Das Problem »Wohnungsmangel«

Herr Müller wird durch mich auf die Thematik hingeleitet, indem ich ihn danach frage, ob seine Tochter in nächster Zeit ausziehen möchte. Seine nachfolgende Äußerung, daß es mit Wohnungen zur Zeit „nicht so einfach“

(4/79) sei, wird von mir bestätigt. (4/80) Diese Bestätigung ist für Herrn Müller eine Aufforderung, Vermutungen über den Wohnungsmangel anzustellen. Ohne daß ich ihn in irgendeiner Weise auf einen Zusammenhang dieser Situation mit Minderheiten hingewiesen habe, bringt er selbst einen solchen, wenn er sagt:

(...), und dauernd immer mehr Aus- und Übersiedler kommen, und was weiß ich noch. Ja und die Asylanten nicht zu vergessen, da ne. (4/81-83)*

Diese Äußerung umkreist schon die Personengruppe, die während des Interviews die stärkste Ausgrenzung erfährt. Das Vorurteil, daß einwandernde Menschen »uns« die Wohnungen wegnehmen, ist hier jedoch noch nicht eindeutig. Zwar bestätigt Herr Müller zunächst generell den Zusammenhang zwischen der genannten Personengruppe und der Schwierigkeit, eine Wohnung zu finden, indem er sagt:

Ja, da braucht man bloß in der Zeitung zu lesen, ich weiß nicht wieviel Wohnungen fehlen (...) (4/86-87).

Jedoch sieht er auch, daß eine »Schuld« noch an anderer Stelle zu suchen ist, wenn er fortfährt:

(...) und wieviel daß sie bauen wollen, das reicht auch noch nicht zu dann, nicht wahr, wenn dieser Zustrom so weitergeht. Daß manche von die Neuankömmlinge im Lager sitzen müssen, was weiß ich wie lange. (4/87-90)

Daß Herr Müller einen solchen Zusammenhang herstellt, ist sicherlich auch aufgrund seiner eigenen Erfahrung in einem Auffanglager zu verstehen. (vgl. 4/ 428)

Einen ähnlichen Bezug zur Verantwortung der Regierung stellt Herr Müller her, als ich ihn danach frage, wie man mit der Problematik fertig werden könnte (vgl. dazu 4/118-122). In seiner Antwort redet er zwar nicht ausdrücklich von Ausweisung, dennoch beinhaltet sein (wiederum aus der Presse übernommener) Hinweis über den Bau von „200.000 Sozialwohnungen“ (4/120) die Notwendigkeit einer Einwanderungsbeschränkung. Das wird auch daran deutlich, daß Herr Müller das Wohnungsbauprogramm als „(...) doch schon eine Zeit lang (ausreichend)“ (4/121) betrachtet. Das Überschreiten dieser festgelegten Zahl würde dann jedoch zu »Problemen« führen (vgl. z.B. 4/123-126).

Wichtiger erscheint mir in diesem Zusammenhang jedoch die Tatsache, daß Herr Müller, scheinbar ohne lange nachzudenken, (er legt keine Pause ein) Aus- und Übersiedler sowie „Asylanten“ nennt. Hier muß in »seinem Kopf« ein ganz bestimmtes Bild zur Thematik präsent sein. Auch die Art, wie er dies beschreibt, gehört zu diesem Bild. Wenn er sagt „(...) und dauernd immer mehr (...)“, so hat man fast die Vorstellung eines niemals abbrechenden »Stroms«. Daß Herr Müller diese Vorstellung wirklich hegt, zeigt sich auch in einer weiteren Aussage, wo er die EinwandererInnen global in der Symbolik „Zustrom“ (4/88) zusammenfaßt.

Herr Müller selbst ist bisher mit dem Problem »Wohnungssuche« nicht konfrontiert worden, hat nur davon gelesen oder gehört (vgl. 4/99). Trotzdem zeigt sich eine emotionale Verbundenheit mit Eingeborenen, die eine Wohnung suchen.

Diese Verbundenheit geht so weit, daß Herr Müller sich mit den Wohnungssuchenden identifiziert. Zunächst ist seine Argumentation noch relativ distanziert, wenn er berichtet, daß neue Häuser gebaut werden. Verfolgt man die Reihenfolge seiner Äußerungen, ist jedoch auch hier schon eine (versteckte) Kritik festzustellen. So folgert Herr Müller :

1. Bekannte suchen eine Wohnung.(4/101)
2. „Es werden ja auch neue Häuser gebaut.“ (4/101)
3. „(...) wo Aussiedler drin sind, ne.“ (4/104)

Deutlich wird also hier schon die Kritik der angeblichen Bevorzugung der AussiedlerInnen.

Auf meine Frage:

Die wurden extra für Aussiedler gebaut? (4/105)

wird Herr Müller in seiner Schuldzuschreibung etwas deutlicher. Gleichzeitig bekräftigt er auch hier wieder, daß er seine Informationen aus erster Quelle hat:

Ja wir waren jetzt Weihnachten dort oben bei Verwandten, da haben sie uns das erzählt. Die Einheimischen sind natürlich auch nicht gerade begeistert. Daß die vielleicht Sozialwohnungen bekommen, und sie selber sie suchen, ne. Werden vielleicht doch mehr irgendwie bevorzugt, dann. (4/106-110)

Als ich ihn dann nach den Gründen für diese »Bevorzugung« frage (4/111), gibt Herr Müller sein distanzierteres Verhalten auf. Er selbst wird nun zum Wohnungssuchenden:

Ja, um die vielleicht schneller einzubürgern hier,(...) Und wie die einzelnen, die hier von uns suchen, da von die Einheimischen, die sind bloß weniger ... (unverständlich). (4/112-114)

Im weiteren zeigt sich seine persönliche Betroffenheit in einer sehr gefühlbetonten Antwort, bei der er mir noch nicht einmal die Zeit läßt, meine Frage zu beenden:

Also können sie das schon verstehen, wenn die Leute irgendwie sauer sind... -

...nicht gerade begeistert sind, na klar! Bleibt ja nicht aus. (4/115-117)

Zusammenfassend läßt sich sagen: Herr Müller bezieht sich in seinen Aussagen zur Wohnungsmarktlage nur auf die Personengruppen Aus- und ÜbersiedlerInnen sowie auf Flüchtlinge.

Mögliche andere »Problemgruppen« könnten in dem Satz „(...) und was weiß ich noch.“ (4/82) zusammengefaßt sein.

AussiedlerInnen scheinen bei ihm hierbei besonders präsent zu sein, denn sie werden häufiger genannt. So geht er zu einem späteren Zeitpunkt, als er

erzählt, wo er früher gewohnt hat, noch einmal kurz auf AussiedlerInnen ein. (4/427-429)

Insgesamt stellt Herr Müller die Problematik sehr verkürzt und einseitig dar. Trotzdem ist ein Denkansatz vorhanden, der nicht auf eine ausschließliche Schuldzuschreibung gegenüber Minderheiten hinweist, wenn Herr Müller einen Zusammenhang zwischen Wohnungsmangel und Wohnungsbauprogramm der Regierung sieht:

(...), ich weiß nicht wieviel Wohnungen fehlen und wieviel daß sie bauen wollen,(...).
(4/86-87)

4.2 Die wirtschaftliche Situation als »Angelpunkt« für andere »Probleme«

Nachdem Herr Müller die Wohnungsknappheit noch als Problem für Westdeutschland mit dem „Zustrom“ von Menschen erklärt hat, entwickelt sich in seinen Befürchtungen vor einer eventuell wirtschaftlichen Verschlechterung Westdeutschlands ein etwas anderes Bild. Nicht mehr (nur) hier lebende Menschen werden als »Gefahr« gesehen, sondern die Menschen in »Ostdeutschland« beziehungsweise der »Osten« an sich. Dessen schlechte wirtschaftliche Situation wird aus der Perspektive der »westlichen Leistungsfähigkeit« betrachtet, innerhalb deren Herr Müller selbst als positives Beispiel agiert hat.¹⁰⁹ Vor diesem Hintergrund erklärt er sich die ostdeutsche Lage durch folgende Faktoren: die soziale Marktwirtschaft (4/371-376), wo »sie« „(...) ja auch Jahrzehnte bloß mal hingewirtschaftet (haben, und und wo) doch alles vom Staat subventioniert worden (ist)“ (4/220-221) oder mit „(...) Investitionen von der Westseite (...)“ (4/163) unterstützt wurde. Auch die ungelösten „Eigentumsfragen“ (4/165), Arbeitslosigkeit, fehlende Arbeitsmoral und Leistungsbereitschaft versteht er als Ursachen der wirtschaftlichen Lage in Ostdeutschland.

Von dieser Situation ausgehend erklärt Herr Müller die Ausländerfeindlichkeit (besonders in Ostdeutschland) als logische Folge.

In dieser Argumentation hebt sich seine Einteilung in ost- und westdeutsche Menschen auf. Die „Deutschstämmigkeit“ (4/234) tritt in den Vordergrund, die ausgegrenzte Minderheit sind nunmehr die Flüchtlinge.

Diese drei Gedankenschritte von Herrn Müller, möchte ich nun nachzeichnen versuchen.

¹⁰⁹ Vgl. dazu 4/286-288: „Ich habe Zeit meines Lebens nur Schichten gemacht, und mir hat das nicht allzuviel ausgemacht.“ Ähnlich argumentiert Herr Müller in 4/506. Auch die Aussage in 4/153 kann hier angeführt werden.

4.2.1 Die drei Argumentationsschritte

A. Die ostdeutsche Lage

Die „Einheit“ (4/180) war von Herrn Müller gewünscht.

(...),und daß das nicht so einfach sein wird, (...)wo die ganze Euphorie vorbei ist schon ne Zeit lang, na da sieht das ein bisschen anders aus. Aber ja mit der Zeit, da wird sich das wohl auch noch einspielen. (4/181-184)*

Wie Herr Müller sich das »Einspielen« vorstellt, das die Veränderung der Lebensweise vieler ostdeutscher BürgerInnen zu beinhalten scheint, ist seinen Äußerungen zu entnehmen. Schon seine erste Überlegung könnte eine Forderung nach Änderung bedeuten:

Aber die können ja auch nicht alle so weiter machen, ist meine Meinung. (4/151)

Global faßt Herr Müller alle ostdeutschen BürgerInnen zusammen und begründet seine Forderungen an sie mit seiner eigenen Vergangenheit:

Wir mußten ja auch erst jahrelang sehen, daß wir einigermaßen höherkommen (...) wo die Kinder noch klein waren. (4/153)

Nachdem er sich selbst beziehungsweise westdeutsche Familien als Beispiel angeführt hat, macht er einen erneuten Schwenk nach Ostdeutschland:

Bei denen wirds eben auch noch ein paar Jahre dauern, vielleicht, bis das angeglichen ist, ne? (4/154-156)

Zu beachten ist in diesem Zusammenhang Herrn Müllers Wortwahl. Wenn er von »Angleichen« redet, so kann er damit eigentlich nur eine Anpassung ostdeutscher BürgerInnen und ihrer Lebensweise an »das westdeutsche Leben« meinen. In ähnlicher Weise ist der Begriff des »Einspielens« (s. oben) zu deuten.

Nicht nur in einzelnen Worten zeigt sich diese Forderung nach Anpassung, sondern auch in der negativen Darstellung »Ostdeutschlands« und seiner BürgerInnen, in der sich implizit Herrn Müllers eigenes, beziehungsweise ein »westdeutsches Leben« positiv widerspiegelt. Wenn Herr Müller beispielsweise verlangt:

Die sollen erst einmal - müssen erst einmal selber was erwirtschaften, daß sie dann das auch, eh - das zum Verbrauch hätten. (4/160-162),

dann könnte das bedeuten, daß ostdeutsche BürgerInnen jahrelang faul waren und nur durch die Hilfe anderer gelebt haben. Es ließe jedoch auch den Schluß zu, daß hier der ideologische Wert des Sozialismus angegriffen wird und nicht eine negative Beurteilung einzelner Menschen zum Ausdruck kommt. Ich denke, daß beide Faktoren nicht voneinander zu trennen sind, und selbst wenn Herr Müller sich auf das System des Sozialismus bezieht, so spricht er trotzdem in seinen Forderungen die Menschen dieses Systems an. Dieser Tatbestand muß bei der weiteren Analyse sicherlich im Auge behalten werden. Ähnlich negative Implikate liegen in den folgenden Überlegungen:

Die müssen eben auch umdenken, da drüben. (4/171)

Und Herrn Müllers Erklärung dazu:

Ja, daß das doch nicht alles so schnell geht, denn das war doch ziemlich, eh, Arbeitsmoral und so. Das war doch alles volkseigen. Was haben die sich da schon groß Gedanken gemacht? Während der Arbeitszeit einkaufen gegangen und (da muß) erst eine Leistung erbracht werden. (4/173-177)

Die Vorbehalte »Gedankenlosigkeit« und »Faulheit«, die immer mit dem Wirtschaftssystem erklärt werden, sind eindeutig, wobei der ideologische Wert hier in dem Begriff „volkseigen“ angedeutet sein könnte.¹¹⁰ Herrn Müllers Glauben an Kapitalismus und Marktwirtschaft, also an ein System, in welchem er es selbst zu etwas gebracht hat, wird nicht nur durch seine eigene Leistungsfähigkeit und seine materiellen Errungenschaften bekräftigt, sondern findet seine Bestätigung in der »Öffnung der Mauer« und sämtlichen dadurch bekannt gewordenen Mißständen. Die Gedanken, die er dazu formuliert, entsprechen den öffentlichen Darstellungen der Medien:

Und das hat sich erwiesen, daß mit dem Sozialismus auf die Dauer doch kein Staat zu machen ist. Sie haben ja Zeit genug gehabt. In Rußland über siebzig Jahre und in der ehemaligen DDR über vierzig Jahre. Aber wirtschaftlich sind sie da ja schlechter dran als wie zu Anfang kann man bald sagen. (4/371-376)

Die Funktion des Kollektivsymbols »Osten«¹¹¹, das jahrelang als Feindbild des »Westens« fungierte, hat sich gewandelt. Der »Osten« ist nicht mehr »der Feind«, sondern »das Schwache«.

Ein solcher Gedanke dient nicht in erster Linie dazu, eine real schlechte Situation aufzudecken, um nach Möglichkeiten von Veränderungen und Verbesserungen zu suchen, sondern um sie der eigenen Situation gegenüberzustellen (hier: Kapitalismus versus Sozialismus) und in dem **Zusammenbruch** des einen die Bestätigung des anderen zu sehen. Auch in anderen Äußerungen kommt die Symbolik »Westen-Osten« zum Tragen. So zeigt sich das Implikat »Fortschrittlichkeit« der Metapher »Westen« zum Beispiel in folgender Spekulation:

¹¹⁰ Der Vorwurf des Leistungsunvermögens bzw. der Leistungsunwilligkeit ist für Herrn Müller sicher sehr eingängig, wenn man bedenkt, daß er durch jahrelange »Schufferei« zu einer materiellen Lebensverbesserung gelangt ist. Das eigene Weltbild spielt bei dieser Einstellung eine große Rolle, eine Einstellung, die in der westlichen Bevölkerung sehr verbreitet ist, wie eine SPIEGEL-Umfrage belegt. Dort heißt es: „Der Unterschied zwischen den Deutschen in Ost und West trat besonders deutlich zutage, als sich die Befragten zu dem Argument äußern sollten: „Die Arbeiter und Angestellten in der Ex-DDR sind westlichem Leistungsdruck nicht gewachsen.“ Für die Westdeutschen ist dies einer der stärksten Gründe für den Bankrott vieler Betriebe, für die Ostdeutschen - zu Recht- der schwächste. Hüben pflichteten 83 Prozent dieser Meinung bei (...) Auch die Meinungen über die anderen Argumente zeigen: Die Westdeutschen neigen dazu, die Gründe für den Niedergang nur im Osten, in den dortigen Verhältnissen und bei den dort lebenden Menschen, zu sehen.“ (Hunderttausende: Ab in den Westen. SPIEGEL-Umfrage über die politische Situation im März (II): Die deutsch-deutschen Probleme. In: DER SPIEGEL. Nr. 12, 18.3.1991, S.53 und 54.)

¹¹¹ Z.B in 4/194, 198 oder als Implikat in 300.

Es wird vielleicht noch ein, zwei Jahre oder noch länger gehen, bevor sie dann selber auf dem Stand sind. (4/163)

Zwar formuliert Herr Müller es nicht eindeutig, jedoch kann, mit Berücksichtigung der Gegenüberstellung »Westen-Osten«, davon ausgegangen werden, daß der »Stand«, den der »Osten« irgendwann einmal erreicht haben soll, dem »Stand« des »Westens« entsprechen wird. Die momentan vorhandene Ungleichheit zwischen Ostdeutschland und Westdeutschland (und zwar sowohl in politisch-ökonomischer Hinsicht als auch auf der Ebene des gesellschaftlichen Zusammenlebens beziehungsweise der Lebensweise der/des Einzelnen) drückt sich in einer weiteren Symbolik aus, die Herr Müller zwar benutzt, deren Bedeutung er aber anscheinend nicht so recht zustimmen kann, wenn er vom „sogenannten Wohlstandsgefälle“ (4/150) redet und anschließt: „wie sie das immer hinstellen.“

Herrn Müllers Gedanken über die zukünftige Situation Ostdeutschlands zeigen, daß er eine vollständige Anpassung (im wirtschaftlichen und gesellschaftspolitischen Sinne) des »Ostens« an den »Westen« befürwortet, beziehungsweise eine solche Angleichung als die einzig realisierbare, und daher richtige, Lösung für Ostdeutschland erkennt. Alternative Lösungsmöglichkeiten, etwa in der Art zweier selbständiger Staaten, werden niemals angesprochen.

Eindeutig ist, daß solche Forderungen nicht Herrn Müllers individueller Meinung entsprechen, sondern die westliche öffentliche Meinung bis hin zur Regierung widerspiegeln, beziehungsweise durch den Einfluß der Medien gelenkt sind. Diese Tatsache erschwert streckenweise eine Unterscheidung von Aussagen, die lediglich Reproduktionen von Gelesenem oder Gehörtem sind, von solchen, welche die persönliche Meinung Herrn Müllers wiedergeben. Wenn Herr Müller beispielsweise über die derzeitigen wirtschaftlichen Bedingungen Ostdeutschlands redet, so entspricht das den »Fakten«, die uns (z.B. über die Medien) vermittelt werden.

Wenn er hingegen eine solche Situation mit der „Arbeitsmoral“ (4/174) der Menschen begründet, so ist dies eine negative und vorurteilsbeladene Beurteilung. Daß Herr Müller ein solches Vorurteil als eigene Meinung übernehmen kann, ist zum Teil aus der Sicht seiner persönlichen Erfahrung zu verstehen. Er hat »das Schlechte« durch seine Verwandten selbst erlebt und seine eigene materielle Situation im »Westen« verbessern können. Für ihn scheint das westliche System die einzig mögliche Wirtschafts- und Gesellschaftsform darzustellen.

Daß auch dieses System nicht immer exakt funktioniert, erklärt sich für ihn aus der »Natur« der Dinge: „Das war doch sowieso immer mal so und mal so gewesen. Mal besser, mal schlechter.“ (4/259) Ein Grund für Herrn Müllers Anpassungsforderungen (neben der »Nationalitätenfrage«, auf die ich erst im dritten Argumentationsschritt eingehen werde), scheinen mögliche negative Auswirkungen für Westdeutschland zu sein. In der Lage des Woh-

nungsmarktes hat sich für ihn teilweise schon eine der Befürchtungen bewahrheitet.

Einerseits sieht Herr Müller eine wirtschaftliche Verschlechterung Westdeutschlands in naher Zukunft (4/257-259), andererseits könnte eine solche Situation mit der Erfüllung der genannten Forderungen verhindert werden. So erklärt er in diesem Zusammenhang, daß

die (...) da auch viele gut ausgebildete Menschen (sind) vor allen Dingen junge, ne, die dann selber was schaffen wollen. (4/191-192)

In dieser vordergründig positiven Aussage zeigt sich wiederum sein leistungsorientiertes Weltbild und sein Bewertungsmaßstab von Menschen. Aus dieser Perspektive werden im Laufe des Gesprächs nicht »nur« ostdeutsche BürgerInnen sondern auch Flüchtlinge ausgegrenzt.

B. Die AusländerInnenfeindlichkeit

Ohne daß ich Herrn Müller daraufhin anspreche, stellt er von selbst einen Zusammenhang zwischen einem „Zustrom“ von Menschen und AusländerInnenfeindlichkeit her. Diesen Tatbestand sieht er zunächst für Gesamtdeutschland. Auf meine Frage:

Also könnten dann auch ruhig noch einige Aussiedler kommen? (4/204),

reagiert er zunächst in seiner typischen verallgemeinernden Form, begleitet von einem Ohnmachtsgefühl:

Ja, die werden doch sowieso noch kommen.(4/205)

Im Anschluß daran gibt er Informationen aus den Medien wieder, und als Resümee verweist er auf die „Ausländerfeindlichkeit“:

Ja, die werden doch sowieso noch kommen ne. Die wollen das ja langsam kontingentieren. Ich meine, daß da nur eine bestimmte Anzahl kommen und so. Sonst wird das natürlich, wenn zum Beispiel Juden kommen von Rußland, da sieht das anders aus. Da müssen sie auch noch Zeltstädte bauen. Daß die Ausländerfeindlichkeit noch größer wird, das liegt auf der Hand. (4/205-210).

AusländerInnenfeindlichkeit sieht er also vor dem Hintergrund, daß »zu viele fremde Menschen« nach Deutschland kommen und das Land »übervölkern«, was sich auch in der Symbolik „Zeltstädte“ (4/130,209) ausdrückt.¹¹² Die weitere Argumentation erhellt Herrn Müllers Standpunkt.

Wie schon oben angeführt, bescheinigt er auch westdeutschen BürgerInnen „Ausländerfeindlichkeit“, jedoch tritt diese, anders als in Ostdeutschland, in einer weniger krassen Form auf:

¹¹² Daß Herr Müller in diesem Zusammenhang das Beispiel „Juden von Rußland“ anführt, liegt daran, daß ich selbst ihn auf solch eine Möglichkeit aufmerksam gemacht habe (vgl. 4/123-125), sowie an der Berichterstattung der NRZ. (dazu s. unten)

Im Ostteil Deutschlands da ist das dann noch viel gravierender als wie bei uns, diese Ausländerfeindlichkeit. (4/214-216)

Die Aussage spiegelt exakt die Meldungen aus Presse und Rundfunk zur Thematik wider (vgl. auch 4/213-214).

Herr Müller versucht das ablehnende (ausländerfeindliche) »Gefühl« (Gedanken, Äußerungen, Handlungen) zu erklären, dennoch scheint es, als entschuldige er AusländerInnenfeindlichkeit unter bestimmten Umständen:

Na ja. Die haben Angst, daß die denen auch nur Arbeit wegnehmen, die da noch wenig vorhanden ist. (4/216-217)

Die AusländerInnenfeindlichkeit wird auf die EinwanderInnen selbst zurückgeführt, wenn diese beschuldigt werden, den Eingeborenen die Arbeit wegzunehmen.

Ansatzweise zeigt sich in Herrn Müllers Denken aber auch ein Zusammenhang zwischen wirtschaftlicher Lage und Arbeitslosigkeit:

Oder weil immer mehr Arbeitsplätze erst mal wegrationalisiert werden, wo die Betriebe nicht immer konkurrenzfähig sind. Die haben ja auch Jahrzehnte bloß mal hingewirtschaftet da,ne. (4/218-222)

Trotzdem werden AusländerInnenfeindlichkeit und wirtschaftliche Lage jeweils auf bestimmte Personengruppen zurückgeführt, die diese Situationen erdulden müssen. Das bedeutet hier: EinwanderInnen und ostdeutsche BürgerInnen werden zum Teil für die ihnen entgegengebrachten Diskriminierungen selbst verantwortlich gemacht. Das, was Herr Müller da beschreibt, bleibt auf »Ostdeutschland« beschränkt.

»Wir« („bei uns“ 4/215) als Westdeutsche nehmen eine scheinbar souveränere Haltung als »die« (4/216) gegenüber EinwanderInnen ein. Aber gleichzeitig verstehen »wir« auch die ostdeutschen BürgerInnen in ihrer Haltung, denn „(...) die haben Angst (...)“. Mit einer solchen Erklärung von AusländerInnenfeindlichkeit, die zum Teil aus einem Gefühl der Angst abgeleitet wird, könnte eine ähnliche Haltung von Eingeborenen in Westdeutschland (einschließlich Herrn Müllers eigener Haltung) gerechtfertigt werden.

Im Verlauf der weiteren Argumentation wird Herrn Müllers Verständnis für die AusländerInnenfeindlichkeit deutlicher. Seine bisher eingenommene Distanz zur Problematik hebt sich nach und nach auf. Mit meiner folgenden, allgemeinen Frage klammere ich die Person Müller aus:

Meinen sie, daß die Ausländerfeindlichkeit teilweise irgendwie verständlich ist von den Menschen? (4/223-224)

Das erklärt die anfängliche Distanz in seiner Antwort:

Ja, zum Teil doch ja. Wenn man doch selber arbeitslos ist, und die sehn da kommen immer mehr und so, die machen sich dann auch Gedanken (...) (4/225-227)

In verallgemeinernder Form (man) wird zunächst (scheinbar) noch die Meinung anderer Menschen wiedergegeben. Auch bleibt die Problematik »AusländerInnenfeindlichkeit« noch auf Ostdeutschland beschränkt. Der Über-

gang zur eigenen Meinung ist fließend. Eine Trennung zwischen persönlicher Einstellung und wörtlich wiedergegebener fremder Meinung wird im weiteren schwierig.

Was wollen die hier usw. Die haben ja früher auch ohne uns gelebt, und jetzt kommen sie alle hierher. (4/227-228)

Auch diese Äußerung könnte Gedanken ostdeutscher BürgerInnen wiedergeben. Auffällig ist jedoch der Wechsel vom verallgemeinernden Indefinitpronomen (man) zum Personalpronomen (uns). Die letzte Unklarheit hebt sich in Herrn Müllers abschließenden Worten auf:

Daß wir schon bald ein Einwanderungsland geworden sind. (4/228-229)

Die Argumentation betrifft nunmehr Gesamtdeutschland. Die Angst vor einem Deutschland als Einwanderungsland könnte sich inhaltlich in dem Vorwurf:

Was wollen die hier (...) Die haben ja früher auch ohne uns gelebt. (4/227-228)

ausdrücken. Das Wortpaar „ohne uns“ beinhaltet das Gegenstück »mit uns«, was in Herrn Müllers Gedankengang aber vielleicht eher als »von uns« zu interpretieren wäre. So ließe sich die Abwehrhaltung gegenüber der Situation »Einwanderungsland« damit erklären, daß die einwandernden Menschen den Eingeborenen irgendetwas wegnehmen. Die Nationalitätenfrage ist in diesem Ansatz zunächst ausgeklammert. Etwas verwunderlich erscheint mir der abschließende Vergleich mit den USA:

Wie in die USA hier vor hundert und(?) Jahren. Aber die habens ja dann auch wieder alle zusammen geschafft usw. Fühlen sich heute alle als Amerikaner. (4/230-232)

Liegt in diesen Worten eine Hoffnung? Aber auf wen oder was bezieht sich diese, und wer ist mit „alle“ gemeint? Auf gar keinen Fall alle einwandernden Menschen, wie sich in Herrn Müllers Haltung gegenüber Flüchtlingen zeigt. Mit der Vorstellung, die Menschen in den USA bildeten eine relativ feste Einheit („die habens alle zusammen geschafft“), in welcher sich »alle als Amerikaner fühlen«, wird das Vorhandensein eines Nationalgefühls angedeutet. Herr Müller beschreibt dies hier zwar für die Nordamerikaner. In seinem Verweis auf die „Deutschstämmigkeit“(4/234; sowie auf die »deutsche Einheit«, 181) tritt der Nationalgedanke aber auch bei ihm hervor.

C. Die „Deutschstämmigkeit“

Mit der Hervorhebung des »Deutschseins« geht gleichzeitig eine unterschiedliche Bewertung von Menschen einher. (Wobei die Hervorhebung einer Nationalität schon eine Ausgrenzung impliziert.) Zwar bezieht Herr Müller sich mit seiner nationalen Argumentation auf Flüchtlinge. Ein Rückblick auf seine Bewertung ostdeutscher BürgerInnen deutet jedoch an, daß das nationale Argument auf alle EinwanderInnen zu übertragen ist. Trotz der negativen Bewertung Ostdeutschlands erfolgt durch die Nationalität die Aufhebung der Differenzierung »Ost und West«. Deutschland ist jetzt eine

„Einheit“ (4/180). An die Problematik »wirtschaftliche Verschlechterung« und AusländerInnenfeindlichkeit anknüpfend resümiere ich:

Also man könnte es in den Griff kriegen?

Herr Müller antwortet zunächst zuversichtlich und schränkt dann ein:

Man könnte es, ja (...) auf die Deutschstämmigen, aber Asylanten, die kommen ja auch immer mehr, ne. (4/233-235)*

Während die Schuld der ostdeutschen BürgerInnen in ihrer »erlernten Unfähigkeit« zu suchen ist, da sie jahrelang durch den Sozialismus bevormundet wurden („was haben die sich schon Gedanken gemacht?“ 4/175), sind sie letztlich Deutsche. Diese Differenzierung in »Deutschstämmige« und »andere« Menschen scheint fast natürlich und verweist auf eine ungleiche Behandlung wegen einer »genetischen Andersartigkeit«. ¹¹³ Wenn Herr Müller also eine unterschiedliche Bewertung auf Grund der Abstammung befürwortet, so liegt hier der Ansatz eines genetischen Rassismus vor. ¹¹⁴

Aus der genetischen »Verschiedenheit« heraus wird (wenn auch nicht ausdrücklich) eine Ungleichbehandlung sowie eine Ungleichbewertung erklärt und zusätzlich noch mit einer »Schuld« der ausgegrenzten Menschen gerechtfertigt, in diesem Fall also der Flüchtlinge. Diese »Schuld« erklärt sich nach Herrn Müller mit dem »unbegründeten« Hiersein der Flüchtlinge denn:

(...) das können doch auch nicht die ganz Ärmsten sein, die Asylanten. Das muß doch was kosten. Diese Überfahrt oder der Flug hierher,(...) Diese Mittel müssen sie auch irgendwoher haben. Und da hätten sie doch eigentlich in ihrer Heimat mehr oder weniger auch Auskommen gehabt. (4/237-242)

Die Berechtigung der Flüchtlinge, in Deutschland leben zu dürfen, wird eindeutig, wenn auch mit einer teilweise vorsichtigen Wortwahl, infragegestellt. Aus Herrn Müllers Perspektive, seiner Lebenshaltung nach dem Kosten-Nutzen-Leistungsprinzip, ist ihm das Hiersein der Flüchtlinge absolut unverständlich.

Sein Gedankengang erklärt sich jedoch nicht nur aus seiner eigenen Lebenspraxis, wie seine fortsetzenden Worte zeigen:

Außerdem, was vielleicht direkt politisch Verfolgte sind, ja da gibts doch auch nicht mehr allzuviel. In Europa doch so gut wie gar nicht mehr. (4/242-244)

Hier ist wieder der Einfluß der Massenmedien zu erkennen, in denen Flüchtlinge in der Regel in Wirtschafts- und politische Flüchtlinge unterteilt werden, was schon wegen des Zusammenhangs von Wirtschaft und Politik absolut unlogisch erscheinen muß.

¹¹³ »Deutschstämmig« ist die Verknüpfung von Nationalität und »körperlicher Eigenart«, nämlich der Abstammung.

¹¹⁴ Ich möchte jedoch darauf hinweisen, daß Herr Müller sicherlich nicht weiß, daß es keine »Rassen« gibt. Wie soll er das auch wissen, wenn in der Öffentlichkeit weiterhin davon ausgegangen wird, daß »Rassen« existieren und wenn sogar Nachschlagewerke wie z.B. das Meyerlexikon uns über das Vorhandensein von »Rassen« belehren.

Der Terminus »Wirtschaftsflüchtling« ist mit dieser Unterteilung schon ähnlich negativ behaftet, wie der Begriff »Asylant«. Er bezieht sich auf Menschen, die, angeblich zu faul zum Arbeiten, nach Deutschland (oder in andere westliche Länder) kommen, um hier von »unserer« Sozialhilfe zu leben. Herrn Müllers Logik »läuft auf derselben Schiene«: Das Geld für den Flug müssen „sie irgendwoher haben“. (4/240) Obwohl sie dieses Geld hatten, sind sie geflüchtet. Also müssen sie faul sein.

Interessant ist auch seine Behauptung, daß es in Europa kaum noch politische Flüchtlinge gibt. Wird dadurch nicht ein ganz bestimmtes Bild der »Kultiviertheit« und »Fortschrittlichkeit« von Europa gezeigt, von dem aus nichteuropäische Länder beurteilt werden? In der folgenden Argumentation fordert Herr Müller eine Verschärfung der Gesetze:

Ja, da könnten sie ruhig schon mal was machen,(...) Vor allen Dingen nicht, daß das alles hier Monate oder ein Jahr oder noch länger dauert, ob sie anerkannt werden oder nicht. (4/246-248)

In dieser Forderung, in der er auf eine Handlung der Regierung drängt, und diese gleichzeitig für ihr »gemäßigtes« Vorgehen kritisiert, ist eine typische, in alltäglichen Gesprächen gängige Einstellung auszumachen. Wenn Herr Müller nämlich der Meinung ist:

Ja, das belastet natürlich auch hier die Steuerzahler... (4/251-252),

so drückt sich darin der klassische Vorbehalt aus: »Die profitieren von uns«! Herrn Müllers Haltung gegenüber Flüchtlingen trägt rassistische Züge, denn hier werden Menschen anderer Herkunft oder Lebensweise negativ bewertet und aus der eigenen sicheren (Mehrheits- und Macht-) Position heraus ausgegrenzt und abgewiesen. Seine eigene Haltung sieht Herr Müller im Einklang mit der breiten Masse („Das sehen ja auch die meisten.“ 4/252), was ihn wiederum in seiner Einstellung bestärkt.

Die Argumentationsstruktur, die Herr Müller hier verfolgt, ähnelt seiner »Furcht vor einem Einwanderungsland« (4/225-232). Auch hier taucht die Frage auf: „Was wollen die hier?“ in Fortsetzung des obigen Zitats (4/245-256). Während zuvor jedoch mit einer gemäßigten, schon fast positiven Beurteilung der Gesamtsituation abgeschlossen wird, ist Herrn Müllers Richtspruch hier eindeutig negativ: „Das wird ja auch nicht so bleiben.“ (4/256)

In seinen Äußerungen rangieren die Flüchtlinge auf der untersten Stufe der »Erwünschtheits- beziehungsweise Duldungsskala«. Als Gründe für Herrn Müllers diskriminierende Haltung gegenüber Flüchtlingen habe ich die „Deutschstämmigkeit“ und die Darstellung der Flüchtlinge in den Medien angeführt.

Mittels der Medien und in Verbindung mit seiner eigenen, leistungsorientierten, Weltanschauung erhält Herr Müller ein ganz bestimmtes, nicht mit der Realität übereinstimmendes Bild über das Leben der Flüchtlinge in deren Heimat.

Zusammenfassung

Auf den ersten Blick erscheint Herrn Müllers Diskriminierung von Bürgern und BürgerInnen der ehemaligen DDR (im Gegensatz zur Haltung gegenüber den Flüchtlingen), die sich eher auf die Lebensweise und Haltung von Menschen bezieht, als weniger krass, fast als eine »mildere« Form des Rassismus. Letztendlich handelt es sich jedoch nur um verschiedene Ausgrenzungsformen.

Im Gegensatz zu den Flüchtlingen nehmen die ostdeutschen BürgerInnen keine Minderheitenposition ein. Auf Grund der wirtschaftlichen Vormachtstellung »des Westens« kann »der Osten« (also nicht nur Deutschland) jedoch aus einem Gefühl der Stärke und Macht beurteilt werden, das der oder die Einzelne wiederum für sich verinnerlichen könnte, da er oder sie zum »Elitevolk« gehört.

5. Die Haltung gegenüber EinwanderInnen

In seinen Äußerungen beschreibt Herr Müller alle Minderheiten fast durchweg als feststehende Gruppen, die »überhand« nehmen könnten.¹¹⁵ Die größte Beachtung schenkt er türkischen EinwanderInnen, denn „die sind ja überhaupt am meisten hier.“ (4/320-322)

5.1 Die Hervorhebung der türkischen EinwanderInnen unter zwei Aspekten

A. Die türkischen Arbeitskollegen

Auffällig ist, daß, obwohl Herr Müller feststellt, „(...), bei so nem großen Werk, da ist von allen möglichen Ländern (...) angeworben worden.“ (4/318-320), er dennoch nicht ohne mein Nachfragen, auf die Einwanderer zu sprechen kommt. Auch als ich ihn frage, „**was (...) das denn für Arbeitskollegen (...)**“ waren, nennt er keine türkischen Einwanderer (4/302-304), stellt aber abschließend fest:

Das hat sich wohl überall so zusammengemischt.(4/311)

Diese Feststellung könnte eventuell ein Hinweis auf weitere Einwanderer sein, die Herr Müller ganz explizit jedoch erst nennt, als ich mich nach „ausländischen Kollegen“ (4/313) erkundige:

Ja, da waren auch welche dabei. Ach ja, da sind wir auch ganz gut ausgekommen. (4/314-315)

Ähnlich wie seine Äußerung, daß „die (...) am meisten hier“ seien, ist es schwierig, zwischen Feststellung und Wertung zu unterscheiden. Doch selbst wenn man die eher einschränkende Formulierung »auch ganz gut« noch als relativ wertneutral betrachtet, so bleibt die Tatsache bestehen, daß die Einwanderer als andere Gruppe auftreten.

¹¹⁵ Vgl. dazu: 4/81-83, 88, 120, 149, 205- 210, 226-229, 235, 253-254, 320-321, 349-352.

Meine nächste Frage leitet über zum Ramadan. Das Thema bestimmt Herr Müller. Ich will lediglich von ihm wissen, ob es »Probleme« mit den türkischen Arbeitskollegen gab. (4/323)

Seine Stellungnahme ist zuerst nicht eindeutig. („Ach, auf der Arbeit so nich.“ 4/324) Liegt in dem Verweis auf den Arbeitsplatz der versteckte Vorwurf, daß das Zusammenleben in anderen Lebensbereichen als problematischer angesehen wird? Auch die einschränkenden Worte »ach so nich« lassen vermuten, daß die Ausübung des Ramadan als befremdlich und unpassend empfunden wurde. Der einleitende Satz läßt mehrere Erklärungen zu.

Weniger mißverständlich ist Herrn Müllers Unverständnis des Ramadan, und seine von dieser Perspektive ausgehende Beurteilung, das sei „ausgesprochener Blödsinn“ (4/329). Die Feststellung ist im Gesamtzusammenhang zu betrachten. Herr Müller fährt in seiner Äußerung fort:

Die machten auch ihren Ramadan, aber trotzdem haben sie ihre Arbeit auch gemacht. (4/324-325)

Neben dem eindeutigen Faktum, daß es sich hier um die Beurteilung anderer Lebensgewohnheiten handelt, sind die wichtigsten Aspekte der Aussage: die Beurteilung des Ramadan als »Fastenmonat« mit dem Schwerpunkt auf »Fasten« und nicht auf den religiösen Hintergründen sowie die Verbindung zwischen dem »nicht essen« aber »trotzdem arbeiten«. Nahrungsaufnahme steht in enger Beziehung zu körperlicher Leistungs- und Funktionsfähigkeit, was für Herrn Müller ein ganzes Leben eine ausschlaggebende Rolle spielte.

Dieser Aspekt tritt in der folgenden Äußerung noch deutlicher hervor. Nachdem ich Herrn Müllers Aussage noch einmal in einer Frage zusammengefaßt habe (4/327), fährt er fort:

Ja. Die sagten immer und dann, die dürften dann nichts essen und auch nichts trinken, was ich für ausgesprochenen Blödsinn finde. Wenn es so heiß wird...(unverständlich)... Das geht dann zu weit. Das sind die alten Überlieferungen, und wer sich dran gehalten hat. Aber viele haben sich auch nicht dran gehalten. Das geht ja auch gar nicht, wenn sie nicht umklappen wollen dabei, ne. (4/328-334)

Die ausschlaggebenden Sätze sind das ablehnende Resümee „*das geht dann zu weit*“, und die anschließende Behauptung, „*das sind die alten Überlieferungen...*“

Die Ablehnung wird damit erklärt, daß es sich um „alte Überlieferungen“ handle. Fast souverän fügt Herr Müller im nächsten Satz hinzu „und wer sich dran gehalten hat“, betont im Anschluß jedoch, daß sich „(...) viele (...) nicht dran gehalten“ haben, was er für sich wiederum mit dem physiologischen Faktum begründet.

Die »Übermacht« der »Vielen« (4/332), die sich „auch nicht dran gehalten“ haben (also die »Modernen« ,«Angepaßten«, »Fortschrittlichen«), steht gegenüber den »Manchen« (4/336), die es dann doch gemacht haben, es heute vielleicht noch machen, weil sie „so tief religiös sind.“ (4/336-337) Die Tatsa-

che der Quantität scheint die Ablehnung und das Unverständnis gegenüber der Religion zu rechtfertigen, welche ja zudem noch eine „alte Überlieferung“ ist, und von daher nicht integrierbar in das »moderne, zivilisierte westliche Denken«.

Besonders hier wird deutlich, daß es sich ebenso, wie bei der Beurteilung der ostdeutschen BürgerInnen um die Feststellung und Bewertung einer anderen Lebensweise handelt. Herr Müller wird durch seine türkischen Arbeitskollegen mit einer (ihm) unbekanntem Religion, mit anderen Sitten und Gebräuchen konfrontiert. Er lernt etwas für ihn Fremdes kennen, das von seinen eigenen Lebensgewohnheiten abweicht. Lebensgewohnheiten, Sitten und Gebräuche sind etwas Kulturelles, und zwar in dem Verständnis von Kultur als: „die besondere und distinkte Lebensweise (einer) Gruppe oder Klasse, die Bedeutungen, Werte und Ideen, wie sie in den Institutionen, in den gesellschaftlichen Beziehungen, in Glaubenssystemen, in Sitten und Bräuchen, im Gebrauch der Objekte und im materiellen Leben verkörpert sind.“¹¹⁶ Kultur, in diesem Sinne verstanden, bezieht sich also nicht nur auf andere ethnische Gruppen, sondern auch beispielsweise auf ostdeutsche und westdeutsche BürgerInnen.

Sowohl Herr Müller als auch seine Arbeitskollegen stellen nicht einfach nur etwas »Anderes« fest, sondern bewerten dieses Andere vor dem Hintergrund ihrer als »normal« verstandenen Lebensgewohnheiten. Dies zeigt sich deutlich an der Reaktion der eingeborenen Arbeitskollegen (4/339-345). In deren Köpfen scheint die Vorstellung von »Rückständigkeit« des Verhaltens ihrer türkischen Arbeitskollegen fest verankert gewesen zu sein. Herrn Müllers Standpunkt vermischt sich nachfolgend mit der Meinung seiner Arbeitskollegen. Diese respektieren ihre türkischen Arbeitskollegen nicht, sondern machen sich lustig über sie. Ob Herr Müller sich an diesem diskriminierenden Verhalten beteiligt hat, ist seinen Äußerungen nicht zu entnehmen.

Seine eigene Kritik des Ramadan verweist jedoch zumindest auf Verständnis gegenüber seinen deutschen Arbeitskollegen. Die floskelhafte Redewendung („Na ja, jedem sein Himmelreich (...)“ 4/341-345) legt ein souveränes Verhalten gegenüber Andersdenkenden an den Tag und relativiert gleichzeitig das zuvor Gesagte. In Herrn Müllers Äußerungen gegenüber ostdeutschen BürgerInnen und Flüchtlingen wurde jedoch deutlich, daß sein »Respekt« anderen Menschen gegenüber in der Regel nur dann auftritt, wenn diese seinen Vorstellungen entsprechen oder ihnen zumindest nicht vollständig widersprechen.

Indem die türkischen Arbeitskollegen gearbeitet haben, haben sie Herrn Müllers Grundverständnis, seinem Leistungsprinzip, zunächst einmal entsprochen. Seine Akzeptanz, die er ihrem Glauben gegenüber an den Tag

¹¹⁶ Vgl. Annita Kalpaka, Nora Räthzel (Hg.) 1990, S. 46f. Die Autorinnen zitieren hier den Kulturbegriff vom »Centre for Contemporary Cultural Studies« der Universität Birmingham.

legt, scheint eher in die Richtung eines verständnislosen Hinnehmens zu gehen, das sich in der krassesten Form bis zur Ignoranz ausweiten könnte.

Herr Müller benutzt in der Beurteilung seiner türkischen Arbeitskollegen sein bereits bekanntes duales Einteilungsschema: Entsprechend den Gegenüberstellungen Ost-West, Flüchtlinge- „Deutschstämmige“, Osten-EinwanderInnen, Westen-Aus- und ÜbersiedlerInnen, erfolgt hier die Zweiteilung türkische Einwanderer-Eingeborene sowie »fortschrittliche« Einwanderer - »rückständige« Einwanderer.

B. Die türkischen Marktstände

Im Verlauf des Interviews nimmt Herr Müller noch einmal, auch wieder unter einem kulturellen Aspekt, Stellung zu türkischen EinwandererInnen. Als er vom Hochfelder Markt berichtet, stelle ich fest, daß dieser Markt „ziemlich gemischt“ sei (4/540). Da stimmt Herr Müller mir zu:

Ja, ja. Da kann man Ledersachen kaufen, und Schuhe und was weiß ich, ne. Da sind auch ein paar türkische Stände, hier, die ihre Waren feilbieten, da. Warum nicht? (4/542-544)

Herr Müller zählt Waren auf und führt dann »türkische Stände« an, die als solche schon ein ganz bestimmtes Bild hervorrufen. Die Äußerung scheint zunächst als lediglich wertfreie Feststellung von etwas »Anderem« im Raum zu stehen. Wertend wird die Aussage erst mit der rhetorischen Frage: „Warum nicht?“ sowie durch das Verb „feilbieten“.

Zunächst zur Frage. Hiermit will Herr Müller wohl andeuten, daß er nichts gegen die Marktstände der türkischen EinwandererInnen einzuwenden hat. Warum muß er sein »liberales Verhalten« aber betonen?

Mit dem „Warum nicht?“ nimmt Herr Müller Bezug zum „Waren feilbieten“. Ist es Zufall, daß er zuvor (4/530) berichtet hat, welche Waren „angeboten“ werden, im Zusammenhang mit den »türkischen Waren« jedoch ein anderes Verb benutzt? Das Verb „feilbieten“ scheint hier in einer engen Beziehung zu den »anderen Waren« und der Marktsituation an sich zu stehen. Diese Vermutung findet sich in der Herkunft des Wortes bestätigt. So definiert der DUDEN:

Das Adjektiv »feil« ist heute veraltet; (...) Gebräuchlich sind noch die Zusammensetzungen feilhalten(...) und wohlfeil(...) Abl.: feilschen, „kleinlich um etwas handeln (...)“¹¹⁷

Das Verb scheint auch bei Herrn Müller ganz bestimmte Vorstellungen hervorzurufen. Etwa das Bild großer Verkaufsmärkte in südlichen Ländern. Eine solche Vorstellung beinhaltet, für sich genommen, keine negative Wertung. Wird der Begriff „feilbieten“ jedoch im Gegensatz zu »anbieten« benutzt, so erfährt damit der eine der beiden Termini eine Ab- bzw. Aufwertung durch den anderen, und dies bedeutet eine Wertung. Daher ist es durchaus möglich, daß „feilbieten“ (ähnlich wie „Ramadan“) etwas Rück-

117 DUDEN Band 7, 1986.

schrittliches implizieren könnte im Gegensatz zum fortschrittlichen »anbieten«, das in großen Supermärkten und nicht auf »offener Straße« geschieht.

Herr Müller akzeptiert die Tatsache des Vorhandenseins der EinwanderInnen, hegt aber kein Bedürfnis danach, sie kennenzulernen; sei es ihre andere Religion oder ihre anderen Nahrungsmittel. So kauft er auch nicht bei türkischen EinwanderInnen ein, was er damit begründet, daß:

Die (...) ja meist das Gemüse und so ne Sachen, speziell für ihre Landsleute (haben). Da brauchen wir nicht unbedingt. (4/546-549).

Herr Müller lehnt etwas »Anderes«, für ihn »Fremdes«, unter einem Nutzen-Aspekt ab. Er „braucht“ die »fremden Nahrungsmittel« nicht. Wie weit er mit seiner Ablehnung gehen würde, also wie stark sich diese auf die Menschen bezieht, ist schwer einzuschätzen.

Zusammenfassung

Die insgesamt wenigen Äußerungen zu EinwanderInnen erschweren eine Gesamtbeurteilung. Festzuhalten ist jedoch, daß Herr Müller türkische EinwanderInnen (insbesondere als »Gastarbeiter«) eher zu akzeptieren scheint als Flüchtlinge.

Sicherlich sind diese Arbeitskräfte, da sie ja »benötigt« wurden, »zuvorkommender« behandelt und auch in den Medien anders dargestellt worden. (Man denke nur an die medienwirksame Zeremonie des Begrüßungsaktes für den soundsovielen? Einwanderer beziehungsweise Gastarbeiter, der sich über das Geschenk eines Motorrads hocheifrig zeigen mußte.)

Dieser Situation als Einflußfaktor entgegenzuhalten ist die Tatsache, daß vor nicht allzulanger Zeit türkische EinwandererInnen in den Medien stärker präsent waren und später von Aus- und ÜbersiedlerInnen »abgelöst« wurden. Mit den Veränderungen im »Osten« konzentrierte sich auch die Berichterstattung auf diesen Bereich.

Ständig waren in den Medien Zahlen über die »neuesten Menschenfluten« aus dem »Osten« zu lesen, was auch zu einem Wandel der Feindbilder führte. Da der »Unmut« der Bevölkerung ob dieses »Massenzustroms« rasch wuchs, wurde eine Kampagne gestartet, die zum besseren Verständnis gegenüber Aus- und ÜbersiedlerInnen beitragen sollte, womit jedoch gleichzeitig alle anderen EinwandererInnen (gewollt oder ungewollt??) ausgegrenzt wurden. Herr Müller selbst kann sich durch solche »Informationen« in seiner Bewertung von Menschen nach Funktionalität und Nützlichkeit bestätigt sehen.

All diese Umstände spielen sicherlich eine Rolle bei Herrn Müllers Bewertung türkischer EinwandererInnen. In seiner Haltung gegenüber diesen stellt er etwas »Anderes« fest und grenzt es durch Gleichgültigkeit aus. Je-

doch wird dieses »Andere« nicht als Bedrohung empfunden. Auch zieht Herr Müller keine Vorteile aus dieser Haltung. Insgesamt scheint es, als hätte Herr Müller zur Zeit verdrängt, daß viele türkische MitbürgerInnen hier leben. Vorstellbar wäre es aber, daß bei veränderter wirtschaftlicher Situation und Berichterstattung Herrn Müllers gleichgültiges Verhalten in eine negative Haltung umschlagen könnte.

6. Argumentation und Sprache

Herr Müller trifft fast niemals klare Aussagen. Seine verallgemeinernden, wenig differenzierten Angaben sind oft Forderungen, Schuldzuweisungen, Klischees und Redensarten. Sie entsprechen seinem Weltbild eines natürlichen Kreislaufs, dem man sich fügen muß.

Seine Aussagen versucht Herr Müller nicht durch logische Argumentation zu bekräftigen, sondern belegt sie mit Verweisen auf verschiedene Informationsquellen¹¹⁸ beziehungsweise auf den Tatbestand, daß die meisten Menschen ähnlich denken oder handeln würden.¹¹⁹ Er vermischt subjektives und objektives Wissen, indem er zum Beispiel floskelhafte Redewendungen aus der Alltagssprache gemeinsam mit Informationen aus den Medien präsentiert.

Insgesamt verfügt er über einen wenig differenzierten Wortschatz und eine einfache, der Alltagssprache entsprechende Wortwahl.

Wiederholungen einzelner Worte und Satzformen, die immer wieder in ähnlicher Art und Weise benutzt werden, beherrschen das Sprachbild. So verwendet Herr Müller sehr oft Strukturen wie zum Beispiel:

*(...) oder was weiß ich (...), „(...) ich weiß nicht (...);
 (...) da kann man schon was anfangen (...) (4/6,8);
 (...) usw (...), „(...) und so (...);
 (...) wie gesagt (...), „(...) ma gesagt so(...), (...) wie es so schön heißt (...), „(...) kann man sagen(...).*

Diese umgangssprachlichen Floskeln treten sämtlich zum Ende eines Satzes beziehungsweise einer Aussage auf. Ihre Bedeutung ist verschieden. Sie könnten unter anderem als Hilfe dafür dienen, sich von bestimmten Sachverhalten zu distanzieren. So sind Herrn Müllers Aussagen häufig nicht eindeutig. Er könnte sie, wenn nötig, widerrufen oder relativieren.

Auch die vielfache Verwendung von Interjektionen als besonderes Zeichen der Alltagssprache könnte in ähnlicher Funktion wie die floskelhaften Satzstrukturen gesehen werden. Am häufigsten benutzt Herr Müller den Ausruf »ne« am Ende eines Satzes.

¹¹⁸ Vgl. z.B.: 4/86, 99, 107, 194, 214.

¹¹⁹ „Das machen ja auch viele“ (4/562).

Dies dient zum einen zur Bekräftigung des Satzendes, könnte aber auch Herrn Müllers Unsicherheit und seinen Wunsch nach Zustimmung zum Gesagten ausdrücken. In etwa gleicher Bedeutung wird ein fragendes »nicht?« oder »nicht wahr?« am Satzende benutzt.

Eine relativierende, floskelhaft verallgemeinernde Funktion haben die Partikel »also«, »na ja«, »tja«, »och«, »ach«, »na eben«. Durch solche Partikel wird, in derselben Weise wie durch die Konjunktionen »auch«, »und« oder einschränkende Worte wie »vielleicht«, »eigentlich«, die Unbedingtheit einer Aussage abgeschwächt:

Werden vielleicht doch mehr irgendwie bevorzugt. (4/109)

Nicht nur durch einzelne Worte oder Satzstrukturen stellt Herr Müller eine Distanz zur eigenen Person und Aussage her, sondern auch durch seine generalisierende Argumentationsweise. Mit dem Hinweis darauf, daß bestimmte Situationen immer wieder und überall auftreten, wird ein schlechter Zustand hingenommen und begründet:

Das war doch sowieso immer mal so und mal so gewesen. Mal besser, mal schlechter. (4/258)

Herrn Müllers Erkenntnis, daß es immer so war und weiterhin sein wird, daß bestimmte Vorgänge einem nicht zu beeinflussenden Regelkreislauf unterliegen, der Veränderungen nur in einem festgelegten Rahmen zuläßt, erklärt beziehungsweise verweist auf seine passive und konforme Haltung. Auch seine alltagssprachlichen Redewendungen sind zum Teil verallgemeinernde Lebensweisheiten, Klischees, mit denen er sich das Leben oder Verhaltensweisen anderer Menschen erklärt und gleichzeitig sich selbst zu beruhigen scheint, nach dem Motto »Das wird schon wieder«. ¹²⁰

Redewendungen wie zum Beispiel: „Na ja, jedem sein Himmelreich...“ (4/341 oder: 345, 545) entsprechen bei Herrn Müller offensichtlich nicht einem Verständnis, »andere« und »anderes« zu respektieren und zu tolerieren, sondern beziehen sich eher auf die eigene Person, das heißt sie markieren ein egoistisches Denken und Handeln, welches sich nur solange rücksichtsvoll zeigt, wie die eigene Person und das eigene Umfeld nicht gefährdet sind. („Solange alles (...) im Rahmen bleibt (...)“ 4/203)

Eine weitere Auffälligkeit beziehungsweise sprachliche Besonderheit ist Herrn Müllers Verwendung der Pronomina. Hier zeigt sich die schon an anderen Sprachstrukturen sichtbar gewordene, distanzierte unsichere Haltung sowie die unterschwellige »innen–außen«-Kollektivsymbolik. So verwendet Herr Müller Pronomina einmal zur Ausgrenzung von Gruppen und im Gegensatz dazu zur Identifikation und Selbstdarstellung seiner eigenen

¹²⁰ Vgl. z.B.: „(...) was eben alles so nach Programm geht, (...)“ 4/39; „(...), findet man dann schon immer irgendwie einen Weg.“ 4/53; vgl.auch: 4/184, 282 etc.

Person. Teilweise ist die Ausgrenzung eindeutig, indem Herr Müller seiner eigenen »wir-Gruppe« eine andere (»die«, »sie«) Gruppe gegenüberstellt.¹²¹

Der Interviewte, seine Haltung und Einstellung, verschwindet in Gruppen, mit denen er sich identifiziert. Die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Personenkreis bedeutet zum einen eine gewisse Stärke und könnte Herrn Müller selbst die Richtigkeit seiner Einstellung bestätigen. So ist in seinen negativen Äußerungen über Aus- und ÜbersiedlerInnen, Flüchtlinge und EinwandererInnen festzustellen, daß er des öfteren die Personalpronomina »wir« und »uns« benutzt, anstatt von sich selbst in der ersten Person zu reden.

Auch für seine Erzählungen im privaten Bereich ist Ähnliches festzustellen. Statt des Personalpronomens »ich« benutzt er hier sehr viel häufiger das unbestimmte Pronomen »man«. Diese Bevorzugung des Indefinitpronomens entspricht Herrn Müllers Hinweis, daß viele Menschen wie er denken und handeln.¹²² Auffällig ist die Verwendung des Personalpronomens »ich« in Aussagen, mit denen Herr Müller sich offensichtlich in ein »günstiges Licht rücken« will.¹²³

Zusammenfassend ist festzuhalten: Die Analyse der Sprache zeigt Herrn Müller als eine passive, konforme und ordnungsliebende Person (im Sinne einer Strukturierung des Lebens), mit einer leistungsorientierten Grundhaltung und einem insbesondere materiellen Sicherheitsbedürfnis. Seine in der Regel nicht eindeutigen Urteile werden aus einer rein subjektiven Perspektive, aber immer im Schutz einer bestimmten Gruppe (Familie, Staat, Europa) gefällt. Die Gruppe, der er sich zugehörig fühlt, wird positiver als die ausgegrenzte Gruppe bewertet. Aus dieser festgefahrenen Position heraus erklärt Herr Müller sich »die Welt« und bestätigt sich die Richtigkeit seiner Sichtweise durch Verallgemeinerungen.

7. Zu den Informationsquellen des Interviewpartners

„...da braucht man bloß in der Zeitung lesen...“

In einem letzten kurzen Abschnitt möchte ich einige Quellen der Äußerungen von Herrn Müller darstellen. Seinen eigenen Angaben zufolge hat er wenig Kontakt zu Nachbarn oder Freunden (4/392-399), so daß ein Erfahrungsaustausch in Gesprächen dementsprechend selten vorkommen wird. Im Gegensatz dazu scheint der »Kontakt« zu den herkömmlichen Massenmedien sehr eng, was sich sowohl an den direkten Verweisen auf die Medien zeigt, als auch an Inhalt und Wortwahl einzelner Gesprächspassagen. Welches Medium die tragende Rolle für Herrn Müller in der Informationsüber-

¹²¹ Vgl. dazu: 4/108-110, 112-114, 151-156, 160-171, 190-198, 214-222.

¹²² Vgl.: „Das sehen ja auch die meisten.“ (4/252) . Vgl. außerdem: 4/264, 494.

¹²³ Beispielsweise in 4/286, 383, 485-495, 505-506, 511-512, 554.

mittlung spielt, läßt sich durch das Interview nicht ausmachen. Nach seinen eigenen Angaben orientiert er sich stark an der Tageszeitung NRZ, die er schon „jahrelang“ (4/470) liest. Entsprechend häufig findet man Verweise auf diese Zeitung.¹²⁴ Daß Herr Müller diese Informationen meist sehr unreflektiert zur Bekräftigung seiner eigenen Aussagen übernimmt, zeigt sich an einer teilweise wortgetreuen, teils inhaltsgetreuen Übernahme aus Zeitungsartikeln. In insgesamt 13 Zeitungsartikeln, die ich in der Zeit vom 16.11.1990 bis zum 3.1.1991 (dem Tag des Interviews) in der NRZ gefunden habe, konnte ich Übereinstimmungen zwischen den Aussagen Herrn Müllers und den Inhalten der Artikel feststellen. Drei treffende Beispiele, in denen der Einfluß der Zeitung sehr deutlich zum Ausdruck kommt, sollen hier vorgestellt werden. Den einzelnen Artikeln habe ich jeweils Zitate von Herrn Müller zugeordnet:

¹²⁴ Zum Beispiel: 4/86, 99, 130, 193, 213, 464-467.

Hier werden 3 Zeitungsbilder eingefügt!!!!

Sicher ist eine Anzahl von lediglich 13 Zeitungsartikeln nicht repräsentativ. Doch zeigen sie beispielhaft, daß die Medien die Meinung und Einstellung von Menschen beeinflussen. So ist die NRZ ohne Zweifel (auch) eine Quelle von Herrn Müllers Bedrohungsgefühl gegenüber den »zu vielen« einwandernden Menschen. Jeder dieser Artikel, ohne Ausnahme, spricht von einer solchen »Überflutungsgefahr«. Ob in Kollektivsymbolen wie „Fluchtwelle“, „Flüchtlingsstrom“, „Zustrom“ oder „Asylantenflut“, Symbole die zudem noch in Schlagzeilen auf der ersten Seite prangen, oder in inhaltlichen Anmerkungen auf Begrenzungen und Zahlenangaben, durchgehend wird das Bild heraufbeschworen, daß »unser Land aus allen Nähten zu platzen droht«.

Weitere Schlüsselbegriffe und Äußerungen, die auf einen Medieneinfluß hindeuten, sind: „Eigentumsfragen“ (4/165), „Volkseigen“ (4/175), „Golf-Krise“ (4/260); aber auch die Floskel: „Na ja, die Kriminalpolizei rät ja auch immer (...)“ (4/449), die den Titel des gleichnamigen, fünfminütigen Fernsehspots (Sonntags, 22.45 Uhr, ARD) wortgetreu wiedergibt.

Die Informationen aus den Medien werden teilweise als eigene Meinung deklariert und gelangen so mit der Alltagssprache in den Interdiskurs. Eine derart vorgefertigte Meinung wird wiederum mit neuen Informationen aus Presse und Rundfunk gestärkt und gefestigt.

Dies kennzeichnet die Bedeutung des Weltbildes, auf dessen Hintergrund Mitteilungen aus den Medien ausgewählt werden, und zeigt außerdem, daß nur mit einer Vermittlung »anderer« Informationen einer solchen starren Situation nicht beizukommen ist.

6. Abschließende Bemerkung

Analyse und Interpretation des Interviews haben gezeigt, daß bei Herrn Müller rassistische Einstellungen genetischer und kultureller Art vorhanden sind.

Es ist deutlich geworden, daß Herr Müller Menschen anderer Herkunft oder anderer Lebensweise negativ bewertet. Die Art seiner Bewertung ist abhängig von verschiedenen individuellen und gesellschaftlichen Faktoren.

Die Kriterien für Ausgrenzung oder Aufnahme von Minderheiten sind:

- Die Anzahl der einwandernden Menschen;
- deren Anpassungs- beziehungsweise Arbeitswille und
- die „Deutschstämmigkeit“.

Von diesen drei Hauptkriterien ausgehend, werden insbesondere ostdeutsche BürgerInnen, Flüchtlinge und türkische EinwanderInnen beurteilt. Am stärksten ausgeprägt treten die Anpassungsforderungen gegenüber ostdeutschen BürgerInnen auf.

Die türkischen BürgerInnen scheint Herr Müller positiver zu beurteilen. Beiden Gruppen spricht er ein »Bleiberecht« zu, soweit sie seinen Vorstellungen, insbesondere seiner leistungsorientierten Grundhaltung entsprechen. Von dieser Haltung ausgehend, wird die Gruppe der Flüchtlinge ausgegrenzt, wobei die »Abstammung« hier als ein zusätzlicher Ausgrenzungsfaktor dient. Bei seiner Bewertung »anderer« Menschen spielt Herrn Müllers Grundhaltung (bzw. sein Weltbild) eine wichtige Rolle. Mit dieser Grundhaltung entspricht er fast der »Idealnorm« »unserer« leistungsorientierten Gesellschaft: Er ist fleißig, »ordentlich« und konform.

Die Ausgrenzung »anderer« Menschen - also seine rassistische Einstellung - hat für ihn nun die Funktion, sein Weltbild abzusichern. Sein starres, auf Sicherheit und Ordnung ausgerichtetes Leben, könnte durch andere Menschen infragegestellt werden. Die Erkenntnis, daß eine andere Form von Leben möglich wäre, könnte sein gesamtes Weltbild ins Wanken bringen. Daher erscheint es nur folgerichtig, wenn er Menschen, die nicht seinem Weltbild entsprechen, ausgrenzt oder zumindest ignoriert.

Nur „wenn (...) das einigermaßen im Rahmen bleibt, könnte das schon ungefähr so weitergehn.“

3.5 Frank Wichert:

„...uns hat man das noch so beigebracht, das wir nur Deutsche akzeptieren und keine Ausländer.“

Analyse eines Interviews mit einer 65-jährigen ehemaligen Verkäuferin¹²⁵

1. Archäologie einer Einstellung

Hier erinnert sich eine 65-jährige Frau, die ihre Jugend unter nationalsozialistischer Herrschaft verbrachte, an das damals im Erziehungsdiskurs propagierte »Herrenvolkdenken« der Nazis. Mona, so werde ich meine Interviewpartnerin im folgenden nennen, war zu Beginn der Machtübernahme 1933 sieben Jahre alt, sie war neunzehn, als die faschistische Diktatur in Trümmer fiel. In der Schule wurde sie mit den rassistischen Dogmen der Nazis konfrontiert, die Mona bis zum heutigen Tag prägen.

Sicherlich hat Mona den Erziehungszielen der Nazis in ihrer Jugend nicht viel entgegensetzen können; andererseits hätte sie später, nach dem Zusammenbruch der Diktatur, prinzipiell die Möglichkeit gehabt, die ihr damals vermittelten Dogmen kritisch zu reflektieren und sich von den nationalsozialistischen »Idealen« zu distanzieren.

Doch wie die folgende Analyse ihrer Ansichten und Haltungen zeigt, beurteilt sie auch heute noch Menschen aus anderen Ländern aus der Perspektive rassistischer Grundüberzeugungen.

1.1 Monas aktuelle Lebenssituation

Mona lebt seit ca. 40 Jahren in einem traditionell von Arbeitern bewohnten Stadtteil. Zur Zeit ist sie Mieterin einer gemütlichen Sozialwohnung, die mit zahlreichen Büchern und einem Fernsehapparat ausgestattet ist. Diesen schaltet sie häufig ein, denn soziale Kontakte zu ihren Nachbarn finden nur selten statt. Dies ist einerseits darauf zurückzuführen, daß viele Verwandte und Bekannte weggezogen sind. Andererseits wurden große Mehrfamilienhäuser gebaut, in denen der Kontakt zum Nachbarn nicht allzu eng ist. Außerdem sollte man bedenken, daß Mona als alleinstehende Frau vielleicht nicht den Mut hat, von sich aus auf ihre neuen Nachbarn zuzugehen.

Mona hat den Beruf der Verkäuferin erlernt, sie steht jedoch seit vielen Jahren nicht mehr im Berufsleben. Dies führte ebenfalls dazu, daß ihr Kontakt zu anderen Menschen abgebrochen ist. Daß dies einmal anders war, daran kann sie sich noch gut erinnern:

¹²⁵ Das vollständige Interview ist nachzulesen in: Jäger 1991b: S. 270-289.

Aber ansonsten, so wie früher,- daß eine schon mal kommt und, oder Kaffee trinkt oder tratscht, dat is nich. (11/39 f.)

Mona bezieht sich hierbei auf den nachbarschaftlichen Kontakt, den sie in der »Kolonie« hatte. (vgl. 11/480) In dieser Arbeitersiedlung bestand ein enges nachbarschaftliches Miteinander, welches auch eine Folge der begrenzten Wohnverhältnisse war. Die Mehrzahl von Monas Nachbarn war in einer Gießerei beschäftigt. Durch mancherlei Sanierungs- und Rationalisierungsmaßnahmen hat sich die Situation geändert; viele ihrer damaligen Nachbarn wurden arbeitslos und sind fortgezogen, um andernorts Arbeit zu finden.

Die heutige Lebensweise ihrer Mitmenschen paßt Mona überhaupt nicht. Sie sind ihr zu stark am bloßen Konsum orientiert, am Geld, das den Charakter verdirbt:

Woran liegt dat denn?

Abber die Leute sagen immer, die sind immer sonn« bißchen einseitig, nee. Die interessieren sich nur für eventuell Preise, da is et teurer, da is et billiger, nach (Geschäftsnamen) is neuerdings teuer, sagen se, da gehn wa nimmer, gehn wa na (Geschäftsnamen) un..., - so. Dat is so dat Thema.*

Mmh.

Odder dat Wetter und so. Ein bißchen andere Gespräche oder so, äh, mit den Leuten, da kann man sich nich so unterhalten, dat würde mir hier schonn en bißchen fehlen.

Hast Du jetzt irgendwelche Veränderungen in der Nachbarschaft in den letzten Jahren festgestellt? War es früher mal anders, so gesehen, also der Zusammenhang ...?

*Ja, natürlich warn die Leute * tja dat is *, die Leute haben mehr Geld und mit dem Geld ändert sich auch äh, der Charakter. (11/5-16)*

Recht deutlich wird hier, daß so etwas wie eine *Hausgemeinschaft* nicht mehr besteht. Der Grund liegt nach Monas Ansicht darin, daß die Menschen durch zunehmenden »Reichtum« stark konsumorientiert sind und nur noch über Preise und Kosten reden. Diese Entwicklung hat ihres Erachtens dazu geführt, daß soziale Kontakte zur Nachbarschaft abgenommen haben. Doch dieser Konsumrausch hat noch eine andere Folge...

1.2 Über den Konsumrausch und den Dornröschenschlaf

Mona meint, daß die Gefahr, die aus der Anwesenheit so vieler EinwanderInnen in Deutschland resultiert, zur Zeit noch gar nicht richtig gesehen wird:

Die sehen dat gar nich, aber vielleicht, wenn es ernstliche Zerwürfnisse irgendwie gibt und sie dann auf einmal wach werden und sehen auf einmal, wie? - alles Ausländer, dann!

Aber momentan sind die Leute zufrieden, wenn sie sich alles kaufen können, noch ordentlich essen können und drei mal im Jahr in Urlaub fahren, dann sind sie zufrieden, und dadurch, daß se in Urlaub fahren, fahren se auch schon ma in Länder, so wo hier die Menschen eben sind, so Türkei und so, und dadurch ändern se auch oft ihre Meinung. Da

lernen se dann auch wat kennen, und ist doch alles ganz prima, und dann is die Abneigung auch nicht mehr so groß - mein ich. (11/209-216)

Mona glaubt, daß die Deutschen, durch ihren derzeitigen Wohlstand eingekullt, die Gefahr, die mit der Anwesenheit so vieler EinwanderInnen verbunden ist, nicht wahrnehmen. Sie fürchtet, daß es ein böses Erwachen geben könnte, wenn es „ernstliche Zerwürfnisse“ gibt, sprich: ernste soziale und ökonomische Verschlechterungen.

Zugleich meint sie, daß die Ruhe, das Stillhalten der Deutschen auch dadurch bedingt sei, daß viele von ihnen - und das ist wieder eine Folge ihres Wohlstands - im Urlaub fremde Menschen, Sitten und Gebräuche kennen und tolerieren gelernt hätten. Und gerade darin sieht sie eine Gefahr. Eben dies habe dazu geführt, daß die Deutschen nicht mehr wachsam genug seien. Für sie »ist doch alles ganz prima«. Mona hat wohl ganz richtig beobachtet, daß die Kenntnis anderer Sitten und Gebräuche die Menschen toleranter machen kann. Doch gerade darin sieht sie eine Gefahr. Toleranz ist für sie keineswegs eine erstrebenswerte Tugend. Toleranz lullt ein, schwächt die Deutschen. Nach der oben zitierten Passage läßt Mona dann auch ihrer Abneigung, insbesondere gegen Türken, freien Lauf:

Weil immer mehr Kirchen aufgekauft werden und die in Moscheen verwandelt und die Art der Türken, dat is irgendwie was Fremdes. (...) (11/221-223)

So ist es auch nicht verwunderlich, daß Worte wie „zurückjagen“ (11/143), „rausschmeißen“ (11/127) und „Haß aufeinander“ (11/252) zu ihrem Sprachrepertoire gehören. Diese Worte weisen sicherlich auf die Tendenz Monas hin, Deutschland bildlich als »Innenraum« oder »Haus« zu sehen. Zum anderen verweisen sie auf eine *geschichtliche Parallelität*: In gewisser Hinsicht korrespondiert die Vorstellung des »Deutschen Hauses« mit der nationalsozialistischen »Blut und Boden-Ideologie« vom »Deutschen Volkskörper«. ¹²⁶

2. „Was nicht gute Rasse ist auf dieser Welt, ist Spreu.“¹²⁷

*Früher war dat anders, die hatten andere Methoden, aber wir haben ja noch so, * äh, äh, also uns hat man dat noch so beigebracht, dat wir nur Deutsche akzeptieren und keine Ausländer. (Lachen) Irgendwie, obwohl man damals noch Kind war, dat ist irgendwie drin ne. * **

Mmh

Wat man so von Kindheit hat drin, äh, eingeimpft kriegt, dat bleibt doch hängen, meine ich.

Ja welche Methoden meinst Du?

¹²⁶ Mittels dieser Kollektivsymbole wird einerseits ein »Wir-Bewußtsein« der deutschen Bevölkerung initiiert. Andererseits, und damit zusammenhängend, wird aber auch alles Fremde ausgegrenzt.

¹²⁷ Hitler 1933: S. 324.

*Ne Abwe..., Ja, also daß man Ausländer ablehnt. Et is ne andere Rasse und dat deutsche Volkstum * (stocken) und die, und die *, und die deutsche Rasse eben, dat, * dat is eben wichtig, dat arische Blut darf nicht untergehen, so ähnlich.*

Und so hast Du das gelernt...

Und keine Mischung! (verlegenes Lachen)

So hast Du das gelernt!?

Ja! (11/313-327)

Es wird ersichtlich, daß Mona die nationalsozialistischen Erziehungsmethoden und -inhalte bis zum heutigen Zeitpunkt weder kritisch durchleuchtet hat, noch sich von ihnen distanziert. Sie kann sich nicht von ihrer erlernten Denkweise lösen. („dat bleibt doch hängen“; s.o.)

An dieser Stelle zieht sie selbst ein quasi »lerntheoretisches Resümee«. So stellt Mona fest, daß sie das, was sie als Kind gelernt hat, nicht mehr vergessen kann.

An den auftretenden Stockungen zeigt sich jedoch, daß sie Mühe hat, diese »Formeln« so, wie sie diese gelernt hat, wiederzugeben. An zwei Stellen dieser Textpassagen relativiert sie die Härte ihrer Aussagen durch ein verlegenes Lachen. Ihr erster Lacher zeigt an, daß sie ihre Aussagen über Ausländer selbst als ein wenig hart empfindet. Die Doktrin vom »eigenen und dem fremden Blut«, die dazu diente, eine deutsche »Rasse« zu konstruieren¹²⁸, wird von ihr in der heutigen Zeit zwar verharmlost, doch hindert das sie nicht daran, diese Anschauung zu reproduzieren.

Die angeführten „Methoden“ werden nicht weiter erläutert, und so muß man annehmen, daß Mona es nicht als nötig erachtet, diese Ideologie zu rechtfertigen. Ja, mehr noch, die Absichten, die eine solche Ideologie haben entstehen lassen, erscheinen ihr als durchaus richtig. Denn durch die Differenzierung im Umgang mit Deutschen und Ausländern entsteht ein Selbstbild des Deutschen, der sich nicht mit anderen Kulturen identifizieren und sich nur noch an sich selbst orientieren muß. An dem Verweis auf die Ideologeme des dritten Reiches sowie anhand der Aussagen über die Menschen in Monas Umgebung (der Deutschen, wohlgemerkt!) läßt sich Monas Nationalbewußtsein ablesen.

Bei ihrem zweiten Lacher wird deutlich, daß sie die von ihr dargestellte »Rassenideologie« selbst für etwas »überspannt« hält. Obwohl sie ihrer anerzogenen Ideologie nicht mehr stringent folgt, teilt sie trotzdem die Menschen in »dem deutschen Volk zugehörig« und »andersartig« ein, wobei der Vergleich der Anderen mit den „stummen Fischen“ diese Andersartigkeit unterstreicht.

Und die kommen aber, die sitzen da, wie en stummen Fisch un können nix. (11364 f.)

¹²⁸ Vgl. Miles 1991, S. 93-130.

Die Anderen sind keine Subjekte. Sie sind glitschig, stumm und unheimlich wie die Fische.¹²⁹

So wundert es auch nicht, daß Mona ca. 20 Alltagsgeschichten erzählt, die von verschiedenen Lebensweisen der Einheimischen und EinwanderInnen berichten oder die Andersartigkeit der »Anderen« als solche aufzeigen.

2.1 Das Reden über die »Anderen«.

Wie erwähnt, hat Mona keine persönlichen Kontakte oder gar nähere Beziehungen zu Ausländern, obwohl:

...die fragen schon ma irgendwas, und dann gibt man Antwort. (11/32)

So speisen sich ihre Erzählungen hauptsächlich aus dem, was sie tagtäglich im Sichtkontakt mit Einwanderern beobachtet, und dem, was sie von Bekannten erfährt. Daher stützen sich ihre Aussagen zum größten Teil auf Erfahrungsberichte einer Augenzeugin.

Diese Art des Redens über »die Anderen« hat nach Leiprecht eine ganz bestimmte Funktion, denn:

„Man/frau redet auf diese Weise nicht mehr über das je eigene Verhalten, über den je eigenen Rassismus/Ethnozentrismus, sondern klammert diesen aus der Reflexion aus. Die Bilder über die »Anderen«, die hier oft benutzt werden, sind zudem nicht selten eher soziale Konstruktionen von Kultur und Lebensweise als tatsächlich gelebte Realität der jeweils »Anderen.« (Leiprecht 1991, S.22)

Dieses Reden über »die Anderen« wird maßgeblich davon beeinflusst, daß sie als »anders-artig« gesehen werden. Kulturelle Charakteristika werden als Entscheidungskriterium für eine Zugehörigkeit zur eigenen Gemeinschaft stilisiert - gleichermaßen fungieren sie als Kriterien zur Ausgrenzung aus der Gemeinschaft.

3. „...Weil dat ja auch alles Christen sind, ne.“ (11/260) oder: Das integrative Moment der Religionszugehörigkeit

*Ja, z.B. die Italiener, die haben sich...die sind schon wie Deutsche, da is überhaupt kein... anfangs war dat ja ne, die Italiener, da gab et ja noch keine Türken, da hieß es da, »die Spaghettis« sind da, und da war die Wut eben da drauf, und Spanier, dat hat sich nicht ausgebreitet, waren auch viele hier, aber die wurden gar nicht so als Ausländer empfunden, * sind sie ja auch nicht, ich mein, da spielt die Religion viel mit. Weil dat ja auch alles Christen sind, ne. (11/255-260)*

Diese Rückschau beinhaltet widersprüchliche Aspekte der Darstellung der »Anderen«.

¹²⁹ Es gehört zum Aufbau von Feindbildern dazu, anderen den Subjektcharakter abzusprechen, indem man sie z.B. mit Tieren vergleicht. Vgl. dazu bes. Link 1991b.

Die Ankunft von italienischen bzw. spanischen Gastarbeitern rief zunächst eine gewisse Wut bei vielen Deutschen hervor. Diese Wut gegen die Gastarbeiter wird vor dem Hintergrund der heutigen Präsenz *türkischer* Arbeitnehmer etwas relativiert „...da gab es ja noch keine Türken...“ (11/256).

Die »Wut« gegen Türken zur jetzigen Zeit, meint sie, sei größer als die gegen Italiener und Spanier zur damaligen Zeit:

...die wurden gar nicht so als Ausländer empfunden. Weil das ja auch alles Christen sind ne? (11/258-260)

Mona vereint das »Abendland« zur Glaubensgemeinschaft und unterstreicht damit zugleich die gravierende Andersartigkeit der moslemischen Religion und ihrer Anhänger.

Nicht ohne Einfluß auf Monas Aussagen war auch die Tatsache, daß zum Zeitpunkt des Interviews der 2. Golfkrieg unmittelbar bevorstand. Die Medien verbreiteten ein »Bild des Islam«, in dem dieser als barbarisch, kollektivistisch, fanatisch, irr und zurückgeblieben dargestellt wurde. Demgegenüber stellt sich das „(...) christliche Abendland (...) als vernünftig, rational, gerecht, zivilisiert, demokratisch, fortschrittlich, emanzipiert - auch was das weibliche Geschlecht betrifft -, rücksichtsvoll gegenüber dem Individuum usw.(...)“ dar. (Leiprecht 1991, S.19)

So werden in Monas Schilderungen Italiener und Spanier als integrativer Bestandteil des christlichen Abendlandes („Weil das ja auch alles nur Christen sind, ne?“ 11/ Z.260) mit einbezogen. Zum einen werden sie in Deutschland nicht mehr als EinwanderInnen empfunden und darüber hinaus als »Verbündete« des westlichen Abendlandes in einem zunehmend eskalierenden Nord-Süd Konflikt angesehen.

Das wichtigste integrative Moment ist die Religion, neben der verwandten Kulturform. Dieser für Italiener und Spanier günstige Assimilationsaspekt von Italienern und Spaniern wird den türkischen Einwandererfamilien von Mona abgesprochen. Da er bei den Türken fehlt, können sie sich auch nicht anpassen, sondern eher »breit machen«,¹³⁰ denn:

(...) die Art der Türken, das ist irgendwie was Fremdes (11/222 f.).

Mona geht hier auf das Verhalten von Türken ein, das sie nur als Abschottung einer eingewanderten Volksgruppe von der deutschen »Gemeinschaft« zu deuten vermag. Zum einen mag dies daran liegen, daß ihr deren religiöse Inhalte verschlossen bleiben und sie auch nicht bereit ist, diese in irgendeiner Form nachzuvollziehen. Zum anderen kritisiert sie, daß sich die Türken bis dato nicht »eingedeutscht« haben; so bleibt »die Art der Türken etwas Fremdes«. (11/222-223)

¹³⁰ Gemäß einer Statistik des Duisburger Einwohnermeldeamtes befanden sich zum Zeitpunkt des Interviews 920 TürkInnen in ihrem Stadtteil. (31.12.1990) Vergleicht man diese »absolute Größe« mit der vor 10 Jahren von (1156/31.12.1980) so ist eher ein „rückläufiger Prozeß“ zu verzeichnen. In diesem Zusammenhang kann also nicht von einem quantitativen »breit machen« (sic!) die Rede sein.

Mona sieht sich bei den Türken mit Menschen einer fremden Kultur konfrontiert, die ihre Sitten und Gebräuche nicht ablegen und die sie daher als Angehörige einer kollektivistischen, fanatischen und nicht anpassungsfähigen Gruppe auffaßt.

4. Die Naturalisierung des Sozialen - Monas Darstellungsweise des Fremdländischen

Mona hat im Verlauf ihres Lebens ein festes Schema entwickelt, anhand dessen sie EinwanderInnen beurteilt. Sie hat einen *Wertekatalog* aufgebaut, mit dessen Hilfe sie typisch deutsche Eigenschaften mit fremdartigen Lebensweisen vergleichen kann.

Mona sieht sich der türkischen Kultur *ausgeliefert*, die sie als besonders fremd und exotisch ansieht. So wird auf das »andere« Aussehen der Menschen an verschiedenen Stellen des Interviews verwiesen (z.B.:11/22-23). In der folgenden Aussage verschafft sich Monas Aggression und Ablehnung der EinwanderInnen und deren Kultur in geradezu harscher Weise Luft:

Das verändert sich nicht, die Frauen sind so bekloppt,... (...) ...die sind nicht nur bekloppt, die sehen auch alle egal aus. Das irgendwie das Denken prächt auch nen Menschen: Die sind alle gleich groß, un gleich breit, alles so kleine gedrungene Kopftuchbrigade. Also da hat sich nix geändert. (11/369-373)

Das aus ihrer Sicht unemanzipierte Verhalten türkischer Frauen wird insofern als *naturgegeben* charakterisiert, als sie das patriarchalische Rollengefüge innerhalb türkischer Familien als *unveränderlich* ansieht. In diesem Sinne scheint Mona auch das *Denken* der Türkinnen als Folge dieser naturgegebenen Sozialordnung zu betrachten. Darüber hinaus ist es in Monas Augen gerade dieses Denken, welches die von ihr sehr negativ beurteilte äußere Erscheinung der Türkinnen prägt.

Daß es hierbei insbesondere die Frauen sind, die von Mona regelrecht »verachtet« werden, kommt nicht von ungefähr: Durch die negative Bewertung der türkischen Frau rückt sie sich selbst in eine Position der Überlegenheit, was ihr die Möglichkeit einer positiven Selbstdarstellung bei gleichzeitiger Ausgrenzung der »Anderen« bietet.

4.1 Über Knoblauch, Gardinen und Ordnung

Monas Darstellung der Anderen läßt eine Reihe weiterer Schlußfolgerungen über ihre eigene Einstellung zu. Dreh- und Angelpunkt ist die deutsche Kultur, deren Attribute von ihr verinnerlicht wurden, deren »Tugenden« ihr andressiert wurden, was dazu führte, fremde Kulturen rigoros abzulehnen. Mona blickt nur selten über ihren eigenen gedanklichen »Tellerrand« hinaus, denn es bietet sich für sie »der Kulturvergleich vor der Haustüre« an. Gruppiert man die deutschen Tugenden zu einem Wertekatalog, so trifft man auf verschiedenste Konfliktpotentiale, da diese Werte den türkischen

»Sitten und Gebräuchen« anscheinend völlig entgegengesetzt sind. So sieht sie die Diskrepanz zwischen deutschen Tugenden und dem Verhalten von Türken folgendermaßen:

- Ordnung:

Die haben die Gardine anem Faden oder so, hängen die die auf und dann is dat so rund oben, nich anne Stange. (11/470f.)

- Sauberkeit:

Da wird kein Bürgersteig gefegt, da wird gar nix mehr gemacht. Näh, so geht dat nich. (11/463 f.)

- Arbeitswille:

...irgendwann fingen se an, so mitten während der Arbeit hatten die immer son kleinen Teppich, son Dingens bei, und dann haben se gebetet, gegen Mekka oder so ähnlich. Und waren die natürlich: »Eh, guck ma hier, de faule Hund hier, wie die so sind, dat machen wer demnächst auch hier, immer so ne Pause. (11/265 f.)

- Bereitschaft zur Anpassung:

...auch richtig im Krankenhaus, dann bringen se trotzdem alles, obwohl dat verboten wird, der Arzt schimpft dann, nein die bringen alles. Sie ißt nur das, was von zu Hause gebracht wird. Also, die passen sich nicht an, ich weiß nich, die haben so ihren eigenen Stil..(11/239 ff.)

- Individualfreiheit:

...und die Frauenhäuser sind ja auch voll Türkenfrauen. Die gehen ja auch oft, weil se dat auch nich mehr ertragen, die werden hier auch, sehen ja auch, welche Rolle die Frau hier spielt. Die hat ja mitzureden und is auch ne Person. Sie selbst sind ja gar nix. (11/285 ff.)

Solche Wertvorstellungen dienen Mona als Raster zur Beurteilung der EinwanderInnen. Anhand dieser Prinzipien werden Einstufungen vorgenommen, die auf Beurteilung und *Verurteilung* von Einwanderern abzielen. Als besonderes Merkmal der abendländischen Kultur kann in ihren Augen der Ordnungssinn bezeichnet werden. Diesem widerspricht das Verhalten der türkischen Mitbewohner in ihrer Nachbarschaft. Eng mit dem Ordnungssinn ist der Hang zur Sauberkeit verbunden. Diese »Grundwerte« sieht sie ebenfalls gefährdet, da neben dem »richtigen« Aufhängen von Gardinen auch das Fegen des Bürgersteiges bei ihren ausländischen Mitbürgern anscheinend nicht selbstverständlich ist, was in ihren Augen einen »Angriff« auf die allgemeine Sauberkeit darstellt. Da ihrer Ansicht nach den Einwanderern so jeglicher Hang zur Sauberkeit und Ordnung fehlt, neigt sie auch dazu, ihnen den Arbeitswillen abzusprechen. Da Mona sich selbst ihr ganzes Leben lang keine »Extratouren« erlaubt hat, fordert sie einen unbedingten Anpassungswillen der EinwanderInnen an die deutsche Kultur. Dies kann als ihre Kernforderung angesehen werden, zumal sie im Verlauf des Interviews immer wieder thematisiert wird¹³¹.

¹³¹ Vgl. 11/223-243, 245-248, 263-273, 277-293, 298-307, 356-366, 371-378, 392-405, 421-414, 419-423, 425-438, 463-478, 482-496.

4.2 Sprachprobleme als ausschließendes Element

„Ja, wollen die nich, oder können die nich?“

*Ja, dat sind die einfachen Leute, die sich auch gar nich bemühen, Deutsch zu lernen. Normale Türken, wenn die auswandern wollen oder irgendwie, die lernen doch schon zu Hause * die Sprache: wenichstens en bißchen. Aber die kommen, die siehste schon, wer weiß wie lang laufen die schon hier rum, die können immer noch kein Deutsch. Ja, wollen die nich oder können die nich?! Irgendwat is doch, die leben hier äh und haben doch einen Haß auf die Deutschen. Dat begreif ich nicht. Wenn ich meintwegen auswandern will, nach Amerika und beherrsche die Sprache doch nich, ja da bemühe ich mich doch schon enn Jaahr vorher mindestens, daß ich die Sprache kann. Oder is dat nich, dat is natürlich, * wenn einer so denkt. Und die kommen, aber die sitzen da, wie en stummen Fisch un können nix.* Greifen aber überall dran und sind dreist. Dat begreif ich nich. (11/356-366)*

Hier werden soziale Eigenschaften einerseits als genetisch bedingt unterstellt. Die Unfähigkeit, Deutsch zu sprechen, läßt sie auf ein biologisches Manko der Türken schließen. Wenn die Türken kein Deutsch lernen können, heißt das nicht etwa, daß sie keine Möglichkeit (Zeit, Institutionen etc.) dazu haben, sondern daß sie nicht die biologisch verankerte Fähigkeit besitzen, eine solche Leistung zu vollbringen. Der Vergleich mit der Tierwelt (stummen Fisch (11/365)) unterstreicht Monas biologisierende Sichtweise.

Mangelnde Deutschkenntnisse weisen nach Monas Ansicht andererseits auf fehlenden Anpassungswillen hin. Die Abschottung der Türken scheint in diesem Zusammenhang selbstgewählt, denn sie *wollen* das Sprachproblem auch nicht selbst lösen, indem sie Deutsch lernen. Mona verlangt auch hier eine Assimilation der Türken, denn sie ist gegen eine Co-Existenz verschiedener Kulturen in einem (unserem!) Lande. Sie fordert totale Assimilation. Die aber hält sie nicht für möglich, denn es folgt ihr Umkehrschluß, daß diese Menschen nicht können oder wollen.

4.3 Die Hautfarbe: Wer hat Angst vorm schwarzen Mann?

*Tja, * (unverständlich) dat is nur hier, wenn man hier, am Spielplatz, da sind jetzt nur immer diese, ich glaub, das sind Termilen, und wenn da abends, wenn da schon so früh dunkel is, dann hat man immer ein bißchen Angst da, die wirken so, fremd eben, daß man sonn bißchen * irgendwie so schwarz, (lachen) irgendwie so dunkel, da kriegt man en Schreck, wenn einzelne sind, dann geht et noch, aber wenn da sonn ganzer Trupp davon is, die setzen sich dann abends auf die Bänke, aufem Spielplatz, un auffe Schaukel schon ma, und dann is da immer son Trupp, da bin ich äh immer froh, wenn ich da vorbei bin. (11/20-27)*

Diese Schilderung der „Termilen“ befindet sich zu Beginn des Interviews. Was hier so fremd anmutet, ist die dunkle Hautfarbe, die »so schwarz wirkt«. Eben dunkel, unheimlich, bedrohlich. Und da steht gleich ein „gan-

zer Trupp“. Mit Hilfe eines Wortes aus dem militärischen Bereich wird der Bedrohung besonderes Gewicht verliehen.

4.4 Charakterisierung anderer EinwanderInnen

...oder auch die Zigeuner: die wollen alle hier rein, das ist unmöglich, wir sind kein Einwanderungsland. Warum bleiben die ... ich find, dat sind überhaupt komische Völker, die immer nur da hin gehen, wo et am besten ist, da sind se mal Deutsche, da sind se mal Polen. (11/112-115)

Hier bedient sich Mona einer Innen/Außen-Symbolik, die verdeutlichen soll, daß Deutschland ein eng begrenzter Raum ist. Zugleich und daher spricht Mona Deutschland den Status eines Einwanderungslandes ab. Sie kritisiert die „komischen“ Völker, die jedes Gefühl für Heimattreue verloren haben.

Wie anders haben sich in dieser Hinsicht doch die Deutschen verhalten. Als es ihnen schlecht ging, schafften sie es nach Monas Ansicht aus eigener Kraft, etwas aus diesem zerstörten Land zu machen. Auf diesem Hintergrund erklärt sich ihr Vorwurf gegen „Zigeuner“ und andere „Auswanderungsvölker“, die ihr eigenes Land nicht mit aufbauen woll(t)en. Stattdessen streben diese Völker dorthin, wo „der Brotkorb nicht so hoch hängt“ (11/94), wo also Wohlstand herrscht und auch für »sozial Schwache« gesorgt wird.

In Monas Augen ist aber die staatliche Fürsorge nicht nur eine Absicherung für die Bundesbürger, sondern sie stellt zugleich eine Einladung für viele Menschen dar, denen es wirtschaftlich schlecht geht. Solche Menschen werden als »Auswanderungsvölker« bezeichnet, die *grundsätzlich* in Länder »ziehen«, die ihnen eine Existenzgarantie geben.

Das Symbol des niedrig hängenden Wohlstandskorbes impliziert für Mona eine *unkontrollierbare* Freigiebigkeit, denn Menschen, die nicht soviel besitzen, können sich frei aus dem Brotkorb bedienen. Mit ihrer Darstellung schmückt sie das Bild desjenigen Einwanderers aus, der in den Medien häufig als »Wirtschaftsflüchtling« bezeichnet wird. Sie schließt eine politische Verfolgung bei Einwanderern aus und sieht demnach alle als »Wirtschaftsflüchtlinge« an.

5. Kopftuch, Kinder, Kebap - Die Rolle der Frau

Wendet man sich der Darstellung der Frau in Monas Aussagen zu, so erhält man ein ambivalentes Bild. In dem Bereich der westlich - deutschen Kultur sieht sie die Rolle der Frau als aufgeklärt, emanzipiert und selbständig. Im Gegensatz hierzu erscheint das Bild der »islamischen Frau«. Sie wird im Vergleich zur emanzipierten westlichen Frau von Mona als rückständig und unterlegen gesehen.

Da Mona in ihrem Leben stets großen Wert auf Selbständigkeit gelegt hat, mißt sie der gesellschaftlichen Rolle der Frau große Bedeutung zu. Was sie tagtäglich in ihrem begrenzten Umfeld bei der Betrachtung von Türkinnen erlebt, widerspricht ihrer Ansicht über eine westlich-aufgeklärte Stellung

der Frau zutiefst. So kritisiert sie die türkischen Frauen, die ihren Männern »hinterherlaufen« und dadurch den Eindruck der Unterwürfigkeit vermitteln:

Eigentlich ist das ja so, daß man denkt, die Männer, die sagen, guck ma hier - die macht dat so, die läuft immer hinterher, und die hat alles zu tragen, und er geht forsch vorne weg, und dann meinen die schon, die Männer, die deutschen, hätten dat gerne wenn ihre Frauen auch so. (Lachen) Er würde so vorneweg - und er hätte das Sagen. Da sagen die Frauen: „Ja, dat käm noch soweit“. Die spielen ja so eine untergeordnete Rolle da, die Türkenfrauen, die haben ja garnichts zu sagen. Die 10-jährigen Jungens, die spitzen die Mutter an, die Mutter hat da nix zu melden, dagegen die Mädchen nich, die haben genauso wenig wie die Mutter zu melden also dat harmoniert auch nich, und dat is auch irgendwie, und die Frauenhäuser sind ja auch voll Türkenfrauen. Die gehen ja auch oft, weil se dat auch nich mehr ertragen, die werden hier auch, sehen ja auch, welche Rolle die Frau hier spielt. Die hat ja mitzureden und is auch ne Person. (11/277-287)

Die türkischen Frauen haben dem »dominanten Denken« ihrer Männer nichts entgegenzusetzen. Gleichzeitig sieht Mona eine gewisse Nähe der Deutschen zu den türkischen Männern. Sie fürchtet, daß deutsche Männer diese Rollenverteilung befürworten und ihre Frauen genauso behandeln könnten.

Hier zeigt sich, daß Mona eine Übertragung der islamischen Verhältnisse auf ihre Umgebung deswegen ablehnt, weil sie eine Einschränkung ihrer persönlichen Freiheit befürchtet. Die Emanzipation der Frau, die sich bis zum heutigen Zeitpunkt entwickelt hat, so Monas Angst, könnte durch ein islamisches Vorbild »ins Wanken geraten«.

Weitere Beispiele für die unemanzipierte Rolle der Frau im Islam weiß Mona sogleich anzuführen:

Ja, sicher, macht man immer wieder die Erfahrung, und dann ham die auch so, z.B. wenn die, äh, Sachen kaufen, dann is ja der Mann dabei, der Mann un die Frau, und dann wollten se nen BH kaufen, und der sollte aber anprobiert werden. Aber dat, dat geht nich, BH anprobieren darf man nich, das ist ja unmöglich, wenn da jeder dat Ding anprobiert, dat kann man ja nich, ne? Er wollte aber, er hat aber drauf bestanden, sie stand dabei und hat nix gesagt, nicht i und nicht a- * (Lachen). Er hat voll aufm Putz gehauen und wollt, daß seine Frau dat anzieht, hier. Und is ab..., is höflich abgelehnt worden, der hat Rabatz gemacht, bis der da rausgegangen is. Also so sind die., den Leuten kann man mit Vernunft nichts beibringen, den Leuten, und sie sacht gar nix. Wat, wat ihr Mann, genauso ist et beim Arzt. Er will mit rein. Ach, dat is doch unmöglich (leidend). Dat is doch unmöglich. Warum will er mit dabei sein, wenn seine Frau untersucht wird? Dat kann der nich in Kopf rein. Meint er, der Arzt hat Spaß an die Frau, un, un vergreift sich da dran, oder wat? Ich weiß et nich. (11/392-405)*

Die türkische Frau hat nach Monas Ansicht »nichts zu sagen«. Der Mann, spricht ihr jedes Recht auf eine Privatsphäre ab. Dadurch, daß die Frau dem dominanten Verhalten ihres Mannes nichts entgegensetzt, kommt es für die Frau wiederholt zu Situationen, die für eine westlich orientierte Frau wie Mona peinlich wären bzw. durch das Miterleben peinlich sind. Das ausgrenzende Element besteht darin, daß dieses Verhalten einer dem Manne hinterherlaufenden und Plastiktüten tragenden Frau ein schlechtes

Beispiel abgibt. Dagegen ist auch schwer etwas zu machen, denn den Türkinnen kann man „mit Vernunft nichts beibringen“.

Hier wird wieder ein biologistisches Prinzip deutlich, denn Monas Frage „Ja, wollen die nicht, oder können die nicht?“ (11/360) scheint hier eine Beantwortung gefunden zu haben: Sie können nicht.

Außerdem wird hier sichtbar, daß Mona ihre Ordnungsprinzipien gefährdet sieht. Sie wirft insbesondere dem türkischen Mann einen Verstoß gegen das in Deutschland geltende Prinzip vor, daß der Mann das Untersuchungszimmer des Arztes nicht betreten darf. (vgl. 11/401-405) Hier beruft sich Mona bei dieser Charakterisierung der türkischen Frau auf eigene Erlebnisse und Erfahrungen, die es ihr erlauben, ein solches Bild zu zeichnen. Da die türkischen Frauen nichts an dieser Rollenverteilung ändern, beschränken sich Monas Auffassung nach deren Aufgaben darin, die Kinder zu versorgen (11/303-305) und sich den Forderungen ihrer Ehemänner zu »unterwerfen« (11/281-284). Folgende Aussage unterstützt diese These:

Aber sonst hat die sich zurückzuhalten und das Maul zu halten. (11/420)

Im Widerspruch zu der Bemerkung, daß die türkischen Frauen von ihren Männern nichts als »Unterdrückung« zu erwarten hätten, scheint die Behauptung zu stehen, daß sie es verstehen, sich die dominierende Rolle des Mannes zunutze zu machen. So wird auch die Aussage „die Frauen sind so bekloppt“ (11/369) insofern *relativiert*, als Mona ihnen doch eine gewisse Schläue und Gewandtheit zuspricht. Das folgende Zitat belegt dies:

Obwohl sie sich auf der anderen Seite auch hinter ihre Männer verstecken. Die sind auf eine Art auch raffiniert, wenn sie irgendwas nicht machen, was normal ihre Aufgabe ist, dann stecken die sich hinter die Männer. Der Mann muß dann sagen: »Meine Frau nicht nötig, Flur putzen«. (imitierend) Sie, sie versteckt sich dann, sie weiß ganz genau, daß sie das muß, aber dann versteckt sie sich hinterm Mann, so ist das auch. (11/288-293)

Die der türkischen Frau zugestandene Schläue zeigt sich Mona auch darin, daß manche türkische Mädchen eine Doppelrolle spielen und zu Hause das Kopftuch tragen, es jedoch außerhalb der familiären »Überwachung« heimlich absetzen. (vgl. 11/384-386) Hieran erkennt Mona zumindest bei den türkischen Mädchen einen Anpassungswillen, der sie sogar soweit gehen läßt, der strengen Vorschrift des Korans und der Familie ein »Schnippchen zu schlagen«.

Eine Änderung der bestehenden Verhältnisse kann Monas Ansicht nach nur dann eintreten, wenn sich die türkischen Frauen miteinander solidarisieren und sich gegen die bestehenden Verhältnisse (d.h. die Behandlung durch die Männer und die Vorschriften des Korans) wehren. Dies ist aber nur dann möglich, wenn sich die familiäre und religiöse Erziehung zugunsten der Frau verändert:

...das ist nur mal da so, und wenn die natürlich hier äh länger leben, wird sich das wohl auch ändern. Und dann- aber die müssen dann auch ihren Glauben aufgeben, denn die können da nicht nach dem Koranstaat leben, denn das geht gar nicht hier. (11/420-423)

Hiermit spielt Mona auf das Entgegenkommen der Deutschen hinsichtlich des Eingliederungsprozesses der Türken an. Man ist ja durchaus bereit, den Türken eine Chance zur Eingliederung zu geben, jedoch nur unter gewissen Voraussetzungen: Mona ist der Ansicht, daß der islamische Glaube zum größten Teil aufgegeben werden muß, um ein friedliches Zusammenleben zwischen Türken und Deutschen zu gewährleisten, denn sie sieht die Verwirklichung der im Koran geforderten Lebensweisen und die der Deutschen als zwei gegenüberliegende Pole, die sich »abstoßen« und sich widersprechen. Da Mona sich in der Position der Stärkeren sieht, da sie Deutsche ist und die Türken »ja etwas von *ihrem* Land wollen«, fordert sie die uneingeschränkte Anpassung der Türken an die deutsche Lebensweise.

Da Mona eine selbständige und emanzipierte Frau ist, scheint es merkwürdig, daß sie sich nicht mit den türkischen Frauen identifiziert, sozusagen Mitgefühl mit den Opfern der patriarchalischen Verhältnisse äußert, sondern sich im Gegenteil eher mit den »Tätern«, den Männern, identifiziert. Mona scheint nicht den Männern vorzuwerfen, ihre Frauen zu erniedrigen, sondern vielmehr macht sie die Frauen für ihre »mißliche« Situation selbst verantwortlich, weil sie „nur dastehen und nicht i und nicht a sagen“ (11/397).

Auch stellt Mona den Willen der türkischen Frauen zur Emanzipation in Frage; dies liege daran, daß sie wegen der Dominanz ihrer Männer auch gewisse Vorteile genießen, z.B. nicht den Flur putzen zu müssen. Der Kreis schließt sich also wieder. Unemanzipierte Frauen werden in der deutschen Gesellschaft nicht akzeptiert, Emanzipation bringt der türkischen Frau aber auch Nachteile. Fazit: Die türkischen Frauen wollen also gar nicht vollakzeptiertes Mitglied in der deutschen Gesellschaft werden.

6. Besondere Spielart des Rassismus - Antisemitismus

Wer Jude ist kommt rein, hat keine Schwierigkeiten. Ob dat richtig ist? (11/158f.)

Vor dieser Überlegung stellte Mona die Behauptung auf, daß einige Juden keine Papiere haben, aber trotzdem eine Einreisegenehmigung erhalten. (vgl.11/152-158) Hier wird eine »Rasse« konstruiert, für die keine Gesetze gelten und keine Länderschranken bestehen.

Mona sieht sich hier mit einem Problem konfrontiert, das bereits den Nazis zu schaffen machte:

Juden sehen ja nich so aus. (11/183f.)

Juden kann man, im Unterschied zu den meisten anderen EinwanderInnen, trotz aller dahingehenden Versuch¹³², nicht an ihrem Äußeren erkennen.

¹³² Vgl. z.B. die Karikatur bei Mosse 1990, S. 143, auf der »der Jude« nach bestimmten äußeren Merkmalen zu charakterisieren versucht wird. Ähnliche Versuche findet man in der rechtsextremen Presse, so fast in jeder Ausgabe der neo-nazistischen Zeitschrift »Sieg«.

Deshalb versah man sie unter den Nazis mit einem gelben Stern, druckte ihnen ein „J“ in den Paß etc. »Rasse«, die nicht körperlich festgemacht werden kann, wird so durch sekundäre künstliche Ersatzmerkmale pragmatisch konstituiert bzw. konstruiert.

Die aus Rußland einwandernden Juden verlassen ihr Land nach Mona deshalb, weil sie dort verfolgt und für »die ganze Misere«, insbesondere den wirtschaftlichen Zusammenbruch der UDSSR verantwortlich sind. Das ist für Mona auch deshalb plausibel, weil sie - wie auch sonst sehr verbreitet - Juden allgemein als Geldverleiher und Finanzies betrachtet.

*Ich kann das auch nicht begreifen, daß selbe wie es hier war - an allem sind die Juden schuld - das gleiche geht jetzt in Rußland los, nee. Jetzt heißt es da, die ganze Misere sind nur die Juden schuld. So sagen, die Juden nämlich, die gehen nur deshalb raus, weil jetzt eben äh so eine Art Judenverfolgung ist, und die Juden sind wieder an allem Schuld, und deshalb wollen sie da nicht bleiben. Da kommen sie alle nach Berlin. Vielleicht kommen sie ja vom Regen in die Traufe (Lachen). Ich weiß es ja nicht. Wäre ja nicht zu wünschen, aber dann sollen sie - aber warum wollen sie nicht nach äh * aber warum wollen sie nicht nach Jerusalem? (11/164-172)*

Hier wird nicht von einer jüdischen Glaubensgemeinschaft gesprochen, sondern die Argumentation bezieht sich auf eine (rassistisch-homogene) Gruppe. Außerdem zeigt sich erneut der Wille, diese Kultur in »ihre Schranken zu verweisen«. Deutlich wird dies durch Monas Frage, warum die Juden nicht nach Jerusalem wollen. Jerusalem wird zum Sinnbild eines jüdischen Staates erhoben, der die Juden vereinigen und ihrer Wanderschaft ein Ende setzen könnte. Hierdurch könnten sie sich aus der »Gefahrenzone« bringen.

Mona sieht die Juden als ein in der Sowjetunion unerwünschtes Volk, das glaubt, dort verfolgt und diskriminiert zu werden. Der moralische Druck auf Deutschland, auf den Mona anspielt, hat ihrer Ansicht nach zur Folge, daß allein die Behauptung der Juden, verfolgt zu werden, ausreicht, um ihnen in der BRD Asyl zu gewähren. Diese Bevorzugung führt aber in ihren Augen dazu, daß in Deutschland Juden aufgrund einer historischen Schuld aufgenommen werden. In ihrer Argumentation taucht der Verdacht auf, daß die Juden in der BRD auch deshalb eine ähnliche Verfolgung erleben könnten, wie es sie während der nationalsozialistischen Diktatur gegeben hat. Obwohl Mona es ihnen nicht »wünscht«, besteht ihrer Ansicht nach die Möglichkeit einer Verfolgung und Unterdrückung des jüdischen »Volkes« in der heutigen BRD. Hier schwingt der Vorwurf mit, daß die Juden nichts aus ihrer Geschichte gelernt haben, nämlich, daß sie in der BRD nach wie vor unerwünschte Zeitgenossen sind.

Auf diese Weise äußert Mona einen latenten Antisemitismus. Unter Rückgriff auf genetisch rassistische Deutungsmuster initiiert sie eine Ausschließungspraxis, die die Juden aus Deutschland fernhalten soll.¹³³ Der besonde-

¹³³ Der drohende Golfkrieg macht Mona klar, daß Israel zu diesem Zeitpunkt äußerst gefährdet war. Sie gesteht zu, daß man die einwandernden Juden in dieser Situation nicht problemlos nach Israel weiterschicken kann (vgl. 11/162 ff.); es ist für sie aber

re Clou in ihrer Argumentation: Die Juden sollen *deswegen* nicht nach Deutschland kommen, weil sie ohnehin nur Gewalt und Haß der Deutschen auf sich ziehen würden.

Interessant ist aber vor allem der Zusammenhang, in den Mona ihre Aussagen über die Juden stellt:

Die *staatenlosen Juden*, die aus der Sowjetunion auswandern, kommen nach Deutschland und „machen sich nun wieder breit“. (11/148 f.)

Zunächst berichtet Mona von den Ostdeutschen, die man, da es nun mal Deutsche sind, nicht wieder „rausschmeißen kann“ (11/129). Bei der Beantwortung der Frage jedoch, wie es mit türkischen Gastarbeitern sei, setzt sie andere Maßstäbe. Sie werden von ihr als Arbeitnehmer gesehen, doch Mona sieht nun den Arbeitsmarkt hinreichend gesättigt. Das Problem, das sich ihrer Ansicht nach stellt, ist die Zuführung weiterer Familienmitglieder.

*Die lassen ja alles mögliche nachkommen, *** Mein Gott, wir kriegen ja jetzt soviel ... guck Dir jetzt mal rum, die ganzen Juden, die dürfen wir ja nicht zurückjagen. Dat ganze Berlin is voll Juden. (11/140 ff.)*

Hier kommen nun die sowjetischen Juden ins Gespräch. Auch sie »strömen« ins Land, aber wir können sie – aufgrund unserer historischen Schuld – nicht „zurückjagen“ (11/143).

Die Symbolik des »Breitmachens« und des »Zurückjagens« findet sich sowohl bei der Darstellung der Juden, als auch bei Einwanderern im allgemeineren Sinne. Während die Juden eventuell „vom Regen in die Traufe“ kommen (11/169f.), könnten die Türken einem Holocaust rechtzeitig entkommen, wenn sie sich zurückhalten. Der Zusammenhang, den Mona hier aufzeigt, ist die Parallelität von Judenverfolgung und zukünftigem rassistischen Fremdenhaß, eine indirekte Drohung!

7. **Schlußbemerkung:** »Ewig Gestrige« und »Nur-Noch-Heutige«

Monas Äußerungen geben die Erfahrungen einer Frau wider, die sich keiner Partei oder einer politischen/ ideologischen Gruppierung angeschlossen hat, die aber immer noch stark von nationalsozialistischem Denken geprägt ist. Sie ist sicherlich keine überzeugte Verfechterin einer »radikalen fanatischen Überzeugung«, aber sie trifft Aussagen, die vor dem Hintergrund einer 40-jährigen demokratischen Tradition durchaus extrem wirken.

Sie gehört zu der Generation, die in der heutigen Zeit oft als die der »ewig Gestrigen« bezeichnet wird. Zu beachten ist aber, daß diese Haltung Monas in weniger offener Form auch bei vielen »nur noch Heutigen« zu beobachten ist, bei denen, die die Vergangenheit elegant verdrängt haben, die aber nicht

auch klar, daß dies nach Beendigung des Krieges eine Selbstverständlichkeit zu sein habe.

weniger in rassistische Diskurse verstrickt sind, als dies bei Mona der Fall ist.

3.6 Andreas Quinkert:

„Die kommen aus ´ner anderen Welt...“

Analyse eines Interviews mit der 23-jährigen Studentin »fokus«¹³⁴

1. Einleitende Gedanken

Ich fühl mich hier manchmal wie ne alte Spießerin (...), die Ausländer mit asozialem Pack gleichsetzt. (12/356-359)

Hört man Aussagen dieser Fassung in Alltagsgesprächen, so mag dies heutzutage eigentlich nicht weiter verwunderlich anmuten. Insbesondere dann, wenn man beispielsweise die im Frühjahr 1989 vom SPIEGEL in Auftrag gegebene Emnidstudie als Gradmesser der in der Bundesrepublik Deutschland grassierenden »Ausländerfeindlichkeit« berücksichtigt.¹³⁵

Daß man auch bei meiner Interviewpartnerin *fokus*, die sich selbst als Linke versteht, auf rassistische Einstellungen stößt, werde ich im folgenden darzulegen versuchen. Ich werde zeigen, wie *fokus* - ohne das Wort »Rasse« auch nur ein einziges Mal zu verwenden - angesichts einer als anders empfundenen Kultur und Lebensweise der Einwanderer deren »Rasse« sorgsam konstruiert¹³⁶, diese symbolisch aus der vermeintlich fortschrittlicheren deutschen Gesellschaft ausgrenzt und über den Weg der Verallgemeinerung persönlicher Erfahrungen viele landläufige Vorurteile über Einwanderer reproduziert.

Vorweg sei aber noch folgendes gesagt: Selbstverständlich hüte ich mich davor, *fokus* wegen ihrer Einstellung als einen *schlechten* Menschen zu begreifen, da sie - wie wir alle - auf Gedeih und Verderb in den Interdiskurs, in den Austausch und die Verbreitung von Ideologemen, Meinungen, Handlungsanweisungen etc. eingespannt ist.

Dennoch würde es an grobe Fahrlässigkeit grenzen, sie *nicht* beim Wort zu nehmen...!

¹³⁴ Das vollständige Interview (Code-Nr.12) ist abgedruckt in: Jäger 1991b, S.290-315.

¹³⁵ Eine aktuellere SPIEGEL-Umfrage aus dem Herbst 1991 hat dies unterstrichen: Beispielsweise befürworteten sage und schreibe 11 Prozent der bundesdeutschen Bürger das Konzept der rechtsextremen und neorassistischen REPUBLIKANER in Sachen »Ausländerpolitik« (in: SPIEGEL, 16.9. 1991).

¹³⁶ Ich bediene mich an dieser Stelle des von Robert Miles eingeführten Begriffs der »Rassenkonstruktion« (Miles 1991, S.93-130). Die Begriffe »Bedeutungskonstruktion« und »Bedeutungsträger« verwende ich ebenfalls in Anlehnung an Miles.

2. *fokus*: Neu-Orientierung zwischen Anspruch und Wirklichkeit der Einwanderer-Integration

fokus, eine 23jährige Duisburger Studentin der Anglistik und Romanistik, hat sich selbst in eine Art weltanschaulichen Dilemmas hineinmanövriert: Wie sie selbst bereits zu Anfang unseres knapp 35minütigen Interviews betont, hat sie *vor* ihrem Umzug in einen Duisburger Stadtteil mit sehr hohem Einwanderer-Anteil recht große Erwartungen an das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher kultureller Sozialisation innerhalb eines städtischen Lebensraumes geknüpft:

Ich dachte eigentlich, (...) daß hier alles n bißchen lockerer abgeht, weil eben Deutsche/Ausländer nebeneinander, und (...) daß die Leute hier alles ein bißchen lockerer sehen. (12/113-116)

Und an anderer Stelle sagt sie:

Ich hab mir eben auch so vorgestellt, daß sich das ein bißchen vermischt hat oder gegenseitig durchdrungen hat (...) (12/163-166).

Ihre „persönlichen, »multikulturellen« Erfahrungen im Stadtteil strafen ihre Hoffnungen und Erwartungen allerdings Lügen - so muß sie im Interview eingestehen: „(...) aber das ist gar nicht so.“ (12/166) Die Lebensbereiche der Kulturen seien „(...) ganz strikt getrennt.“ (12/166-167) Die Enttäuschung darüber ist in ihren Ausführungen nicht zu überhören.

Die von *fokus* erlebte Diskrepanz zwischen (subjektivem) Anspruch und (objektiver) Wirklichkeit der Einwanderer-Integration führt zu einer negativen Beurteilung des Stadtteils. In diesem Sinne diskreditiert *fokus* ihren Stadtteil denn auch als „Ghetto“ (vgl. 12/8 u. 12/32) und stellt sich als »Opfer« der mißlungenen Integration der Einwanderer dar, ohne aber die eigentlichen Gründe für dieses »problematische« multikulturelle Zusammenleben kritisch zu reflektieren. Zwar sieht sie einerseits die (durch den Interdiskurs transportierten) falschen bzw. naiven Vorstellungen der Öffentlichkeit über die vermeintlichen »Vorzüge« einer multikulturellen Gesellschaft (vgl. 12/8-11 u. 12/27-29), reproduziert diese sogar, wie anhand ihrer eigenen Aussagen über ihre allzu positiven Erwartungen ersichtlich.¹³⁷ Andererseits hinterfragt sie jedoch keineswegs ihre durch den Interdiskurs gespei-

¹³⁷ Man muß sich darüber im klaren sein, daß die multikulturelle Gesellschaft keineswegs das Ideal einer *besseren* Gesellschaft im Sinne einer Verbesserung der kollektiven Lebensqualität darstellt. Die multikulturelle Gesellschaft ist also keine »Belohnung«, sondern vielmehr eine *Folge* der weltweiten Migrationsbewegungen, die vor dem Hintergrund des durch die Kolonialpolitik entstandenen Wohlstandsgefälles zwischen Nord und Süd und der immer noch praktizierten wirtschaftlichen Ausbeutung der sogenannten *armen* Dritten Welt durch die *reichen* Industriestaaten in Gang gesetzt worden sind. Die »multikulturelle Augenwischerei«, wie sie in weiten Teilen des linken Spektrums (allen voran die GRÜNEN dank ihres durch den Parteilatus bedingten massenhaften Einflusses) betrieben wird, führt - wie auch durch *fokus* dokumentiert - lediglich dazu, daß die im »multikulturellen Prinzip« ohnehin innewohnenden Probleme noch deutlicher zu Tage treten bzw. auf der Basis zu hoch gesteckter Erwartungen umso negativer bewertet werden.

sten und ebenso falschen Vorstellungen, die ja letztlich für den Eindruck des persönlich erlittenen Defizites in puncto »Lebensqualität« verantwortlich sind. So betrachtet, »drückt« sich *fokus* also vor dem Eingeständnis, sich das »Problem« im Grunde genommen selber eingebrockt zu haben, da sie zu sehr auf die öffentliche Meinung gebaut hat.

Wie dem auch sei: Diese Diskrepanz zwischen »Schein und Sein« multikulturellen Zusammenlebens instrumentalisiert *fokus* zum Zwecke ihrer Argumentation, indem sie die Kultur der Einwanderer als Störquelle innerhalb der als harmonisch erhofften Gemeinschaft »entdeckt«:

(...) *datt is halt ne völich andere Lebensform, en anderer Lebensrhythmus, den die so habn. (12/23-24)*

Auf diese Weise deutet *fokus* die von ihr angesprochene Lärmbelästigung durch ihre türkischen Nachbarn (vgl. 12/19ff.). Wie sich hier schon andeutet, wird somit eine kulturelle Andersartigkeit (»Lebensrhythmus« als kulturelles Attribut) konstruiert, die somit als vermeintliche Ursache der »Probleme« multikulturellen Zusammenlebens herhalten muß. Die Beeinträchtigung der persönlichen Lebensqualität fungiert bei *fokus* sozusagen als Kriterium der Beurteilung: Zwar weichen auch manche der deutschen Stadtteil-Bewohner von *fokus'* subjektiv empfundener Verhaltensnorm ab¹³⁸, indem einige ihrer Nachbarn beispielsweise „(...) hinter der Gardine stehen und spähen (...)“ (12/139-140), sich also über Gebühr in das Leben der Mitbewohner einmischen, doch sind es *vornehmlich* die Einwanderer, die durch diverse Belästigungen auffallen. Die zahlreichen negativen Aussagen über Einwanderer sind demgemäß größtenteils eine »Folge« von *fokus'* egozentrischer Perspektive.

Es kommt bei ihr in diesem Augenblick zu einer Neu-Orientierung: Sie muß erkennen, daß viele der im Verlauf ihrer »linken Sozialisation« erlernten Deutungsmuster den konkreten neuen Erfahrungen im Zusammenleben mit Einwanderern nicht gerecht werden. Da sie also in Anbetracht dieser veränderten Lebenssituation sozusagen den Boden unter den Füßen zu verlieren droht, greift sie auf rassistische Deutungsmuster zurück, um sich ihre »neue Wirklichkeit« im Stadtteil sinnhaft erklären zu können.

Daß dies nicht ohne Widersprüche klappt, zeigt *fokus'* innerer Konflikt zwischen Verstand und Gefühl (vgl. 12/356-373). Allerdings fällt auch dieses »zähe Ringen« für oder wider die in ihr aufkeimende rassistische Einstellung nicht zu Gunsten der Einwanderer aus. Konstitutiv für *fokus'* Entwicklung ist, daß die neue und verwirrende Situation *nach* dem Umzug sie sehr unvorbereitet (da unverhofft) in einen Entscheidungszwang versetzt hat.

138 In *fokus'* Fall heißt dies, daß sie in erster Linie von anderen Menschen in Ruhe gelassen werden will bzw. nicht gestört oder belästigt werden möchte. Bei der Beurteilung der Einwanderer bedient sich *fokus* zudem einer Art subjektiver Vorstellung davon, inwieweit sich diese an die deutschen Verhältnisse anzupassen haben.

3. Charakterisierung der Einwanderer: ein kulturelles Einerlei mit Folgen

Drei Hauptaspekte sind charakteristisch in *fokus*' Ausführungen zum Thema »Einwanderer«.

Zum einen lenkt sie selbst das Gespräch auf den von mir ohnehin angestrebten Gegenstand, indem sie gleich zu Beginn die »Integrationsproblematik« und ihre persönlichen Schwierigkeiten mit den Einwanderern anspricht (vgl. 12/5-15). Also ein Thema, welches ihr aufgrund ihrer veränderten Wohnsituation ganz besonders unter den Nägeln brennt. *fokus* entpuppt sich somit als Stichwortgeberin und webt den roten Faden selbständig in das von uns arbeitsteilig produzierte Diskursfragment. Hierbei mag die Tatsache, daß *fokus* mich zum Zeitpunkt des Gesprächs bereits ein knappes Jahr *flüchtig* kannte, ein entscheidender Faktor für ihre Offenheit gewesen sein, zumal es mir so auch möglich war, das Gespräch, welches zudem in ihrer Privatwohnung stattfand, relativ locker und unverfänglich zu gestalten.

Zum zweiten scheint *fokus* Einwanderer global mit Türken gleichzusetzen. Das ist zwar naheliegend und nachvollziehbar, wenn man bedenkt, daß sie tatsächlich in einem hauptsächlich von Türken bewohnten Stadtteil lebt. Andererseits führt diese Gleichsetzung jedoch auch zu Fehlurteilen oder Mißdeutungen hinsichtlich anderer Einwanderer-Gruppen.

Von den drei Passagen, die mich zu der obigen Vermutung drängen, möchte ich an dieser Stelle die wohl deutlichste zitieren:

(...) die Jungen ham die Vormachstellung in den Familien, die ausländischen oft in den türkischen Familien (...) (12/722-724)

Auf dieses »Phänomen« haben auch schon Annita Kalpaka und Nora Rähzel aufmerksam gemacht. Sie meinen, daß bei der Charakterisierung von Einwanderern körperliche Merkmale der Andersartigkeit an die Vorstellung ebenso anderer Verhaltensweisen geknüpft werden und „(...) daß der Begriff »Ausländer« längst einen Bedeutungswandel durchgemacht hat. Er bezieht sich nicht mehr auf alle, die keine deutsche Staatsangehörigkeit haben, sondern wird offenbar mit TürkInnen gleichgesetzt.“ (Kalpaka/Rähzel 1990, S.16)

So liegt auch bei *fokus* die Vermutung nahe, daß sie nicht sonderlich zwischen verschiedensten ethnischen Minderheiten differenziert. Vielmehr heftet sie diesen das allumfassende, globale und nicht zuletzt verfälschende Etikett einer gemeinsamen kulturellen Identität (vgl. 12/354) an. Hierbei greift *fokus* auf die Vorstellung ihrer eigenen deutschen Identität zurück, um über einen Maßstab und somit ein Hauptunterscheidungsmerkmal zur Fixierung des Anderen zu verfügen. Wie sich noch zeigen wird, spielt dabei die Wahrnehmung phänotypischer Merkmale der Andersartigkeit der Einwanderer eine entscheidende Rolle. So gelingt es ihr, eine Trennlinie zwischen den imaginierten Kulturen ziehen zu können. Die folgende Aussage bekräftigt diese Vermutung:

(...) aber wenn man mitten drin wohnt, wird alles doch n bißchen schwerer, weil dann muß man sich selber mit (...) diesen Werten einer anderen Kultur auseinandersetzen (...) (12/11-14)

Während sie im selben Satz zuvor noch *halbwegs* differenziert von der „(...) Integration der Ausländer und sonstiger Übersiedler (...)“ (12/10-11) spricht, wird diesen daraufhin eine vermeintlich *einheitliche* Kultur übergestülpt. Eine derartig grobe Verallgemeinerung kann eigentlich nur zu Fehldeutungen führen, da die interkulturellen Differenzen zwischen den verschiedenen Einwanderer-Gruppen vollkommen nivelliert werden: „Das Wiedererkennen der Kulturen der EinwanderInnen als Kulturen ihrer Herkunftsländer ist ein Verkennen: Das Ergebnis eines Prozesses wird als ein kulturelles Merkmal definiert, das der Herkunftskultur entspringt und dient dann als Erklärung für bestimmte Verhaltensweisen von EinwanderInnen.“ (Kalpaka/Räthzel 1990, S.49-50) Zudem werde außer acht gelassen, daß Elemente der kulturellen Tradition im Zuge der Migration mehr oder minder deformiert werden. Genau *das* ist der Fall, wenn *fokus* ihre Schwierigkeiten mit den nicht in die deutsche Gesellschaft assimilierten Türken darauf zurückführt, daß:

(...) *se halt so leben, wie sie zu Hause auch leben: laut, öh, nach draußen orientiert, *em, viele Kinder und Feste (...)* (12/391-393)

Obgleich sie an dieser Stelle explizit von Türken spricht, sieht es summa summarum dennoch so aus, als würde sie alle in ihrem Stadtteil lebenden Einwanderer über eine Art »türkischen Kamm« scheren (s.o.).

Drittens fällt bei *fokus* die nahezu durchgängige negative Charakterisierung der Einwanderer auf. Während sie sich selbst als Opfer der mißlungenen Integration präsentiert, indem sie die Verschlechterung ihrer persönlichen Lebenssituation thematisiert, wird alles »Fremde« und »Andersartige« überwiegend negativ dargestellt und darüber hinaus *verantwortlich* für ihre persönliche »Misere« gemacht. Ihre über den gesamten Gesprächsverlauf verstreuten Anschuldigungen bieten einen regelrechten Querschnitt durch das gesamte Spektrum der stereotypen Vorurteile: Lärmbelästigung (vgl. 12/19-20, 12/361, 12/392), Müll auf den Straßen (vgl. 12/82-87), Kriminalität (vgl. 12/32, 12/728-730), sexuelle Belästigungen (vgl. 12/271-273, 12/296-306), patriarchalische Familienstrukturen (vgl. 12/722-723) und zunehmende Probleme im Falle weiterer Einwanderungen (vgl. 12/735-736) - all dies ist, so könnte man sagen, ihrer Meinung nach »miteingewandert«.

Zwar scheint sich *fokus* sehr wohl darüber im klaren zu sein, daß sie letztendlich nur die ganze Litanei »ausländerfeindlicher« Vorurteile hinunterbetet - „(...) ich mein, das ist ein gängiges Vorurteil, aber (...)“ (12/265-266) -, aber dies hält sie keineswegs davon ab, diese landläufigen Stereotype trotzdem zu reproduzieren - und mehr noch: diese sogar auf der Grundlage persönlicher Erfahrungen zu verifizieren. Ich werde im folgenden aber nicht in erster Linie das *Was* ihrer Aussagen hinterfragen, denn Lärm, Müll etc. belästigen *in der Tat*, sondern insbesondere das *Wie* ihres Zustandekommens

durchleuchten. Es sei an dieser Stelle lediglich darauf hingewiesen, daß *fokus* dabei nicht ohne meines Erachtens unzulässige Verallgemeinerungen auskommt, gleichzeitig allerdings darum bemüht ist, ihre vermeintlich härtesten Aussagen nur allzu rasch wieder zu entschärfen (dazu später mehr).

Aber auch die deutschen Bewohner des Stadtteils kommen bei *fokus* nicht ungeschoren davon:

(...) ich glaub schon, daß Deutsche sich durchaus auch ändern sollten. Beziehungsweise, daß es schön wäre, wenn Deutsche auch nicht so stur, engstirnig wärn. (12/406-407)

Dies ändert hingegen nichts an der Tatsache, daß die Einwanderer vergleichsweise überproportional oft als Sündenböcke abgestempelt werden, was sich ja zudem in der semantischen Struktur der oben zitierten Aussage widerspiegelt: Die zweifache Verwendung des Abtönungspartikels »auch« verweist schließlich darauf, daß sich *zallererst* die Einwanderer zu ändern hätten, da diese - unter anderem - dieselben schlechten Eigenschaften wie die Deutschen haben. Eine derartige Aussage über Deutsche impliziert also ebenfalls eine negative Beurteilung der Einwanderer, was im umgekehrten Falle nicht die Regel ist.

Demgegenüber macht *fokus* nur sehr wenige positive Aussagen über Einwanderer, und diese unter dem Strich auch nur in Verbindung mit ihren positiven Erwartungen *vor* dem Umzug.

Eindeutig positiv hingegen schildert *fokus* die in die deutsche Gesellschaft assimilierten, also kulturell »verdeutschen« Einwanderer :

*(...) Türken, die sich, öh, eh * assimiliert haben in die deutsche Gesellschaft, die sind halt - gehn auch um zehn Uhr oder elf Uhr schlafen (...), leben halt mehr in Kleinfamilien... (...) Kann man besser mit umgehen, entspricht dem eigenen Kulturkreis mehr, ne? (12/395-400)*

Obwohl sie eingangs noch von Integration spricht, scheint sie darunter jedoch zuvorderst eine freiwillige Assimilation bzw. Anpassung der Einwanderer zu verstehen. Damit ist die Imagination einer deutschen Überlegenheit verbunden - mit einem Wort: Eurozentrismus. Vor diesem Hintergrund hat das Ganze den Charakter einer *impliziten* Aufforderung zur Assimilation, wobei hier die nochmalige Verwendung des Abtönungspartikels »auch« eindeutig *fokus* »deutsche Präferenz« unterstreicht - das »Deutsche« (was immer das auch sein mag) hat bei ihr einen geradezu normativen Stellenwert. Zudem drückt sie ihrer Stellungnahme das selbstbestätigende und suggestive Gesprächswort »ne« wie die Faust auf's Auge. Als ich allerdings diesbezüglich ein wenig konsterniert nachhake, ob sie damit meine, daß tatsächlich eine Anpassung der Einwanderer an die deutschen Lebensverhältnisse stattzufinden habe (vgl. 12/402-403), streitet sie dies vehement ab:

Hab ich nich gesacht, hab ich kein bißchen gesacht! (12/404)

Ein offensichtlicher Widerspruch, der sich vermutlich damit erklären läßt, daß sich *fokus* gewissermaßen von mir »ertappt« wähnt bzw. ihre vorangegangene Aussage zu »entschärfen« versucht.

Ebenfalls wohlwollend beurteilt *fokus* das erweiterte Lebensmittelangebot durch die Geschäfte der Einwanderer in ihrem Stadtteil - allerdings wohl hauptsächlich deswegen, weil dies einen positiven Einfluß auf ihren persönlichen Lebensstil zu haben scheint:

Weil man da Sachen kriecht, die man sonst nicht kriecht. (12/181-182)

Aber auch dies schränkt sie sofort wieder ein:

Hmm, ja, aber is auch wieder komisch, weil man da meistens doch als einzige Deutsche drin is. (12/184-185)

In manchen dieser Geschäfte hat sie den Eindruck, in eine »geschlossene Gesellschaft« (vgl. 12/212) einzudringen, und sie unterstellt den Einwanderern, diese gewissermaßen als Hoheitsgebiet für sich zu beanspruchen. Um diesen persönlichen Eindruck zu untermauern, legt *fokus* den Einwanderern folgende Aussage in den Mund:

»Was will die denn hier?« Das ist doch wenigstens hier unsere Domäne. (12/187-188)

Ein Paradebeispiel dafür, wie eine anfangs positiv wirkende Aussage in kürzester Zeit ins Gegenteil umgedreht wird bzw. gegen die Einwanderer verwendet wird. Auch hier wird - im Kontext des ganzen Gesprächs gesehen - eine Art »Assimilationsunwille« jener Einwanderer suggeriert, die das »Deutsche« ablehnen.

Halten wir folgendes fest: *fokus* scheint Einwanderer mit Türken gleichzusetzen, was es ihr ermöglicht, global verallgemeinernd von einer anderen Kultur zu sprechen, diese also gemäß eines nicht minder spekulativen »deutschen Standards« aus- und abzugrenzen. Diese »andere Kultur« deutet *fokus* vornehmlich als Störquelle für ihre eigene Lebensqualität, wobei ihre egozentrisch motivierte Deutung der »Problematik« den Blick hauptsächlich auf die vermeintliche Andersartigkeit der Einwanderer in kulturellen Belangen lenkt. Insofern ließe sich auch sagen, daß *fokus* diese »Andersartigkeit« im Sinne ihrer weiteren Argumentation dahingehend instrumentalisiert, diese auf den Rang eines Bedeutungsträgers zu erheben, um sich so mit ihre »ärgerliche« neue Lebenssituation erklären zu können.

So gesehen, sind die vielen negativen Aussagen über Einwanderer letztlich eine Konsequenz ihrer auf Verallgemeinerung persönlicher Erfahrung beruhenden egozentrischen Sichtweise. Ihre Art der Konfliktdeutung trägt eurozentristische und mithin auch rassistische Züge und führt zu einer auf kulturellen Merkmalen beruhenden »Rassenkonstruktion«, welche jedoch nicht völlig frei ist von genetischen oder biologischen Voraussetzungen.¹³⁹

¹³⁹ Wenn ich hier von genetischen oder biologischen Vorstellungen spreche, so meine ich damit, daß *fokus* selbstverständlich auch auf die phänotypischen Unterschiede zwischen ethnischen Gruppen zurückgreifen muß (vgl. 12/285-286), um eine erste Trennlinie zwischen sich und den Anderen ziehen zu können. Ist ihr Blick dann erst einmal soweit geschärft - was er ohnedies auf der Basis sozial erlernter »Wahrnehmungsrahmen« längst ist (vgl. »frames« und »scripts« in: van Dijk 1987, S.184-185) - , so kann sie schließlich auch das Sozialverhalten der Anderen fixieren,

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Charakterisierung der Einwanderer bei *fokus* einhergeht mit einer Art »Personifizierung« der von ihr subjektiv empfundenen Probleme im Zusammenleben von Menschen aus unterschiedlichen Kulturen. Daß es derartige Probleme tatsächlich gibt, sei hier nicht unterschlagen. Es kommt halt nur darauf an, *wie* man diese hinterher deutet und *welche* Konsequenzen sich daraus für die Einwanderer ergeben.

4. Argumentationsstrategien und rhetorische Schachzüge - Egozentrismus als Schlüssel zur Konfliktdeutung

Nun darf man *fokus* aber keineswegs als plumpe Sprücheklopferin abstem-peln, die sich nach Belieben ihre Welt zurechtrückt. Ganz im Gegenteil! Vielmehr ist meine Gesprächspartnerin eine überaus geschickte Rhetorin, die nahezu nichts wirklich unüberlegt aussagt. So war ich unmittelbar nach dem Gespräch doch eher überrascht, daß *fokus* trotz all dieser negativ geschilderten Erfahrungen mit Einwanderern anscheinend doch sehr differenziert mit diesem sensiblen Thema umgeht. *Anscheinend*, wohlgermerkt! Wie sich nämlich gezeigt hat, sind ihre Aussagen - den Zusammenhang des Gesamttextes berücksichtigend - eingebettet in eine filigrane Argumentationsstruktur, die die Diskreditierung der Einwanderer überhaupt erst ermöglicht, indem eben der *Anschein* von Fairneß, Objektivität, Unschlüssigkeit¹⁴⁰ und innerem Konflikt erweckt wird. Über all dem schwebt die fortwährende Betonung der persönlichen Erfahrung, die als solche kaum zu be-

diskreditieren und diese letztlich auch marginalisieren. Wie ihre Aussagen zeigen, stützt sie sich dabei in der Regel auf die als anders, defizitär und belästigend empfundene Kultur der Einwanderer. Eine Naturalisierung des Sozialen, wie sie in einigen anderen Interviews nachgewiesen werden konnte, ist bei *fokus* allerdings nicht eindeutig erkennbar. Von daher erscheint es mir auch angebracht, bei ihr nach wie vor von kulturellem Rassismus im Sinne Stuart Halls zu sprechen, da *fokus* die genetischen Gesichtspunkte von den soziokulturellen zu trennen scheint und darüber hinaus erstere in keiner Weise an Bedeutungen koppelt. Dabei sei allerdings zu bedenken, daß Etienne Balibar darauf hingewiesen hat, daß „auch die Kultur durchaus als eine solche Natur fungieren“ kann (Balibar 1989, S.373) - nur läßt sich dies anhand von *fokus'* Aussagen über zum Beispiel „Kultur“ (vgl. 12/14), „Lebensrhythmus“ (vgl. 12/24) und „Welt“ (vgl. 12/722) der Einwanderer nicht belegen. Das Interview liefert allenfalls Anhaltspunkte, deren Verknüpfung mit dem Gedanken der Naturalisierung des Sozialen meines Erachtens rein spekulativ wäre.

140 Diese Unschlüssigkeit ist zum Beispiel belegt durch die 13malige Verwendung der floskelartigen und zumindest scheinbar nichtssagenden Redewendung »weiß nicht« und deren Modifikationen. Was sich einerseits als sprachliches Mittel des Zeitgewinns (um schnell noch einmal nachdenken zu können) auffassen läßt, kann andererseits aber auch als eine Strategie des vorsorglichen Entschärfens der folgenden Aussage verstanden werden. Für letztere Vermutung spricht, daß *fokus* insgesamt 11mal im Anschluß an diese vermeintliche Floskel sehr wohl weiß, was sie von einem zur Debatte stehenden Sachverhalt zu halten hat. Ein Beispiel: „Weiß nicht, ob mans (gemeint ist Saddam Hussein; Anm. A.Q.) unbedingt mit Hitler vergleichen kann, aber * - eher doch, vielleicht schon irgendwo.“ (12/459-461). Auf ähnliche Weise relativiert *fokus* 5mal Aussagen über Einwanderer.

zweifeln ist und es *fokus* daher leicht macht, so viele negative Urteile über Einwanderer fällen zu können.

Interessant ist auch, daß - und *wie* - sich *fokus* gleich zu Beginn des Interviews den Weg für ihre folgende Argumentation »freischaufelt«. Sie stellt sich unmißverständlich als Opfer der mißlungenen Integration der Einwanderer in den Mittelpunkt der Erörterung. Sie ist mit ihrer Wohn- und Lebenssituation nach dem Umzug nicht mehr zufrieden (vgl. 12/3) und führt das auf die kulturellen Konflikte in ihrem Stadtteil zurück:

(...) *öh, hm, weiß nicht: wenn man abseits vom Ghetto wohnt, dann * kann man - kann man ziemlich leicht reden von Integration der Ausländer und sonstiger Übersiedler und so weiter, aber wenn man drin wohnt, wird alles doch ein bißchen schwerer, weil dann muß man sich selber mit so * - mit diesen Werten einer anderen Kultur auseinandersetzen, weil man da täglich mit zu tun hat. (12/8-15)*

Eine ausgefuchste Eröffnung! Nach dem eher lust- und ratlos anmutenden Beginn formuliert *fokus* ruckzuck ihre Kerngedanken. Der rednerische Aufbau (allgemeines Geplänkel, Pause, Zögern, scheinbare Unschlüssigkeit, erster Ansatz, Wiederholung - und dann plötzliches Zuschlagen) erinnert ein wenig an die taktische Spielanlage einer Fußballmannschaft, die aus einer sicheren Deckung heraus - mittels einlullender Spielweise und plötzlicher Explosivität - für gewöhnlich die entscheidenden Tore erzielt. Zwar verwendet sie hier das verallgemeinernde Indefinitpronomen »man«, spricht jedoch augenscheinlich aus eigener Erfahrung, die sie aber somit auf die Allgemeinheit übertragen kann. So gesehen, spricht sie also *für* die Allgemeinheit bzw. *läßt* diese für sich sprechen - einer von vielen Hinweisen darauf, daß *fokus*, ebenso wie alle Individuen einer gemeinsamen Kultur, in den entsprechenden Interdiskurs »verstrickt« ist.¹⁴¹

Des weiteren - und darauf kommt es an - übermittelt *fokus* aber auch eine persönliche Botschaft, die in etwa so lautet: *Die Leute, die nicht hier in meinem Stadtteil leben, sollen doch bitteschön aufhören, irgendwelchen blauäugigen Kram über Einwanderer-Integration zu verbreiten... Hört mir einmal zu, denn ich weiß wirklich was zu berichten!*

fokus verschafft sich also ein Rederecht, was auf der ständigen Betonung der persönlichen Erfahrung beruht. Sie tastet sich dadurch von Anfang an gewissermaßen auf subtile Art und Weise in mein Bewußtsein hinein, was ja auch erklärt, daß ich bei der Analyse des Interviews um so überrumpelter war, als ich bemerken mußte, daß ihre Aussagen nicht so »harmlos« sind,

¹⁴¹ Auch ihre Meinung über die Golfkrise enthält Rudimente des betreffenden Alltagsbewußtseins, das seinerseits durch den Einfluß der Medien und deren Berichterstattung mit »Wissen« gespeist worden ist. In dem Interview, das kurz bevor der Golfkrieg »ausgebrochen wurde« stattfand, reproduziert sie sozusagen die Eckpfeiler der öffentlichen, in den Interdiskurs eingebundenen Meinung: *fokus* hält eine kriegerische Lösung der Krise für vertretbar (vgl. 12/413-426), vergleicht Saddam Hussein mit Adolf Hitler (vgl. 12/459-461), bezeichnet den Islam als fanatisch (vgl. 12/433-442 u. 12/472-484) und fürchtet sich vor den ökologischen Folgen eines Krieges (vgl. 12/527-535).

wie es zunächst den Anschein hatte. Aus einer egozentrischen Perspektive heraus - ohne jedoch ihre »falschen« Vorstellungen und ihren persönlichen »Irrtum« gebührend zu reflektieren - ist es ihr möglich, die andere Kultur der Einwanderer zu beurteilen und kategorisch abzulehnen.¹⁴²

Sie *verallgemeinert* einerseits, wechselt andererseits jedoch nur sehr selten die Perspektive, um einen Sachverhalt mit den Augen Anderer unter die Lupe zu nehmen. Und tut sie dies dann doch einmal, so kommt es vor, daß sie die öffentliche Meinung zu Wort kommen läßt, um beispielsweise ihren Stadtteil und vor allem die dort lebenden Einwanderer negativ darzustellen. Dazu ein Beispiel:

*Ich mein, (Stadtteil) hat n schlechten Ruf, wahrscheinlich, weil eben - ja klar, weil viele Ausländer hier wohnen * und weil das als kriminelles Ghetto angesehen wird (...) (12/30-33)*

Daß sie jedoch diesem öffentlichen Vorurteil zustimmt und dieses nur eine feine Nuance innerhalb ihres rassistisch unterfütterten ausländerfeindlichen Argumentationstranges ist, dies untermauert ihr Verweis auf die »kriminellen Neigungen« der Einwanderer-Kinder kurz vor Ende unseres Gesprächs (vgl. 12/728-731) - also zu einem Zeitpunkt, da sie schon eine Vielzahl an Prämissen eingebracht hat, sich also »freier« über das Thema auslassen kann und nicht Gefahr läuft, von mir aufgrund ihrer Einstellung kritisiert zu werden.

Ergo basieren fast alle der von *fokus* gemachten Äußerungen und Urteile über Einwanderer auf ihren eigenen und mithin verallgemeinerten, unreflektierten Erfahrungen - genau *diese* sind die Prämissen ihrer Argumentation. Sie bedient sich dabei mehrerer argumentativer Strategien, die zum einen ein Zeugnis ihres rhetorischen Geschicks sind und zum anderen verdeutlichen, mit welcher Selbstverständlichkeit *fokus* das Verhalten der Einwanderer beurteilen kann - zumal ja auch keinerlei Zweifel darüber bestehen dürfte, daß sich *fokus* ihrer »Sache« sozusagen sicher ist. Wenn sich *fokus* also ablehnend zur Einwanderer-Integration äußert, so ist dies eine unmittelbare Ausprägung bestimmter Bewußtseinsinhalte, deren Zustandekommen letztlich auf - sagen wir: *unzulässiger Weiterverarbeitung sozialer Erfahrung* beruht.

Andererseits ist bei der Bewertung ihres »Denkens« jedoch größte Vorsicht geboten. Da sie als »Kind dieser Zeit« in den Interdiskurs eingebunden ist,

¹⁴² Die Dominanz der Personalpronomina »ich« (161), »mir« (17) und »mich« (15) unterstützt *fokus'* »zentrale Bedeutung« beträchtlich. Und auch die Verwendung des Indefinitpronomens »man« (39) und dessen umgangssprachlicher Variante »du« (9) - zu meist eine allgemeine und kollektive Perspektive nur vorgaukelnd, diese aber nutzend - verweist auf ihr egozentrisch ausgerichtetes Weltbild. Dieses Wechselspiel aus unbestreitbar persönlichen Erfahrungen, verallgemeinernden Schlüssen und allgemeiner Unwissenheit (über Einwanderer-Integration) ließe zudem darauf schließen, daß sich *fokus* quasi als Vermittlerin zwischen diesen unterschiedlichen Wissensbereichen versteht.

kann man sie nicht *alleine* für ihre Ansichten verantwortlich machen, denn diese sind nun einmal größtenteils gesellschaftlich vermittelt.

Die prägnantesten der von *fokus* benutzten argumentativen Strategien werde ich an dieser Stelle *exemplarisch* auflisten.

Verallgemeinerung durch das Indefinitpronomen »man«

(...) wenn man abseits vom Ghetto wohnt, dann (...) kann man ziemlich leicht reden von Integration (...) (12/8-10)

Diese Verallgemeinerung richtet sich gegen alle diejenigen, die Integration fordern, aber die Probleme, die sie erfahren hat, nicht kennen. Dabei richtet sich diese Aussage generell gegen Integration.

Allgemeingültigkeit durch das Präsens

** Ja, watt man so sieht, ne?! Daß irgendwie Kinder, kleine Kinder, Zeitungen durch die Gegend schmeißen und * meistens ausländische Kinder (...) (12/82-84)*

Der durch die Verwendung des indefiniten Pronomens »man« ohnehin erzielte Effekt wird durch das Präsens noch verstärkt - mittels der (selbst-) bestätigenden Interjektion »ne« wird der Sack zugebunden. Insgesamt eine Strategie, derer sich *fokus* recht häufig bedient: Die meisten ihrer Aussagen macht sie ohnedies im Präsens - ihre Schilderung des Zusammenlebens mit Einwanderern ist dadurch in einen allgemeingültigen Mantel gehüllt und ruft zudem den Eindruck von Aktualität hervor.

Verabsolutierung der Aussagen

(...) die Ausländer hier leben (...) in Großfamilien, und die ganze Straße hier, das sind - die gehören alle einer Familie an irgendwie, (...) weil die immer von Haus zu Haus ziehen (...) (12/143-146)

Das Indefinitpronomen »alle«, das indefinite Zahladjektiv »ganz« und das Temporaladverb »immer« hieven das von *fokus* beobachtete Verhalten der Einwanderer auf eine grundlegende Ebene.

Relativierung der Aussagen

(...) wodurch man wieder schlußfolgern könnte: Ausländer sind dreckich. Was ich da aber nich so tun möchte in den Maße! (12/84-87)

Zur Entschärfung ihrer Aussage distanziert sich *fokus* flugs von diesem allgemeinen Urteil, das sie somit einerseits zwar reproduziert, andererseits jedoch auch relativiert. Würde es allerdings ihre eigene Meinung überhaupt nicht wiedergeben, so hätte sie sich diese Bemerkung gewissermaßen direkt sparen können. Insgesamt eine ebenfalls sehr prägnante Vorgehensweise von *fokus*, die sich insbesondere in Zusammenhang mit der von ihr implizit geforderten Assimilation der Einwanderer niederschlägt (vgl. 12/391-409).

»Ja-aber«-Strategie

*Und irgendwie * neigen diese Kinder oft zu Bandenbildung oder so, bewegen sich ab und zu schon in so ner semi-kriminellen Welt schon, im zarten Alter... Tun Deutsche auch, aber (...) nach dem, was mein Vater (sagt) (...) is das eben bei Ausländern häufiger (...) (12/728-733)*

Grob gesagt, funktioniert eine solche „Ja-aber“-Schleife durch Gegenüberstellung eines positiven (hier: nicht allzu negativen) Aspekts und eines negativen (hier: weitaus negativeren) Aspekts eines gemeinsamen Gegenstands. Dabei wird die negative Seite der Medaille nachdrücklich in den Vordergrund der Erörterung gerückt bzw. durch die grammatische Struktur der Schleife stärker betont. Bezeichnenderweise ist auch die Gesamtheit von *fokus* Aussagen geprägt von einer Art omnipräsenten „Ja-aber“-Schleife, indem sie ihre positiven Erwartungen bezüglich der Einwanderer-Integration durch ihre negativen Erfahrungen »auskontert«.

Auch das Berufen auf Autoritäten („mein Vater“) stellt eine Argumentationsstrategie dar, durch die der eigenen Aussage mehr Gewicht verliehen werden soll.

Rollentausch als Mittel des Distanzgewinns

Ich fühl mich hier manchmal wie, wie ne alte Spießerin, die sich über spielende Kinder aufregt und (...) Ausländer mit asozialem Pack gleichsetzt. (12/356-359)

Hier läßt *fokus* die »Vorstellung« einer deutschen Spießerin (vgl. 12/364) stellvertretend für sich sprechen. Sie schlüpft also in eine negativ besetzte Rolle, um - und das ist das wesentliche - eine vergleichsweise negativere Aussage über Einwanderer machen zu können. Zwar gewinnt sie auf diese Weise eine gewisse Distanz zu der Aussage, was allerdings nichts am Gehalt derselben ändert: Die Betonung liegt in jedem Fall auf der unterstellten »Asozialität« der Einwanderer.

Interjektionen und Pausen

*** Hh,* oh, datt * ja, egal, welcher Nationalität! Im Prinzip schon, nur isses hier in (Stadtteil) öfter, daß Ausländer ** (12/308-310)*

Hier beantwortet sie meine Frage, ob die sexuellen Belästigungen, über die wir zuvor schon kurz gesprochen haben (vgl. 12/50-58), auf Männer verschiedener Nationalitäten zurückzuführen seien, indem sie mittels Pausen und Interjektionen den Eindruck von Unschlüssigkeit erweckt, obwohl sie sich ihrer Meinung darüber auch hier ziemlich im klaren zu sein scheint. Ihr Zögern mag aber auch in engem Zusammenhang mit der Tatsache stehen, daß sie zuvor *verneint* hat, in ihrem Stadtteil überhaupt schon einmal sexuell belästigt worden zu sein (s.o.), sich also in Widersprüchlichkeiten verstrickt sieht.

Alle diese Strategien erleichtern es *fokus*, möglichst »sattelfeste« Aussagen über Einwanderer machen zu können *ohne allzu offen* ihre negative Einstellung eingestehen zu müssen. Ihre eigene Meinung verbirgt sie in vielen dieser unscheinbaren Nischen, die die Sprache für »Redekünstler« bereithält. Aus dieser sicheren Deckung heraus gelingt es ihr sogar, ein gewisses Maß an Loyalität den Einwanderern gegenüber vorzutäuschen. Jedoch ändert dies am negativen Kern ihrer Aussagen aber nur wenig. Von *Verständnis* kann bei *fokus* also kaum die Rede sein, zumal die dominierende Negativ-Charakterisierung der Einwanderer - allem rhetorischen Geschick zum Trotz - ein deutliches Zeugnis ihrer tatsächlichen Einstellung ist. Wie schon gesagt: *fokus* ist in erster Linie ihre eigene Advokatin - eine Form der Selbstgerechtigkeit, die sich aus der egozentrischen Beurteilung der multi-kulturellen Belange in ihrem Stadtteil ergibt.

Darüber hinaus ist es *gerade* die von ihr zur Schau getragene Loyalität, die es ihr erst recht ermöglicht, ihre Rolle als Opfer der mißlungenen Integration um so glaubwürdiger inszenieren zu können. Um mir ein wenig Polemik zu erlauben: Was kann denn *fokus* schließlich dafür, wenn die Kultur der Einwanderer *tatsächlich* defizitär zu sein scheint und *tatsächlich* das Zusammenleben der Menschen stört...??? *Sie* ist mit den »besten Absichten« in den Stadtteil gezogen und sieht *sich* nun mit Problemen konfrontiert, die *sie* nicht herbeigeführt zu haben meint...

Insofern ließe sich in *fokus* Fall auch von positiver Selbstdarstellung »zwischen den Fronten« sprechen. Zwar spiegeln sich in ihrer ziemlich naiven Vorstellung über die Integration der Einwanderer wiederum entscheidende Rudimente des betreffenden, ebenso naiv geführten öffentlichen Diskurses wider, aber nichtsdestotrotz gelingt es *fokus* durch die Art und Weise ihrer Selbstdarstellung als Unschuldslamm, sich *vollends* aus der Verantwortung an ihrer jetzigen Lebenssituation ziehen zu können.

5. Deutsche Identität: *fokus* zwischen Ratio und Emotion der Ausländerfeindlichkeit

Ganz augenscheinlich bereitet es *fokus* erhebliche Schwierigkeiten, sich als deutsch zu identifizieren.

(...) *ich bin immer froh, wenn ich im Ausland bin, nicht sagen zu müssen, daß ich Deutsche bin. Also bin ich nicht unbedingt stolz drauf.* (12/336-339)

Eine nur allzu typische Reaktion auf den in Deutschland wiedererstarkten Nationalismus, welcher fragwürdige Werte wie zum Beispiel den Stolz, deutsch zu sein, in den Alltagsdiskurs einspeist.

Nach ihrer deutschen Identität *im Stadtteil* befragt, antwortet *fokus* jedoch:

Ja, natürlich fühl ich mich mehr deutsch! (...) Ich fühl mich hier manchmal wie, wie ne alte Spießerin, die (...) Ausländer mit asozialem Pack gleichsetzt. Wo mir - also der Verstand sagt mir, das ist Scheiße, wie du jezz denkst, aber das Gefühl regt sich einfach auf, wens den ganzen Tag über mir lärmt. (12/354-361)

Und kurz darauf, nachdem ich sie gefragt habe, ob dies einen Einfluß auf ihr Verhalten den Einwanderern gegenüber hätte:

Ich wills nicht hoffen! Ich wills wirklich nicht hoffen, weil vom Verstand her seh ich schon, daß das einfach nur ne Emotion ist, die da hochkommt. Und zwar ne ganz gefährliche, und ich hätt auch nicht gedacht, daß sowas möglich ist (lacht beschämt), aber es is eben möglich. (12/368-373)

Neben der „Ja-aber“-Strategie fällt hier vor allem auf, daß *erst* der hohe Einwanderer-Anteil in ihrem Stadtteil *fokus* die deutsche Identifikation ermöglicht. Diese ist jedoch eindeutig negativ konnotiert (wer versteht sich schon gern als spießig...?!), wobei auch auf diesem Wege den Einwanderern die Schuld zugespielt wird, indem diese unterschwellig dafür verantwortlich gemacht werden, daß *fokus* in eine solch üble Rolle als Spießerin hineingedrängt wird. Eine geradezu klassische Variante der Täter/Opfer-Verkehrung...

Doch nichts kommt von ungefähr: *fokus* kann nämlich somit unter Berufung auf ihre Emotionen den nicht-assimilierten Einwanderern (vgl. 12/394) Asozialität attestieren, wodurch diese symbolisch aus der deutschen Gesellschaft ausgeschlossen werden. Stuart Hall hat auf diese Spaltung der Welt in ihre binären Gegensätze hingewiesen: Er meint, daß „Rassismus eine authentische Form der Identitätsgewinnung und des Selbstbewußtseins“ ermöglichen kann (Hall 1989, S. 919).

In diesem Sinne legitimiert *fokus* ihren »Haß« auf die Einwanderer unter Rückgriff auf rassistische Deutungsmuster, verschafft sich dabei aber Rückendeckung, indem sie ein zähes Ringen zwischen Verstand und Emotion inszeniert. Zwar entschärft *fokus* mehrmalige Reflexion der Aussage die eigene Position, doch ändert auch dies nichts an deren gehaltvollem Kern. Hier ist deutlich nachvollziehbar, wie bei *fokus* Rassismus als Folge einer Auseinandersetzung auf mehreren Ebenen entsteht: eine Art Vermittlungsversuch zwischen Vorurteilen, Erfahrungen, Verstand und Emotion, der darauf hinausläuft, rassistische Denkweisen auf der Basis persönlicher Erfahrung zu rechtfertigen. Obgleich sich *fokus* alles andere als wohl in ihrer »deutschen Haut« zu fühlen scheint, hält sie dies nicht davon ab, »typisch deutsch« zu argumentieren...

6. Innen und außen: die symbolische Ausschließung der Einwanderer

fokus gelingt es mittels Kollektivsymbolik¹⁴³ bzw. einer damit verbundenen Innen/außen-Topik¹⁴⁴, ein System symbolischer Ausschließung zu entwickeln, welches insbesondere den nicht-assimilierten Einwanderern einen Platz *außerhalb* der imaginierten deutschen Gemeinschaft zuweist. Die fett-

¹⁴³ Vgl. dazu insbesondere Link 1982a: S. 6-21.

¹⁴⁴ Vgl. dazu Link 1990, S. 16-34.

gedruckten Passagen sind hierbei Bestandteil des kollektivsymbolischen Systems.

Zentrales Problem ist für *fokus* die mißglückte „**Integration** der Ausländer“ (12/10), wodurch die Gruppe der Einwanderer bereits als eine Art Fremdkörper innerhalb der deutschen Gemeinschaft fixiert wird. Folgt man ihren Ausführungen, führt dies für die Deutschen (also auch für sie selbst) dazu, daß man sich mit den „Werten einer anderen Kultur **auseinandersetzen**“ (12/13-14) muß. Hierbei wird auf der Sinnebene bereits auf einen bis dato nicht näher beschriebenen »kulturellen Konflikt« angespielt, der angesichts der dominanten Negativ-Charakterisierung insbesondere der nicht-assimilierten Einwanderer im Verlauf des Interviews allmählich Gestalt annimmt.

Diesen Konflikt deutet *fokus* nämlich dahingehend, daß in ihrem Stadtteil „verschiedene **Kulturkreise aufeinanderprallen**“ (12/375-376) - es handelt sich also gewissermaßen um einen *gewaltsamen* Konflikt zwischen Deutschen und nicht-assimilierten Einwanderern.

Da sich *fokus* aufgrund ihrer deutschen Identität (vgl. 12/354-359) dem Basis-System - der deutschen Gesellschaft (vgl. 12/394-395) - zugehörig fühlt, kann sie diesen kulturellen Konflikt auf der Ebene ihrer persönlichen Erfahrungen im Stadtteil wie folgt charakterisieren:

(...) *es is ein Unterschied, ob du wirklich irgendwo lebst und, eh, draufknallst* (...) (12/380-382).

Diese Identifikation mit dem Basis-System hebt dabei ihre persönlichen Erfahrungen auf eine Ebene, die die »Grenzen« ihres persönlichen Lebensbereiches überwindet: Nicht nur sie, sondern auch die gesamte deutsche Gesellschaft wird durch das »abweichende Verhalten« nicht-assimilierter Einwanderer gestört. Oder anders ausgedrückt: Hinter *fokus* Konfliktdeutung verbirgt sich die Vorstellung, daß die deutsche Gesellschaft eine Art »dynamisches System« (z.B. ein Auto als Zeichen der Fortschrittlichkeit) ist, welches mit dem eher »statischen System« der Einwanderer (z.B. ein Eselkarren als Zeichen der Rückständigkeit) kollidiert. Ein »Auffahr-Unfall«, den die nicht in die deutsche Gesellschaft assimilierten Einwanderer durch die störenden Einflüsse ihrer rückständigen Kultur verschuldet haben.

Flankiert wird diese Schuldzuweisung durch *fokus*' Hinweis darauf, daß manche Einwanderer „**geschlossene Gesellschaft(en)**“ (12/212) bilden oder in „Großfamilien“ (vgl. 12/23-24) leben. Durch »Zusammenrottung« und »Abkapselung« formieren sich die Einwanderer in *fokus* Augen zu kulturell andersgearteten Bastionen (vgl. „Domänen“, 12/188) und *passen* den sie umgebenden Lebensraum allmählich *an ihre Kultur* an. Nicht von ungefähr klassifiziert *fokus* ihren Stadtteil äußerst negativ als „**Ghetto**“ (12/8 u. 12/32). Denn somit ist es ihr möglich, ihrem Gefühl Ausdruck zu verleihen, in einer längst »überfremdeten« Gegend zu leben.

So kommt *fokus* auch zu dem Schluß, „daß (...) nicht unbeschränkt **aufgenommen** werden kann“ (12/675-676), also die Einwanderung in die Bundesrepublik begrenzt werden müsse. Die Situation in Deutschland ist ihrer Meinung nach ohnehin längst »problematisch« (vgl. 12/704).

Wie die Gesamtheit der hier untersuchten Kollektivsymbole zeigt, operiert *fokus* auf der Sinnebene mit einer dezidierten Innen/außen-Topik: Die Einwanderer - und mithin deren kulturelle Gewohnheiten - kommen ihrer Meinung nach „aus ner **anderen Welt**“ (12/722). Und da die Einwanderung *noch nicht* (ausreichend) begrenzt ist, kommt es in Deutschland punktuell zu Ghettoisierung und Überfremdung.

Zusammengefaßt: *fokus*´ System symbolischer Ausschließung der Anderen fußt auf impliziter und expliziter Betonung und Bewertung der kulturellen Andersartigkeit der nicht-assimilierten Einwanderer. Diese Andersartigkeit führt zu Problemen für die Gemeinschaft, da die Nicht-Anpassung an die deutsche Lebensweise diverse Belästigungen nach sich zieht und zu einer »Überfremdung« führt, welche *fokus* am eigenen Leib im Stadtteil zu erleben meint. Aufgrund dieser persönlich »erlittenen« und subjektiv gewerteten Schwierigkeiten ist es ihr möglich, die Schuld an den »Problemen« ausschließlich den nicht-assimilierten Einwanderern zuzuweisen. Zwar sagt sie kurz vor Ende des Interviews, daß sie nicht unbedingt „lieber unter Deutschen“ (12/701) lebt, relativiert das jedoch im nächsten Atemzug, indem sie diese beiden Aussagen mittels einer verdeckten „Ja-aber“-Schleife aneinanderkoppelt:

Ich mein, die Probleme sind sowieso schon da, ob jezz noch en paar kommn oder nicht, datt is auch egal... (12/704-706)

Daß sie die Probleme also zuvorderst auf die kulturelle Andersartigkeit der Einwanderer zurückführt und diese rassistisch deutet, zeigt einerseits, daß *fokus* sehr eindimensional argumentiert - die Probleme der Einwanderer mit den Deutschen finden in ihren Erörterungen nämlich keinen Platz. Und andererseits impliziert eine derartige Form der Konfliktdeutung eurozentrische Züge - die Identifikation mit dem eigenen »Kulturkreis« hat *fokus* für die »eingewanderten« Probleme überhaupt erst sensibilisiert.

Die Bewertung der Probleme, die Bevorzugung des eigenen »Kulturkreises« und die implizite Assimilationsaufforderung, all das resultiert aus einer eurozentrischen und egozentrischen Sichtweise. Denn: In einer Gemeinschaft aus Deutschen und assimilierten Einwanderern - so liest es sich zwischen den Zeilen - könnte *fokus* ein »unproblematisches« Leben führen. Und genau *darin* ist ihr einiges gelegen.

7. Utopia: *fokus* träumt von einer besseren Welt

Also, ne Koexistenz, ne geregelte und friedliche, wär schön, aber im Moment siehts nich danach aus. (12/743-745)

Genau *so* stellt sich *fokus* die harmonische Gemeinschaft zwischen Menschen aus verschiedenen Kulturen vor: *geregelt*. Abgesehen davon, daß der Wunsch nach einem friedlichen Zusammenleben ein hehres Ziel darstellt, springt hier der implizit formulierte Assimilationsgedanke (s.o.) aus dieser sehnsüchtigen Aussage hervor wie ein Springteufel aus einem harmlosen Geburtstags-Paket. Hier ertönt der Ruf nach Ordnung! Und dieser ist eng mit *fokus* Vorstellung der »deutschen Überlegenheit« verbunden: *fokus* deutet an, daß die Kultur und Gesellschaft der Deutschen fortschrittlicher als die der Einwanderer ist und nur die *ordnende* Hand der Deutschen das multikulturelle Zusammenleben friedlich regeln kann.

Mit ihren implizit formulierten Forderungen packt *fokus* zwei weitreichende Handlungsanweisungen in ihren Koffer nach Utopia: *Laßt nur diejenigen Einwanderer nach Deutschland hinein, die entweder ohnehin dem deutschen Kulturkreis entsprechen oder aber willens sind, ihre Lebensweise den deutschen Verhältnissen anzupassen!!!*

Daß sie dabei von fragwürdigen Voraussetzungen ausgeht, ihre persönlichen Erfahrungen mit Einwanderern auf ebenso fragwürdige Weise »weiterverarbeitet« und mittels rassistisch unterfütterter Deutungsmuster ihre »unheile Welt« und ihr neues »Weltverständnis« zu begründen versucht, läßt große Zweifel an diesen Schlußfolgerungen zu.

Auch wenn sie die Schuld der Industrienationen an der Verarmung der Herkunftsländer der Einwanderer durchaus berücksichtigt (vgl. 12/633-650), trennt sie dennoch die *Gründe* der Einwanderung deutlich von der von ihr geforderten *Praxis* der Einwanderung. Nicht zuletzt ihr egozentrisches Selbstverständnis dürfte ihr Verantwortungsgefühl den Einwanderern gegenüber doch ziemlich in Frage stellen... Die eigentlichen Ursachen der weltweiten Migrationsbewegungen - das durch Kolonial- und Wirtschaftspolitik entstandene Wohlstandsgefälle - lassen sich nämlich nicht lösen, wenn man wie *fokus* nicht über den eigenen Tellerrand hinausguckt!

8. *fokus* rassistischer Diskurs: die Legitimation der Ausländerfeindlichkeit

In dieser Analyse war oft die Rede von »Ausländerfeindlichkeit« und »Rassismus«, wobei ich aber diese beiden Begriffe voneinander zu trennen versucht habe. In *fokus* Fall läßt sich nämlich nachvollziehen, wie sich eine spezifische Form von Rassismus auf der Basis negativ gewerteter Erfahrungen im Zusammenleben mit Einwanderern erst *entwickelt* hat.

Wie ich anhand einiger Äußerungen von *fokus* gezeigt habe, ist sie selber regelrecht »entsetzt« und »erschrocken« über ihre Wut auf Einwanderer, nimmt dies gewissermaßen jedoch hin, indem sie sich auf ihre »ausländerfeindlichen Emotionen« beruft und diese unmißverständlich von ihrem »ausländerfreundlichen Verstand« trennt. Sie gehört somit zu denjenigen linken Leuten, die sich zwar als Ausländerfreunde verstehen und die Ein-

wanderung befürworten, jedoch in Anbetracht der damit verbundenen politischen und sozialen Notwendigkeiten förmlich aus allen Wolken fallen.

Ihre Argumentation wird allerdings erst in dem Augenblick rassistisch, in welchem sie mittels (kulturell) rassistischer Deutungsmuster die Integrationsprobleme in ihrem Stadtteil zu erklären versucht und somit ihre »feindlichen Reaktionen« auf die Einwanderer zu legitimieren vermag.

Die Annahme, daß *fokus* eine rassistische Denkweise auf der Basis persönlicher Erfahrung entwickelt, läßt sich *erstens* dadurch belegen, daß sie die körperliche Andersartigkeit der Einwanderer überhaupt erst registriert. In Bezug auf Spanier und Italiener sagt sie nämlich:

(...) viele deutsche Frauen oder so stehn auch auf dunkle Männer, weils die auch nich so unbedingt gibt in Deutschland als Deutsche. (...) die guckt man sich gerne an, weils was andres ist, als mans ständig um sich hat. (12/285-289)

Ganz augenscheinlich dient ihr dabei die Hautfarbe der »Südländer« (vgl. 12/265) als Kriterium der Unterscheidung und Identifizierung. Das ist ja auch nicht weiter schlimm, worauf Hall verweist: „Natürlich bestehen physiologische und phänotypische Unterschiede, Unterschiede der Hautfarbe, der Körperform, usw.“ (Hall 1989, S. 913)

Es dürfte hierbei klar auf der Hand liegen, daß *fokus* auch die übrigen Einwanderer (vorzugsweise Türken; s.o.) anhand der entsprechenden Merkmale identifiziert. Täte sie dies nicht, so würde sie im Interview wohl kaum meistens von »Ausländern« sprechen, sondern demgegenüber von »Menschen« oder »Leuten«. ¹⁴⁵

Laut Robert Miles bleibt es in vielen Fällen jedoch nicht bei dieser rein visuellen Identifikation: „Doch in der Alltagswelt sind die Tatsachen biologischer Differenzierungen zweitrangig im Vergleich mit den Bedeutungen, die ihnen und gar den fiktiven biologischen Differenzierungen zugewiesen werden.“ (Miles 1991, S. 94). Seiner Meinung nach erhält die körperliche Andersartigkeit eine Bedeutung: „Die Bedeutungskonstruktion ist ein zentrales Moment des Darstellungsprozesses, d.h. jenes Vorgangs, in dem die gesellschaftlichen Vorgänge beschrieben werden und in dem ein sinnhaftes Bild davon vermittelt wird, wie die Dinge »wirklich« sind.“ (Miles 1991, S. 95).

Bei *fokus* wird die als belästigend empfundene Kultur der nicht-assimilierten Einwanderer zu einem derartigen Bedeutungsträger hochstilisiert. Auf diese Weise kann sie sich die Verschlechterung ihrer Lebensqualität im Stadtteil sinnhaft erklären. Wichtig ist, daß *fokus* somit die andere »Rasse« der Einwanderer konstruiert, indem sie deren »abweichendes Verhalten« für ihre weitere Argumentation funktionalisiert.

¹⁴⁵ Tatsächlich spricht sie insgesamt 10mal explizit von »Ausländern« - von »Menschen« hingegen nur 2mal und von »Leuten« 4mal. Hinzu kommt »ausländisch« (4) und »Türken« (5).

Ein *dritter*, ebenfalls signifikanter Faktor kommt hinzu, wenn *fokus* diese subjektiv gewertete kulturelle Andersartigkeit der Einwanderer benutzt, um diese symbolisch aus der Gemeinschaft der Deutschen und der assimilierten Einwanderer auszuschließen. Auch Miles betont, daß eine solche »Rassenkonstruktion« ein Mittel ist, „um Ausgrenzungspraktiken zu initiieren“. (Miles 1991, S. 96) Genau *dies* tut *fokus* vor allem auf der Ebene der Kollektivsymbolik und eines damit verbundenen Systems der Innen/außen-Topik.

Solche Ausschließungspraktiken »funktionieren« aber erst dann, wenn der Faktor »Macht« mit ins Spiel kommt.¹⁴⁶ *fokus* ist als Mitglied einer gesellschaftlichen Mehrheit und vor allem durch ihre deutsche Staatsangehörigkeit mit eben dieser Macht ausgestattet und *kann* ihrer ausländerfeindlichen Gesinnung z.B. bei Wahlen Ausdruck verleihen. Bei entsprechendem Wahlverhalten einer Mehrheit kann sie also dazu beitragen, die Einwanderer nicht nur symbolisch, sondern auch *faktisch* aus der Gemeinschaft auszugrenzen. Daß ihr daran etwas gelegen zu sein scheint, wird durch ihre Aussagen über die Notwendigkeit, die Einwanderung in die Bundesrepublik begrenzen zu müssen (vgl. 12/674-688), bekräftigt.

Des weiteren spielt auch ihre »deutsche Identität« eine nicht unerhebliche Rolle für ihre rassistische Art der Konfliktdeutung. Diese erlaubt es ihr, die nicht-assimilierten Einwanderer als anti-sozial einzustufen, diese also aus der Gemeinschaft auszugrenzen. Um mit Hall zu sprechen: „Der rassistische Diskurs hat eine eigentümliche Struktur: Er bündelt die den jeweiligen Gruppen zugesprochenen Charakteristika in zwei binär entgegengesetzte Gruppen. Die ausgeschlossene verkörpert das Gegenteil der Tugenden, die die Identitätsgemeinschaft auszeichnet. (...) Jede Eigenschaft ist das umgekehrte Spiegelbild der anderen. Dieses System der Spaltung der Welt in ihre binären Gegensätze ist das fundamentale Charakteristikum des Rassismus, wo immer man ihn findet.“ (Hall 1989, S.921) Die Identifikation mit dem Basis-System der deutschen Gesellschaft geht bei *fokus* auf entsprechende Art und Weise vonstatten: Der »Kulturkreis« der Anderen ist in ihren Augen defizitär, hemmend und rückständig, stört darüber hinaus die von ihr erhoffte Harmonie der Gemeinschaft.

Da der von ihr beschriebene Konflikt der Kulturen (vgl. 12/375-388) als ausschlaggebend für die Verschlechterung ihrer Lebensqualität gewertet wird, ist *fokus* auch bestrebt, die entstehenden Probleme nach Möglichkeit »einzudämmen«. Hall bezeichnet Rassismus in diesem Sinne auch als „Versuch, das Andere zu fixieren, an seinem Platz festzuhalten, er ist ein Verteidigungssystem gegen die Rückkehr des Anderen“. (Hall 1989, S.922) Dementsprechend »verteidigt« *fokus* ihre ohnehin »unheile Welt« gegen weitere Zuwanderung, die ja ihrer Meinung nach zu weiteren bzw. zunehmenden Problemen führen würde (vgl. 12/735-737).

¹⁴⁶ Vgl. Hall 1989, S. 913 u. Kalpaka/Räthzel 1990, S. 13-14.

In Anlehnung an Rudolf Leiprecht ließe sich bei *fokus* auch von einer »subjektiven Funktionalität« rassistischer Denkweisen sprechen (vgl. Leiprecht 1991, S.24): Die Ausschließung der Einwanderer mündet für *fokus* in einen subjektiven Nutzen, wenn eine tatsächliche Begrenzung der Zuwanderung ihr zumindest die *relative* Verbesserung ihrer Lebensqualität vorgaukeln würde. Allerdings führt eine derartige Herangehensweise lediglich dazu, daß die eigene „Lebenspraxis (...) dadurch mehr oder minder hingenommen (wird), das emotionale Ungenügen macht sich hier oft in einem blinden Protest Luft, der sich gegen die »Falschen« wendet.“ (Leiprecht 1991, S.28) Das Faktum »Einwanderung«, welches für *fokus* letztendlich *die* Determinante ihrer verschlechterten Lebensqualität darstellt, wird von ihr schlichtweg überbewertet.

Ihr Denken gerät - sicherlich ohne daß *fokus* dies beabsichtigt - somit geradewegs in die Nähe zentraler Ideologeme rechtsextremer Parteien und Organisationen, wenn sie sich rassistischer Erklärungsmuster bedient und ihre Lebensqualität in ein direktes Verhältnis zu dem hohen Einwanderer-Anteil in ihrem Stadtteil setzt, ohne die *eigentlichen* Gründe für die mißlungene Integration der Einwanderer zu hinterfragen.¹⁴⁷ Wie schon weiter oben gesagt, fällt *fokus* Vorstellung davon, wie das Zusammenleben von Menschen aus verschiedenen »Kulturkreisen« *im einzelnen* auszusehen hat, reichlich dürftig aus. Sie scheint sich darüber keine allzu großen Gedanken gemacht zu haben, zumal ihre positiven Erwartungen *vor* dem Umzug in den Stadtteil in erster Linie an einen erhofften *eigenen* Vorteil geknüpft waren.

9. Schlußbemerkung

fokus' rassistische Einstellung ist eine Folge persönlicher Erfahrungen, auf welche sie überhaupt nicht vorbereitet war, als sie mit großen Erwartungen in einen Stadtteil mit hohem Einwanderer-Anteil gezogen ist. Daß sie hierbei von zu großen Erwartungen ausgegangen ist, verdeutlichen nicht zuletzt ihre eigenen Aussagen, die zudem darauf schließen lassen, daß *fokus* nur eine sehr vage Vorstellung davon hat, wie Einwanderer-Integration oder multikulturelles Zusammenleben im einzelnen auszusehen haben...

Bedenklich ist vornehmlich die Art und Weise, in welcher *fokus* diese Erfahrungen »weiterverarbeitet« und somit auf eine rassistische Bahn gerät. Aber auch dies ist zumindest naheliegend, wenn man sich vor Augen führt, daß rassistische Denkweisen in der Bundesrepublik weitverbreitet bzw. im Interdiskurs verwurzelt sind.

Insofern würde es auch zu weit führen, *fokus* als Rassistin zu bezeichnen. Vielmehr ist sie verstrickt in einen rassistischen Diskurs, mithilfe dessen sie

¹⁴⁷ Zur Affinität von Rassismus und rechtsextremer Ideologie vgl. S. Jäger/M. Jäger 1991.

ihre persönlichen Probleme mit der Kultur der Einwanderer zu deuten versucht.

3.7 Angelika Müller:

„Die können eigentlich dableiben“

Analyse eines Interviews mit einer 75-jährigen Rentnerin, die nach dem Krieg aus Oberschlesien geflohen ist¹⁴⁸

1. Wer ist Frau B.?

„Wir haben Ausländer hier wohnen“ (13/231) sagt Frau B., obwohl ich sie nicht danach gefragt habe.

Frau B. ist 75 Jahre alt und lebt seit dem Tod ihres Mannes und der Heirat ihres Sohnes alleine. Sie wohnt in einer Hochhaussiedlung in einem Duisburger Vorort, wo der Anteil an MigrantInnen sehr gering ist.¹⁴⁹ Frau B. geht es gesundheitlich gut. Sie versorgt sich selber und hilft zwei älteren Nachbarn.

Frau B. war sofort bereit, mit mir zu sprechen, und da ich als Interviewerin so wenig wie möglich steuernd in das Interview eingreifen wollte, nutzte sie sofort die Gelegenheit, ihre Lebensgeschichte zu erzählen.¹⁵⁰

„...ich hab immer mir ausgesucht, wo ich mehr Geld verdiente.“ (13/497)

Frau B. hat sich in ihrem Leben immer um alles selber kümmern müssen. Als Jugendliche hat sie als Zimmermädchen in diversen Hotels gearbeitet. Ausschlaggebend für ihre Arbeitsplatzwechsel war stets die Bezahlung.

Ihre Kindheit und Jugend verbrachte sie in Oberschlesien. Nach dem 2. Weltkrieg mußte sie ihre Heimat dann aber verlassen und kam in die damals von der Sowjetunion besetzte „Zone“. Dort hat es ihr aber nicht mehr so recht „zugesagt“ (13/448), und sie floh:

Bin ich schwarz über die Grenze jejangen. Dat ging damals noch, ne. Jaa. (13/448ff.)¹⁵¹

Sie erzählt diese durchaus spannende Geschichte begeistert. Trotz aller äußeren Umstände erweckte sie bei mir den Eindruck, als hätte sie ihr Leben damals voll im Griff gehabt. Unsicherheit oder Angst schien sie nicht zu

¹⁴⁸ Das Interview ist nachzulesen in S. Jäger, 1991b, S. 316-357.

¹⁴⁹ Vgl. hierzu die Veröffentlichung des Amtes für Statistik Duisburg über die EinwohnerInnen der einzelnen Stadtbezirke nach der Staatsangehörigkeit vom 31.12.91.

¹⁵⁰ Von 261 Äußerungen meinerseits, waren 81 nur „Mmh“, „Jaja“ und erwidertes Lachen als Bestätigung. Konkrete Fragen, die dem Interview eine andere Richtung geben könnten, kamen kaum vor. Die meisten weiterführenden Fragen signalisieren lediglich Interesse.

¹⁵¹ Hier zeigt sich, daß Frau B. gewisse Elemente ihres schlesischen Dialektes noch beibehalten hat.

kennen. Gesellschaftliche oder politische Bedingungen nimmt Frau B. als gegeben hin¹⁵² und versucht für sich Vorteile zu schaffen, wo es eben geht.

Nach der gelungenen Flucht lernt sie in einem Übergangwohnheim ihren Mann kennen, der aus erster Ehe einen Sohn hat.

(...) den hab ich ja übernommen, das war eh, ich bin die Stiefmutter (...) Der war ja damals, der war ja damals noch jung. Neun Jahr oder so was ähnliches. (13/109ff.)

Ein besonders inniges Verhältnis hat sie heute nicht zu ihrem Sohn. Sie sehen sich nicht häufig, aber sie ist froh, daß er einen Beruf hat und gut verdient. Ihr Mann war damals schon körperbehindert und fand im Zonenrandgebiet keine Arbeit. Der Antrag, den ihr Mann zur Umsiedlung stellte, wurde abgelehnt. Erst nach einem Hinweis, daß sie ja das Geld verdient, stellte *sie* den Antrag. So zogen sie vor 31 Jahren nach Duisburg, und auch hier fand sie sofort Arbeit. Ihr Mann wurde Frührentner, und sie ernährte die Familie. Frau B. hat keinen Beruf erlernt. Oft mußte sie schwere körperliche Hilfsarbeiten verrichten, z.B. als Kabelwicklerin:

War ja schwer damals, wir waren da im Gummisaal, es war schwer, wir hatten dicke Arme. (13/52f.)

Einmal noch hat sie versucht, einen wichtigen Teil ihres Lebens - ihr Berufsleben - wieder selbst in die Hände zu nehmen. Sie machte einen Kurs und pachtete im Anschluß daran eine Trinkhalle. In ihrer Familie fand sie allerdings keine Unterstützung:

Das war nicht schlecht, aber meine Leute, die wollten da nicht so richtig mit, ne? (13/45f.)

Gründe dafür nennt sie keine. Jedenfalls mußte sie wieder zurück in die Fabrik, um wenigstens zeitlich die Doppelbelastung Familie und Beruf zu meistern. Aber sie spricht nie abwertend über ihre Familie! Frau B. ist eher stolz auf die geleistete Arbeit. Sie hat ihre Pflicht erfüllt, ihr kann keiner etwas vorwerfen - das könnte ihr Motto sein. Fleiß und Pflichterfüllung erwartet sie allerdings auch von anderen.

Frau B. erzählt ihre Lebensgeschichte und über ihre Wohnsituation in Duisburg. So kommt sie über Mieter „die von der Fürsorge Miete kriegen“ (13/227f.) auf MigrantInnen zu sprechen: „Wir haben Ausländer hier wohnen.“ (13/231) MigrantInnen spielten in ihrem Leben nie eine besondere Rolle, sie hat keine Kontakte zu ihnen. Außer in den Niederlanden, als es noch preiswert war, dort einzukaufen - und hier ist sicher das auf den Einkaufstourismus eingestellte und deshalb deutschsprachige Venlo gemeint - ist Frau B. nie in anderen Ländern gewesen. (vgl. 13/402)

Zunächst schien es, als ob Frau B.s zwischengestreute Bemerkungen über MigrantInnen wenig aussagekräftig seien, denn Frau B. wirkt freundlich, ruhig und unverbindlich. Diesen ersten Eindruck mußte ich allerdings korrigieren.

152 Vgl. 13/483ff.

2. Frau B. und die „Ausländer“ allgemein:

„Sind schon allerhand!“ (13/698)

Wenn Frau B. in diesem Interview von „Ausländern“ spricht, dann unterscheidet sie meistens nicht nach Herkunftsländern. Auch aus dem Kontext wird nicht immer eindeutig ersichtlich, welche Nationalität sie meint.

Ja, aber wenn se in der Stadt rumlaufen, dann merken sie das schon. Sind schon allerhand. (13/697f.)¹⁵³

Cinti und Roma werden von ihr hingegen als ganz besondere Einwanderungsgruppe wahrgenommen:

Ja hier in der Schule, dat sind Asylanten, oder wie sich die nennen. Dat sind Zigeuner. Jugoslawien oder Rumänien, oder weiß ich, wo die alle herkommen. (13/622ff.)

Auf diese Leute ist sie aufmerksam geworden, weil eine Frau mit ihren Kindern manchmal in diese Siedlung kommt, um in den Müllcontainern nach Verwertbarem zu suchen. Frau B. allerdings behauptet verallgemeinernd:

Och die kommen her - Sie sehen das ja nicht so - die kommen hier in die Aschkübel gucken se... (13/673f.)

Ansonsten beschränken sich ihre Aussagen auf polnische und russische Staatsbürger und Menschen aus der ehemaligen DDR.¹⁵⁴ Über andere EinwanderInnen sagt sie nichts,¹⁵⁵ denn sie weiß nicht „wo die alle herkommen“ (13/1234) und „wie sich die nennen“ (13/622f.). Sie spricht über EinwanderInnen, bei denen sie glaubt, sich auszukennen. Das sind in erster Linie die Polen, von denen sie weiß, daß sie vor dem 1. Weltkrieg der Arbeitsmöglichkeiten wegen ins Ruhrgebiet kamen und nach dem 2. Weltkrieg, wie Frau B. selbst, Polen verlassen mußten (vgl. 13/439f.). Während Frau B. die Ansiedlung von Polen vor dem 1. Weltkrieg als absolut gerechtfertigt ansieht, sieht sie dies in Bezug auf heutige EinwanderInnen ganz anders. Obwohl sich diese vielfach auf ihre bestehende deutsche Abstammung berufen, können sie nach Frau B. daraus nicht das moralische Recht ableiten, sich hier anzusiedeln:

*Rumänien, Jugoslawien, Polen kommen auch. ** Wir haben schon was mit den Ausländern! Deutsche Russen auch, die vielleicht mal vor en paar hundert Jahren ausgewandert sind und, genau wie Polen auch, * sind die Urgroßeltern ausgewandert, und da kommen die nach (Genuschel) rüber. Können kein Wort Deutsch. (13/1087ff.)*

¹⁵³ „allerhand“ wird hier von ihr im Sinne von »sehr viele« benutzt.

¹⁵⁴ Außerdem nennt sie im Interview die Japaner. Durch „Lagerhäuser und Büros“ (356/1234f.) sind sie ihr in ihrem Wohngebiet positiv aufgefallen, weil japanische Firmen neue Arbeitsplätze für die verlorengegangenen aus der Industrie schaffen. Da sie aber nicht auf die Japaner als Bevölkerungsgruppe eingeht, werden sie in dieser Analyse vernachlässigt.

¹⁵⁵ Nicht einmal türkische MitbürgerInnen erwähnt sie. Es gibt zwar in dieser Siedlung nur sehr wenige türkische MigrantInnen, allerdings dürfte ihr bewußt sein, daß diese Menschen den größten Anteil der MigrantInnen in Duisburg stellen.

Frau B. macht die deutsche Herkunft an den vorhandenen bzw. nicht vorhandenen Deutschkenntnissen fest. Da sie selber Deutsch spricht, entstehen ihr in dieser Hinsicht selbst keinerlei Probleme: sie ist Deutsche!¹⁵⁶ So kann sie trotz ihrer Herkunft dieses typische und weitverbreitete Argument ohne Probleme benutzen.

3. Deutsch ist nicht gleich Deutsch:

„...die können eigentlich dableiben.“ (13/426)

Wie wenig die beiden deutschen Teilstaaten bislang zusammengewachsen sind, zeigen exemplarisch Frau B.s Aussagen über Menschen und Zustände in der ehemaligen DDR. Für Frau B. ist diese immer noch die „Ostzone“. Hier wird deutlich, wie sehr die Innen-Außensymbolik auch innerhalb der heutigen Bundesrepublik angewendet wird und über Ausgrenzungspraktiken eine deutsch-deutsche Spielart von Einstellungen ermöglicht, die denen rassistischer Einstellungen durchaus vergleichbar sind.

*Die jetzt in der Ostzone, die jammern und jammern, wenn sie uns mal - da gibt es so viele arme Leute hier, die auch nicht mehr - noch weniger haben (...) Ja, haha, die sollen mal aufbauen, da drüben. * Wir mußten auch, wir mußten auch alles machen und zufassen, was war. Wir konnten uns das da auch nicht so aussuchen. (13/570ff.)*

»Wir« sind hier die Westdeutschen, die eben schon fleißig waren, denn »wir« sind schon fertig mit dem Aufbau, und »wir« waren nicht so zimperlich.¹⁵⁷ Hier drückt sich aus, welche Tugenden »der Westdeutsche« heute hat: er ist fleißig und packt da an, wo es nötig ist, und vor allem, er jammert nicht, auch wenn es ihm schlecht geht. Daraus folgt für Frau B.:

Naja, die können eigentlich dableiben. Die sollten aufbauen von der Ostzone. (13/426)

Es zeigt sich also, wer zur Ingroup gehört, nämlich nur »West«deutsche, die bestimmte Verhaltensweisen verkörpern - die Sprache allein reicht dazu nicht aus.

Aufgrund dieser weit verbreiteten und im allgemeinen auf hohe Akzeptanz stoßenden Aussagen kann hier von Ausgrenzung und Marginalisierung einer Bevölkerungsgruppe gesprochen werden („die können eigentlich dableiben.“ 13/426). Die gesamte Bevölkerung der ehemaligen DDR wird als besondere Gruppe konstruiert, die sich durch das Fehlen bestimmter, als hochwertig angesehener Fähigkeiten auszeichnet. Die in diesem Fall durch

¹⁵⁶ Zur Rolle der Sprache bei der Schaffung der Fiktion „Nation“ vgl. Balibar 1990, bes. S. 118f., und auch Miles 1991, S. 149f., der beschreibt, daß mangelnde Sprachkenntnisse als Legitimierung der Ausgrenzung herangezogen werden können.

¹⁵⁷ Bei der quantitativen Auswertung der Personalpronomen fiel auf, daß im Text nur bei Aussagen über ÜbersiedlerInnen aus den FNL so eindeutig und häufig das Personalpronomen »wir«, die Einheimischen, in Abgrenzung zu »die«, die Anderen, benutzt wurde. Hier zeigt sich eine besonders starke Identifikation mit der herrschenden Gruppe.

soviel negative Eigenschaften charakterisierten Ostdeutschen werden als minderwertig gekennzeichnet und aus der Position der Stärke heraus abgelehnt und diskriminiert.

Ja, die sind nicht gewöhnt zu arbeiten in ein Stück! (...) Die sind zu verlottert. (13/1079ff.)

Frau B. erklärt sich diese gewisse Arbeitsmüdigkeit bzw. Arbeitsunfähigkeit ostdeutscher Menschen mit den wirtschaftlichen Rahmenbedingungen.

Überlegen Sie mal, in der Ostzone war kein Material. (13/1038f.)

Dennoch schlägt ihr Verständnis schnell in Anklage um, wenn sie unmittelbarer als bisher mit ostdeutschen Menschen konfrontiert wird.

Die konnten hier nix werden, ja wenn hier einer nicht arbeiten will, der braucht gar nicht erst zu kommen. (13/1059ff.)

sagt Frau B., als gäbe es noch immer zwei Staaten, ein »Hier« und ein »Drüben«, in das die Leute bei Nichtanpassung zurückgeschickt werden könnten.

Aber auch Leute, die arbeiten können, haben ihrer Meinung nach nicht das Recht zu kommen, denn die haben eine moralische Verpflichtung, die sollen ja „aufbauen“ (s.o.). Wie Frau B. es auch dreht und wendet, ihre Argumente dienen nur dem Zweck zu sagen, daß Menschen aus den FNL¹⁵⁸ doch besser im östlichen Teil des Landes bleiben sollten.

Es fällt auf, daß Frau B. im Umgang mit ehemaligen DDR-BürgerInnen ähnliche Argumente verwendet, wie sonst für EinwanderInnen generell: die sind zu verlottert, die wollen gar nicht arbeiten, die sollen ihr Land aufbauen etc. Eine Ausgrenzung findet zwar statt - sie ist der Ausgrenzung der Flüchtlinge nach dem 2. Weltkrieg ähnlich -, aber im Gegensatz zur Ausgrenzung von EinwanderInnen könnte diese Ausgrenzung veränderbar sein, wenn die Menschen in den FNL mit westdeutscher Hilfe erst einmal westdeutschen Standard erreicht haben werden. Ein Großteil gemeinsamer Geschichte und Erinnerungen, ein Stück gemeinsamer kultureller Identifikation, schafft Nähe, und das angebliche Wissen um alle Mißstände in der ehemaligen DDR gibt die Sicherheit, sich darüber ein Urteil erlauben zu können. Hier wird die Forderung nach Anpassung schon fast auf die Spitze getrieben, wenn verlangt wird, daß sich diese Menschen den »west«deutschen Leistungsnormen zunächst anpassen müssen, aber erst »ihren« Teil des Landes aufbauen sollen, bevor sie ganz Deutschland als ihr Land bezeichnen dürfen.

So ist bei Frau B. bereits eine Grundeinstellung zu finden, die in der internationalen Literatur als rassistisch bezeichnet wird:¹⁵⁹ Eine Minderheiten-gruppe wird von Angehörigen der Bevölkerungsmehrheit als »Rasse« konstruiert und ausgegrenzt, indem ihren Mitgliedern bestimmte (meist nega-

¹⁵⁸ FNL = Fünf Neue Länder, ehemals DDR.

¹⁵⁹ Vgl. Hall 1989, S. 913ff., sowie Kalpaka/Räthzel 1990, S. 13ff.

tive) angeborene oder kulturelle Eigenschaften zugeschrieben werden. Deutlich wird im Interview, daß Ausgrenzungspraktiken angewendet werden und eine Bevölkerungsgruppe anhand kultureller Eigenschaften definiert wird.

Die rassistischen Diskriminierungen ostdeutschen Menschen gegenüber wirken nur deshalb milder, weil der Faktor Macht durch die offizielle Politik etwas eingeschränkt wird. Mit dem Solidaritätsbeitrag für die Wiedervereinigung - der zwar von allen Bundesbürgern zu zahlen ist - weist die Regierung auf die moralische Verpflichtung der Westdeutschen zur Hilfeleistung hin. Dies ist zwar nur ein Zeichen, das aber in Hinsicht auf AsylbewerberInnen fehlt. Breiten Bevölkerungsschichten wird durch die offizielle Politik über die Medien vermittelt, daß die Kosten für die Vereinigung der beiden deutschen Staaten angeblich durch den Solidaritätsbeitrag aufgefangen werden sollen, während die Kosten für AsylbewerberInnen durch Einsparungen im sozialen Netz ausgeglichen werden. Die Kosten der Vereinigung werden damit für die Bundesbürger überschaubar gehalten, während die Kosten für AsylbewerberInnen ins Unermeßliche zu steigen drohen.

Zudem werden in diesem Interview die negativen Eigenschaften von EinwanderInnen als sehr viel prägender und persönlichkeitsbestimmender angesehen als bei Ostdeutschen. Zwar wird die theoretische Möglichkeit der Veränderung auch bei EinwanderInnen nicht abgestritten, aber das kulturelle Verhalten wird als so tiefstehend beschrieben (es rückt damit schon fast in die Nähe der angeborenen Eigenschaften), daß kaum noch eine Chance zur Veränderung (in Richtung Anpassung und Assimilation) gesehen wird.

Frau B. geht davon aus, daß demgegenüber die Menschen „drüben“ durchaus bestehenden Schwierigkeiten meistern können. Mit ihrer als Forderung an ostdeutsche Menschen formulierten Aussage

Wir konnten uns dat da auch nicht so aussuchen (13/579f.)

verweist sie zudem auf eine gemeinsame Ausgangssituation: Nach dem 2. Weltkrieg waren Ost- und Westdeutsche noch gleich. Werte wie Pflichtbewußtsein und Fleiß könnten aber von Ostdeutschen genauso wieder gelernt werden, wie sie von den Westdeutschen laut Frau B. schon längst praktiziert werden. Es gilt also nur einen Rückstand einzuholen und gewisse »Verzogenheiten« abzulegen, denn im Grunde sind Westdeutsche und Ostdeutsche sich eben doch ähnlicher, als Westdeutsche und Roma, die „in der Mülltonne wühlen“.

4. Andere Sitten, andere Bräuche:

„...sind ja Ausländer“ (13/680)

Frau B. begründet ihre Einstellung MigrantInnen gegenüber immer mit kulturellen Gegebenheiten. Es läßt sich im gesamten Interview keine Stelle

auffinden, an der sich eindeutig genetischer Rassismus zeigen würde. Auch wenn Frau B. über EinwanderInnen spricht, spricht sie nicht vom fremdartigen Aussehen der Leute und angeblich angeborenen Eigenschaften. Die von ihr genannten Unterschiede entstehen aus dem kulturellen Vergleich der Gruppe der Eingeborenen und der Gruppe der EinwanderInnen, wobei die Gruppe der Eingeborenen den Maßstab vorgibt:

Und die essen ja auch nicht alles, sind ja Ausländer. (13/680)

Allerdings führt sie die Unterschiede im Eßverhalten auf die andere Kultur zurück. Nach kurzer Denkpause fügt sie erklärend hinzu, was das Ausländersein ausmacht:

(...) sind ja Ausländer. Die sind ja was anderes gewöhnt, * wie wir.** (13/680ff.)*

Offen bleibt die Frage, inwieweit diese Andersartigkeit in Sitten und Gebräuchen als verfestigt angesehen wird, ob ein Umlernen überhaupt noch als möglich angenommen wird.

5. Wie Frau B. argumentiert

In der Regel unterscheidet Frau B. zwischen Leuten aus ehemaligen deutschen Gebieten - besonders ÜbersiedlerInnen aus den FNL werden genau charakterisiert - und anderen EinwanderInnen. Über EinwanderInnen nicht-deutscher Herkunft macht sie wenig konkrete und insbesondere keine eindeutig negativen Aussagen:

Man weiß ja nicht, warum sie hier sind. (13/703f)

Später im Interview grenzt sie allerdings Deutsche mit nicht-deutscher Staatsangehörigkeit gegen EinwanderInnen und Flüchtlinge aller anderer Staaten mit dem Argument ab:

*Ja, die (gemeint sind Türken, Spanier, Griechen etc. A.M.) sind politisch verfolgt, und was weiß ich.** (13/1096)*

Hier werden, mit Argumenten jonglierend, verschiedene EinwanderInnengruppen gegeneinander ausgespielt. Diese Argumentationsstrategie hat Frau B. offensichtlich den Medien entnommen. Leute aus den FNL sind „Wirtschaftsflüchtlinge“ ebenso wie Leute aus Polen oder sogar Cinti und Roma aus verschiedenen Ländern. Menschen aus der Türkei oder Spanien werden jetzt zu politischen Flüchtlingen hochstilisiert.

Auffällig häufig lassen sich Bemerkungen finden, die eventuelle Einwände vorwegnehmen sollen, hier in Gestalt einer rhetorischen Frage, die Frau B. aber sogleich selbst beantwortet:

Wir haben Ausländer hier wohnen. Warum? Sind ja auch Menschen, ne? (13/231f.)

Offensichtlich will Frau B. hier klarstellen, daß sie nichts gegen EinwanderInnen hat. Daß sie dies aber explizit tut, also diese Erklärung für nötig hält - ich habe sie nicht danach gefragt - zeigt, daß sie eine ihr auch nur eventuell unterstellte Fremdenfeindlichkeit zurückweisen möchte. Dennoch

scheint sie Zweifel zu haben. Ihr „Warum?“ könnte eine Nachfrage meinerseits vorwegnehmen, oder die Bestimmtheit ihrer Aussage relativieren. Sie scheint mit sich selbst um Argumente zu ringen: „Sind ja auch Menschen, ne?“ fragt sie mich und zeigt damit ihre Gespaltenheit. Ihr um Zustimmung bittendes „ne?“ verdeutlicht aber auch, zu welcher Seite sie im Moment tendiert: Wir alle sind Menschen, auch die Ausländer.

Am häufigsten spricht Frau B. eigene Erfahrungen an. Oft wird eine direkte Parallele zur eigenen Lebensgeschichte gezogen, was es ihr dann schwierig macht, hart über andere zu urteilen, da Gemeinsamkeiten offensichtlich werden.

Nachdem sie sich an ihre eigene Flucht aus Schlesien und ihre Übersiedlung nach Duisburg erinnert hat, werden Parallelen nur allzu deutlich. Über ihren Arbeitsplatz berichtet sie:

da waren überwiegend Einheimische. Es war nicht so schön! (...) Die haben immer gemeint, die können was. Und die anderen sind nix. (13/592ff.)

Hier findet ein Perspektivwechsel statt, hier gehört sie nicht zur »Wir«-Gruppe, zu den »Einheimischen«, sondern zu den »Anderen«, den »Flüchtlingen«.

Wie sehr die Innen-Außensymbolik bei ihr verankert ist, zeigt sich, als sie auf mein genaueres Nachfragen, wer denn die »Anderen« sind, erklärt:

Wir waren halt Flüchtlinge. (...) Genau wie heute. Wenn die von drüben nach hier kommen, die sind auch nicht 100%ig anjesehen, jedenfalls nicht gerngesehen, sagen wir mal so. Oder die Ausländer alle. (13/601ff.)

Hier sind Ansätze von Solidarität zu finden. Jedenfalls sieht sie hier Gemeinsamkeiten zwischen ihrer Situation nach dem Krieg und der der ÜbersiedlerInnen heute, und sie schafft sogar den gedanklichen Sprung zu »allen Ausländern«. Es zeigen sich Ansätze eines solidarischen »Wir«-Gefühls. Diese Interviewszene erklärt auch ihre zunächst liberale Grundhaltung dem EinwanderInnenproblem gegenüber, ihre „Wenn sie mich nicht Stören“-Haltung.

*Und ** wie gesagt, wenn sie mich in Ruh lassen, ich laß sie alle in Ruhe. Mich stört keiner. ***

Mmh.

*Ne? ** Ich mein es will eben jeder leben, jeder will eben sehen, daß er klar kommt. (13/780ff.)¹⁶⁰*

Bei genauerem Nachfragen scheint auch Frau B. deutlich zu werden, daß sie aus ihrer Sicht und aufgrund ihrer eigenen Lebensgeschichte keine allzu schweren Bedingungen für die Zulassung von EinwanderInnen stellen kann. Auch sie kam aus wirtschaftlichen Gründen (vgl. 13/610f.). Sie scheint sich

¹⁶⁰ In sehr ähnlicher Art wird diese Argumentation im Verlauf des Interviews mehrmals wiederholt. Vgl. auch 13/702 und 13/706.

dieser Argumentationsproblematik bewußt zu sein, denn sie versucht sich zu rechtfertigen:

Arbeit gab es dann genug. (...) Heute ist das ein Problem, ne? (13/611ff.)

Auf die veränderte Arbeitsmarktsituation weist sie dennoch nur zögerlich hin. Eine deutliche Stellungnahme könnte zu Nachfragen führen, die sie gerne vermeiden möchte.

So versucht sie zunächst auch ein anderes heikles Thema zu vermeiden. Sie kann es dann allerdings doch nicht lassen zu zeigen, wie gut sie informiert ist; auf meine Frage nach einem Übergangwohnheim für EinwanderInnen in ihrer Nähe antwortet sie mit Nachdruck:

Also das weiß ich auch nicht! (13/620),

um dann jedoch mit einer genauen Schilderung der Wohn- und Lebenssituation der dort lebenden EinwanderInnen aufzuwarten. So weiß sie, daß jeder Familie nur bestimmte Wohnflächen zustehen. Dies hat sie vermutlich der Presse entnommen. Erst wenige Tage vor dem Interview erschien in einem Reklameblättchen der Stadt Duisburg, das sie regelmäßig liest, ein ausführlicher Artikel über Wohnheime. Es wird im Verlauf des Interviews deutlich, daß sie - obwohl sie den Medien recht kritisch gegenübersteht -, doch stets dann Informationen übernimmt, wenn sie in ihre »eigene« Argumentation passen. Dabei wird die Sprache der Medien nicht von ihr reproduziert, was es schwierig macht, die Informationsquelle eindeutig zu bestimmen.

An einer Textstelle wird aber ganz besonders deutlich, wie sie zusätzliche Informationen der Medien nutzt, um ihren eigenen Ansichten mehr Glaubwürdigkeit zu verleihen:

Und vor allen Dingen, da bin ich mal nach (Firma) gegangen, da hammse da ne Straße jebaut, und da sachte der eine, nich mal ne Zigarette darf man hier rauchen. Kanns bloß arbeiten! (Lachen)

(Lachen) Wo kam der her? Der kam auch aus der DDR?

Der is, der muß da auch irgendwie wo herjekommen sein. (...) Und dann haben se mal in der Zeitung geschrieben, da hat einer inner Fabrik gearbeitet, der is nebenher einkaufen jejangen, zwischen der Arbeitszeit. (Lachen) Da hieß es, die erste Kündigung von der DDR (lachen). (13/1063ff.)

Dennoch zeigt sie kritische Urteilsfähigkeit, was die Glaubwürdigkeit der Presse betrifft:

Man sagt immer, ein Viertel ist vielleicht wahr, ne? Das andere is dabei. Die Journalisten, die, die schmücken doch das aus, ne? (13/996ff.)

Das hier verwendete verallgemeinernde Pronomen »man« wird ansonsten relativ selten von ihr benutzt, und wenn, dann um zu verschleiern, woher sie ihre Ansicht hat, oder um zu betonen, daß ihre Ansicht hier Allgemein-

gültigkeitsanspruch hat.¹⁶¹ Hier könnte beides vorliegen. So kann sie einerseits Aussagen der Presse zur Stärkung ihrer eigenen Argumente verwenden, andererseits den Wahrheitscharakter ihr nicht genehmer Meldungen anzweifeln.

Überhaupt hindert sie ihre eigene Geschichte und ihr ständiger Perspektivwechsel zwischen „wir heute und die anderen heute“ und in der Retrospektive „wir damals und die anderen damals“ zunächst, eindeutig Stellung zu beziehen. Es entsteht der Eindruck, als würde sie sich keiner Gruppe als zugehörig empfinden. In Erinnerung an ihre eigenen Eingliederungsprobleme kann sie nicht allzu hart mit EinwanderInnen ins Gericht gehen, zumal sie auch genügend Kritik an den Deutschen hat. „Sie sehen ja *** das war ein Deutscher“ (13/729) sagt sie über einen Mann, der sie vergewaltigen wollte, und benutzt diese Erfahrung, um das negative Ansehen der EinwanderInnen und gleichzeitig das positive Ansehen der Deutschen zu relativieren. „Es gibt solche und solche“ (13/723), ist das Ergebnis ihrer Überlegungen.

Dennoch wird Kritik laut, wenn ihre eigene finanzielle Absicherung in Gefahr ist:

*Der Arbeiter muß das ranbringen, wie jesagt, der Steuerzahler. * Uns, als Rentner, wird ja auch abgezogen. Wir kriegen ja auch nich alles in die Hand. * Tja. (13/1026ff.)*

Hier wird deutlich, daß sie ihre Argumentationsmuster nicht in der jeweiligen Situation »erfindet«, sondern auch auf »Denkangebote« zurückgreift.¹⁶² Hier wird ein in den letzten Jahren verstärktes Bewußtsein über die Rentenberechnung und ihre Problematik sofort mit Einsparungen im sozialen Bereich und Steuererhöhungen verbunden. Allerdings ist Frau B. mit einer sicherlich nicht üppigen Rente von Einsparungen besonders betroffen, ebenso wie die von ihr genannten Arbeiter, denen sie sich offensichtlich als zugehörig empfindet. Frau B. zieht nun den Schluß, daß Einsparungen allein notwendig seien, um weiterhin die Entwicklungsländer und die MigrantInnen zu unterstützen.

*Wo soll das Geld alle herkommen? Und jeder, jedes Land will doch von uns Geld! Was ham wir nich alles schon für Milliarden - jeder will Geld. ** (13/1022ff.)*

Hier zeigt sich auch, daß ihr bestimmte Argumentationsstrategien aus der Politik und besonders der BILD-Zeitung, die sie ja regelmäßig liest, durchaus geläufig sind. Ihr »Verständnis« für die Anderen hat durchaus seine Grenzen, falls man sie »stört«. Sobald es also an die finanzielle Substanz geht, wird man selber zum Opfer, und die Verfolgten werden zu Verfolgern, gegen die man sich wehren muß.

¹⁶¹ Vgl. auch die Textstelle, in der ihre Aussagen das Verhältnis der Deutschen zur Autorität beschreiben. „Da muß man schon einen haben, der was tut. Der Deutsche will ja ein bißchen kommandiert werden.“ (13/1006).

¹⁶² Vgl. hierzu Leiprecht, 1991, S. 21.

(...) ja wenn hier einer nicht arbeiten will, der braucht gar nicht erst zu kommen. ** Hier muß man alles anfassen. (13/1060f.)

Daß man hier alles anfassen muß, soll hier keine natürliche Notwendigkeit ausdrücken, sondern beschreibt aus Frau B.s Sicht die von ihr durchaus geschätzte autoritäre Struktur dieser Gesellschaft:

*Einer muß ja was tun, ne? Ein bißchen Ordnung machen. * Ne? * Der Deutsche will ja ein bißchen kommandiert werden. * Da muß man schon einen haben, der was tut. * (13/1004ff.)*

Auch hier sammelt sie noch Argumente, die ihre Ansicht bekräftigen.

Da ich in die Auseinandersetzung nicht einsteige, bringt sie ihre Argumentation zunächst mit Relativierungen («ein bißchen«, »ne?«), dann aber mit einem eindeutigen Ergebnis zu Ende: „Da muß man schon einen haben, der was tut.“ Das „man“ hat hier Allgemeingültigkeitsanspruch, ebenso wie „der Deutsche“, der kommandiert werden will, dessen Charaktereigenschaft es nach Frau B. offensichtlich ist, schwach zu sein und nach der Obrigkeit zu rufen.

Dennoch überrascht ihre undifferenzierte Art und Weise, mit der sie sich auf Hitler bezieht:

Damals, wo das der Hitler war, da war das ja deutsch. Bielitz (?) und diese Ecke da unten (...) Das war ein Luftkurort, man hat Geld verdient, das war wichtig! (13/489ff.)

Ohne Skrupel verbindet sie mit dem Namen Hitler hier lediglich eine Zeitangabe. Sie reduziert damit das Dritte Reich auf den Zeitraum, in dem sie gut verdient hat. Im gesamten Interview äußert sie sich kein einziges Mal kritisch zur damaligen Zeit. Auffällig häufig sind hingegen Äußerungen wie „Die Jugend is heut anders wie wir“ (13/332f.) und „Da war alles noch richtig Holz“ (13/929), (über die Qualität heutiger Möbel). Der Zeitraum, indem die genannten Dinge viel besser waren als heute, ist ihre Jugend, die Zeit des Dritten Reiches.

Geprägt durch die Medien, ist ihr Bild des Deutschen bestimmt von Fleiß, Ausdauer, Ordnung und Anpassungsvermögen. Wer sich dem bedingungslos unterordnet, der darf bleiben:

*Man merkt se nicht. * Die müssen sich anständig benehmen und naja. Und wie jesagt, die benehmen sich auch, denn wenn was passiert und so, dann werden se abgeschoben. ***

Mmh.

Was man manchmal von Deutschen nich erwarten kann. (lachen) (13/712ff.)

Wieder zeigt sich Kritik an den heutigen Gesellschaftsstrukturen. „Was man manchmal von Deutschen nich erwarten kann“ heißt hier, daß Deutsche, wenn sie sich nicht benehmen - und das wird hier impliziert - aus Frau B.s Sicht leider nicht abgeschoben werden können. Es fehlt hier also ein wirksames Druckmittel. So finden auch Mütter, die ihren Kindern nicht autoritär genug begegnen, ebenso ihre vehemente Kritik, wie Jugendliche, die abends spät noch draußen sind (vgl. 13/350 u. 13/328).

Sie scheint hier in einen sozialen Diskurs verstrickt zu sein, der geprägt ist von der Argumentationsweise des Dritten Reiches und der mit bestimmten Aussagen heutiger Medien wieder gespeist wird.

6. Mögliche Ursachen

Frau B.s Haltung gegenüber MigrantInnen ist zwiespältig. Einerseits ist sie, wie viele andere, der Meinung, daß es durch die MigrantInnen zu viele Probleme gibt, die nun die Deutschen mittragen müssen. Dazu ist sie nicht bereit. Viele Informationen, die sie bekommt, bestätigen zwar ihre Einstellung, andererseits kam sie selber als Flüchtling nach Duisburg und weiß, wie schwer es solche Leute haben. Dies zu leugnen würde bedeuten, einen Teil ihrer Lebensgeschichte zu verraten.

Als Frau B. nach Duisburg kam, sah sie sich als Außenseiterin und versuchte die Anforderungen, die an sie als Flüchtling gestellt wurden, zu erfüllen:

Ach ehrlich jesacht, ich hab mich um keinen gestört. Ich war nett zu allen, und das ging ganz prima. Ich hab mit keinem was gehabt. (13/65ff.)

Das zeigt in erster Linie ihre Fähigkeit, sich anzupassen, und ihren Pragmatismus.¹⁶³ Privat hat sie sich immer sehr zurückgezogen. Das hat allerdings auch dazu geführt, daß sie sich der neuen sozialen Umgebung nicht wirklich als zugehörig empfunden hat.

*Dann hat man uns wohl gesehen, aber * später, später da hab ich schon mehr kennengelernt, nicht. Da wußte man schon, wer das ist, nicht, und so. Aber im Grunde genommen, ich interessier mich nicht. Wenn ich mit den Leuten nicht so was zu tun habe, gut, man sagt „Guten Tag“, und das hat sich dann, ne?*

Mmh.

*Jetzt mit Frau A. ja und D., ne, ach so und da wird begrüßt. Aber wissen Sie, so in die Wohnung dann rein, dat tu ich nicht. Denn manche machen nen Kaffeeklatsch und so, das mach ich nicht. * Dat tu ich nicht. (13/258ff.)*

Auf mein Nachfragen nach Bekannten und Freunden in Duisburg antwortet sie vehement mit „Nein!“ (13/959)

Das mach ich - da bin ich nich für, wenn man da irgendwie, das sind immer Verpflichtungen! Das mach ich nicht. (13/961ff.)

Dies ist ein doch recht auffälliger Bezug aufs Private, und vermutlich glaubt sie, auf diese Weise Konflikte vermeiden zu können.

Ihr Bedürfnis nach Ruhe und Ordnung spiegelt sich in vielen Bereichen ihres Privatlebens. Als Hobby betreibt sie einen kleinen Garten, der aber

¹⁶³ Auch die Verwendung der Substantive, geordnet nach Bedeutungsfeldern, verweist auf diesen Pragmatismus. Die meisten Substantive benennen konkrete Gegenstände, Menschen, Orte und Tätigkeiten. Sie gehören zu den Bedeutungsfeldern Wohnung, Familie und Arbeit.

nicht in einem Kleingartengelände liegt, sondern abseits. Als Lektüre bevorzugt sie leichte Kost:

*(...) dann kauf ich mir die Schmöker (...) Das sind ein paar Stunden Unterhaltung (...) Wenn im Fernsehen nix is? * Setz mich da inne Ecke (nuscheln). (13/969ff.)*

Auch ihr Fernsehkonsum ist wenig anspruchsvoll; sie hat eine Vorliebe für Unterhaltungssendungen („Schlager, Wunschkonzert“, 13/978) und für Kriminalfilme, die zwar Konflikte behandeln, aber letztendlich doch die „Guten“ belohnen, indem die „Bösen“ bestraft werden. Aber auch dort bleibt ihr Interesse oberflächlich, sobald sich ein Thema als vielschichtig erweist:

*Naja, jetzt war son, son aus- ausländischer Film, son vom Dschungel da, oder was weiß ich. (...) Da hab ich mir die Folgen auch anjeguckt.** (13/978)*

Gemeint ist »Rambo«. Und auch hier wird wieder deutlich, daß Nationalitäten und Ländernamen ihr zu kompliziert sind. Vereinfachend verarbeitet sie alle Informationen in ihr Innen-Außenschema („aus-ausländischer Film“); das genügt ihr, denn sie „weiß ja nichts“ und entzieht sich damit jeder Verantwortung und jeden Konflikts. Ihre „was weiß ich“-Strategie tritt mit Regelmäßigkeit dann auf, wenn Frau B. ihre Meinung kundtut. Mit dem vorgeschobenen Eingeständnis der eigenen Beschränktheit kommt sie Einwänden zuvor und demonstriert Bereitschaft zur Einlenkung - zumindest verbal -, um jede Auseinandersetzung zu vermeiden.

So fällt auch ihr häufiges „ne“ auf. Dieses »Gesprächswort« tritt an markanten Stellen auf, häufig am Satzende, um das Gesagte zu bekräftigen oder, was wesentlich häufiger der Fall ist, als Frage formuliert, um die Zustimmung der Interviewerin einzufordern. Diese Einschränkungen oder Abschwächungen zeigen, daß sie sich inaktiv der Situation fügt. Auch auf mikrostruktureller Ebene wird hier ihre Konfliktvermeidungsstrategie sichtbar.

Auch wenn Frau B. immer versucht, nur solche Informationen aufzunehmen, die in ihr Weltbild passen, kommt gerade sie durch ihre Lebensgeschichte in einen Konflikt. Einerseits kann sie Informationen aus der Presse über Schlepper (vgl. 13/1100) und schlechte Lebensumstände der AsylbewerberInnen nicht übergehen - ihre eigenen Erinnerungen an ihr Leben als Flüchtling verhindern dies. Andererseits fühlt sie sich vom Bild des Deutschen, der zuerst im eigenen Land für Wohlstand sorgt und den Rest dann großzügig verteilt, sehr angezogen. Vielleicht hat sie in diesem Punkt aber auch nur aufgegeben und sich angepaßt, wie man es von ihr verlangt hat.

Diese Bindung an zwei sich eigentlich widersprechende Identifikationen, ein Widerspruch, der ihr nicht klar bewußt ist, führt zu einem Konflikt. Hier liegt allerdings wohl kaum eine individuelle »Fehlentwicklung« vor. Mehrere und sich widersprechende Erwartungen können auf gesellschaftliche Machtkonstellationen verweisen. So ist sich auch Frau B. ihrer benachteiligten Rolle als arbeitende Frau („da ham wir ja nich viel verdient, ne? Die Frauen die waren ja immer unten.“ 13/536f.) ebenso wie der Doppelbelastung durch Beruf und Haushalt/Familie (vgl. 13/45f. u. 13/405f.) durchaus

bewußt. Frau B. versucht diesen Konflikt durch Verdrängung bestimmter, nicht in ihr Weltbild passender Informationen zu lösen. Sie thematisiert ihre unterschiedlichen Identifikationen nicht und verfügt somit über keine Distanz. Sie begreift Widersprüchliches nicht als widersprüchlich und Zwang nicht als Zwang. Somit kann sie sich einmal mit den AsylbewerberInnen identifizieren, aber auch mit dem Deutschen-Bild, das ihr auch aufgrund ihrer Lesegewohnheiten (BILD-Zeitung, Stadtblättchen) in den Medien vorgestellt wird. Ihre Identifikation mit den AsylbewerberInnen wird stets dort brüchig, wo ihr durch die Medien verstärkt »negative« Eigenschaften, nicht(west)-deutsche Eigenschaften vermittelt werden.

Es wird deutlich, daß Frau B. es trotz ihrer den EinwanderInnen verwandten Lebensgeschichte nicht schafft, sich aus dem sie umgebenden Alltagsdiskurs zu lösen - daß sie allerdings auch gar keinen Versuch dazu unternimmt. Aus ihrem mit viel Freundlichkeit und Zurückhaltung verbundenen und dennoch, wenn auch verdeckt vorhandenen Rassismus entsteht, auch aufgrund ihres Rückzugs ins Private, keine direkte Handlungsbereitschaft gegen EinwanderInnen. Doch trotz ihrer Freundlichkeit und ihres Verständnisses für die Situation der EinwanderInnen ist momentan davon auszugehen, daß sie weitere Maßnahmen gegen EinwanderInnen und AsylbewerberInnen letztendlich moralisch unterstützen würde.

3.8 Stefanie Hansen:

Du sollst nicht rassistisch sein!

Analyse eines Interviews mit einem 23-jährigen Studenten der Vermessungstechnik¹⁶⁴

1. Zur Person

...aber ich muß ganz ehrlich sagen, ich wüßt auch keine Lösung dafür...“

Der Interviewte, den ich im folgenden »Jörg« nennen werde, ist 23 Jahre alt und Student der Vermessungstechnik. Zusammen mit seinen Eltern lebt er in einer Mietwohnung in einem Stadtteil mit hohem Einwandereranteil (30,15%). »Jörg« genoß eine katholisch-konservative Erziehung, einmal durch seine Eltern, zum anderen besonders durch die Schule, da er ein katholisches Privatgymnasium besuchte.

Nach dem Abitur 1987 leistete »Jörg« seinen Wehrdienst ab und begann anschließend sein Studium, welches er nun mit Spaß und Ehrgeiz betreibt.

Seine Freizeit verbringt »Jörg« häufig gemeinsam mit Freundinnen und Freunden, treibt Sport, geht ins Kino, trifft sich in Cafés und besucht Diskotheken. Er ist ein geselliger und lebensfroher Typ, der, ständig unterwegs, selten zur Ruhe kommt.

Charakteristisch für »Jörg« ist sein ausgeprägtes Modebewußtsein; seine Vorliebe für teure, hochwertige Kleidung und sein ständig gestyltes Äußeres. So stehen auch während des Interviews Mode und Modegeschäfte oftmals im Mittelpunkt seiner Äußerungen (6/66,80,90,107). Klischeehaft könnte man ihn als Yuppie bezeichnen; der Typ des jungen, dynamischen, angehenden Akademikers, auf Konsum fixiert, stark auf Äußerlichkeiten bedacht und meist um seine eigene Bequemlichkeit bemüht.¹⁶⁵

Politisch legt »Jörg« sich nicht gerne fest; er tendiert aber zur konservativen Mitte (FDP/ CDU) - hier deutet sich schon eine gewisse Unsicherheit bezüglich definitiver Stellungnahmen an.

Im Interview beschäftigt sich »Jörg« immer wieder mit politischen Ereignissen, so daß man ihn sicherlich als gesellschaftspolitisch interessierten Menschen bezeichnen kann. Beispielsweise widmet er sich Themen wie Wiedervereinigung (6/208ff.), Ost-West-Verhältnis (6/216ff.), Zeit des kalten Krieges (6/230f.), Umweltproblematik (6/233f.) und Schäuble-Attentat (6/240ff.).

¹⁶⁴ Das Interview ist nachzulesen in: Jäger 1991b, S. 154-173.

¹⁶⁵ Dies wird ausführlich in seiner Stellungnahme zum öffentlichen Nahverkehr (6/117-169) deutlich.

»Jörg« liest regelmäßig eine Tageszeitung (NRZ; manchmal Bild), informiert sich in Wochenzeitschriften (Der Spiegel) und politischen Fernsehmagazinen (Monitor u.a.). Um über das tägliche Weltgeschehen unterrichtet zu sein, hört und sieht er regelmäßig Nachrichtensendungen. Um so verwunderlicher ist es, daß er 14 Tage vor Ausbruch des Golf-Krieges dieses brenzlige Weltgeschehen völlig außer Acht läßt. Während er über das Ost-West-Verhältnis und die Auflösung von Feindbildern spricht, kommt er sogar zu dem Schluß:

...aber na dieses - äh - kriegerische Problem is ziemlich beseitigt... (6/234f.)

Solche Verdrängungen akuter Probleme lassen Rückschlüsse auf seine eingeeengte Sichtweise zu. »Jörg« beschäftigt sich im Interview vorrangig mit seinem heimatlichen Umfeld und der Innenpolitik Deutschlands. Themen, die außerhalb Europas liegen, finden bei ihm kaum Beachtung.

Glatt wie sein Äußeres sind auch »Jörgs« Meinungsäußerungen. Er ist liberal bis konservativ und scheut sich vor allgemeingültigen Aussagen; er bezieht niemals eindeutige Positionen und hütet sich vor „radikalen“ Stellungnahmen, besonders wenn es sich um kritische Fragen oder Problemstellungen handelt. Dies ist teilweise auf seine Bequemlichkeit zurückzuführen, aber auch auf die Angst vor Unannehmlichkeiten (möglicherweise anzuecken) bzw. vor Auseinandersetzungen, die sein harmonisches Weltbild ins Wanken bringen könnten. Er ist geprägt von einem Drang nach Ausgeglichenheit und Verständnis, welches er für alles und jeden aufbringt. So setzt er sich ständig mit kontroversen Positionen auseinander, wägt Vor- und Nachteile gegeneinander ab, will Widersprüchliches auflösen, um allen gerecht zu werden. Eingebunden in vergebliche Bemühungen dialektischen Denkens, vermag er jedoch die Gegensätze nicht zu überwinden und gelangt zu keinem Lösungsansatz. Seine Bemühungen scheitern bzw. zerfließen letztendlich in Relativierungen und Fatalismus. So zieht er sich oftmals in seine eigene Subjektivität zurück (in 520 Zeilen verwendet er 253 mal die 1. Person Singular), um jederzeit die Möglichkeit zu haben, seine Meinung revidieren zu können. Dennoch setzt er sich genau, teilweise analytisch mit seinem Umfeld auseinander. Andererseits fehlt ihm die Weitsicht, vielleicht auch der Mut, globalere Zusammenhänge einzubeziehen (s. Golf-Konflikt).

2. Die Situation in »Jörgs« Wohngegend

„...die meisten Schichten, die hier wohnen, das sind halt sozial bemindert(e)... (6/93f.)“

»Jörgs« Wohngegend ist geprägt von seinen unterschiedlichen Bewohnern. Menschen verschiedenster Nationalitäten und sozialer Schichten leben auf wenigen Quadratkilometern nebeneinander. Eine alte Zehensiedlung geht über in eine Gegend mit Heimen für „Spätaussiedler“; dazwischen erstrecken sich Straßenzüge mit modernen Einfamilienhäusern; daran anschließend findet man Sozialwohnungsbauten, türkische Viertel und private Mehrfamilienhäuser.

Neben den Eingeborenen machen die türkischen Einwandererfamilien mit 87,5% den größten Anteil an der gesamten Einwandererbevolkerung aus. So findet man außer einer Moschee auch einige türkische Geschäfte und Unternehmen.

Obwohl alles nah beieinander liegt und ineinander übergeht, ist eine klare Trennung von sozialen Schichten und Nationen sichtbar. Selten kommen Kontakte zustande; so trifft man nur dort aufeinander, wo es zwangsläufig zu Begegnungen kommt. Beispielsweise besuchte »Jörg« eine Grundschule, „die sehr gemischt war mit türkischen Kindern und deutschen Kindern...“ (6/30f.). Dennoch hat »Jörg« weder türkische Freunde/Freundinnen noch Bekannte.

So ist für dieses Viertel kennzeichnend, daß nicht miteinander, sondern nebeneinander gelebt wird. Da dieser Umstand seit den siebziger Jahren vorherrscht, ist »Jörg«, wie viele Kinder und Jugendliche mit ihm, dort hineingewachsen.¹⁶⁶

3. »Jörgs« Einstellung zu Einwanderern

„... was vielleicht ein Problem ist hier, die hohe Ausländerwohnrate in (Stadtteil), was für mich eigentlich nicht so sehr stört...“ (6/18-20)

Eingeleitet habe ich das Interview mit der Frage nach dem Wohlbefinden »Jörgs« in seinem Stadtteil. »Jörg« erörtert die Vor- und Nachteile der Region und konstatiert für sein Wohnumfeld:

...was vielleicht ein Problem ist hier, die hohe Ausländerwohnrate in (Stadtteil), was für mich eigentlich nicht so sehr stört... (6/18-20)

Ohne daß eine derartige Antwort durch die Frage suggeriert worden wäre, geht »Jörg« gleich zu Beginn auf das gemeinsame Leben unterschiedlicher ethnischer Gruppen ein. Zunächst bezeichnet er die Anzahl der eingewanderten Einwohner als Problem, als schwierige, ungelöste Aufgabe. Direkt im Anschluß daran distanziert er sich wieder von dieser Aussage und betont, daß es ihn *eigentlich* nicht stört:

*...weil ich auch in dieser Gegend aufgewachsen bin, das gar nicht anders kenne - * * - das belastet einen dann **eigentlich** nicht mehr, ja **eigentlich** gar nicht mehr so. (6/20-22, Hervorhebung v. S.H.)*

»Jörg« ist bemüht, einen vorurteilsfreien Eindruck zu vermitteln, und er will zeigen, wie tolerant er mit diesem „Problem“ umgeht. Doch es gelingt ihm nicht. Durch das Wort „eigentlich“ relativiert er seine positive Stellungnahme. Die Verben „belasten“ und „stören“ implizieren negative Empfindungen.

¹⁶⁶ Diese Kurzbeschreibung soll verdeutlichen, welche Beziehung »Jörg« zu Einwanderern hat. Er glaubt über eine Fülle an konkreten, alltäglichen Erfahrungen mit Einwanderern zu verfügen, berücksichtigt jedoch nicht die Oberflächlichkeit seines Wissens.

Obwohl »Jörg« einen toleranten Eindruck erwecken möchte, bleibt sein Unbehagen Einwanderern gegenüber nicht verborgen. Wenn »Jörg« sagt, „das belastet einen dann *eigentlich* nicht mehr“, so impliziert dies, daß es ihn belasten würde, wäre er nicht seit Jahren daran gewöhnt. Bringt er andererseits zum Ausdruck, daß es ihn „*eigentlich* nicht so sehr stört“, meint er damit, daß es ihn stört, jedoch nicht im extremen Maße. Worin Störung und Belastung bestehen, erläutert »Jörg« nicht. Eher unbewußt assoziiert er mit „Ausländern“ eine Art Bürde.

Nach van Dijk handelt es sich bei derartigen Verknüpfungen um feste Schemata, z.B. über die Sicht von Einwanderergruppen, welche gelernt und verinnerlicht werden und blitzschnell im Gedächtnis abrufbar sind.¹⁶⁷

Auch bei »Jörg« sind solche festen Strukturen Grundlage seiner Aussagen; spricht er also von Belastung, ist zu vermuten, daß er sich auf genetische und/oder kulturelle Andersartigkeiten bezieht, ohne daß er dies explizit äußert. Durch das alltägliche Zusammentreffen mit Einwanderern nimmt »Jörg« deren Sitten und Gebräuche wahr und empfindet sie möglicherweise als bedrohend, zumindest aber als von seinen Normvorstellungen abweichend. Hier deuten sich rassistische Denkstrukturen an. Da »Jörg« sich bemüht, einen anti-rassistischen und toleranten Eindruck zu vermitteln, könnte es sich hierbei um eine verhüllende Strategie handeln. Das entspräche somit den Untersuchungsergebnissen van Dijks, daß Rassismus selten offen geäußert wird, rassistische Einstellungen dennoch vorhanden sind (van Dijk 1992b).

M. E. ist »Jörg« sich seiner rassistischen Einstellungen nicht bewußt; an seinem unreflektierten Sprachgebrauch läßt sich dennoch Unbehagen gegenüber Einwanderern ermitteln. »Jörg« ist folglich in den rassistischen Diskurs eingebunden, was sich auch anhand der folgenden Textpassage genauer nachweisen läßt.

Er betont:

...also ich persönlich hab noch keine direkten Probleme mit Ausländern gehabt, weiß ich, von mir aus irgendwelche Auseinandersetzungen, von mir aus Schlägereien oder sonstwas... (6/25-28)

Erneut will »Jörg« verdeutlichen, wie wenig Probleme für ihn ein Zusammenleben mit Einwanderern aufwirft. Gleichzeitig assoziiert er aber mit der Vorstellung möglicher Auseinandersetzungen Konflikte gewalttätiger Art. Dieses Klischee, daß „Ausländer“ ständig Schlägereien provozieren, ist offenbar als prototypisches Schema in seinem Kopf abrufbar.

Da „frames“ und „scripts“ im Laufe der Entwicklung erlernt werden und sich verfestigen, wirken vielerlei gesellschaftliche Einflüsse darauf ein.

¹⁶⁷ Gerade bei komplizierten Sachverhalten kommen diese „frames“ und „scripts“ zum Tragen, denn „in social cognition, schemata are, for instance, assumed to organize our knowledge about other people and other groups and their actions.“ (van Dijk 1987, S. 184)

Nach van Dijk wird ein derartiges Denken besonders durch Elitediskurse produziert und verstärkt, nachdrücklich durch den Mediendiskurs, da er eng mit den herrschenden Machtstrukturen verbunden ist (van Dijk 1992a, S. 10-15).

Wenn »Jörg« also behauptet, daß er Probleme mit „Ausländern“

...auch nie so persönlich erlebt (habe) bei anderen Leuten... (6/32),

sind seine Quellen des Wissens weder eigene Erfahrungen noch Erlebnisse von Bekannten. Vielmehr handelt es sich hier wohl um Kenntnisse aus dem massenmedialen Diskurs, in dem ständig von Auseinandersetzungen zwischen Eingeborenen und Einwanderern berichtet wird. »Jörg« vermag sich diesem Einfluß nicht zu entziehen. Obwohl er ständig bemüht ist, Toleranz zu beweisen, reproduziert er diskriminierende Haltungen und klischeehafte Vorstellungen, die die Medien ihm vermitteln.

So versucht er zu erklären, wie es zu solchen Handgreiflichkeiten kommt:

...es bleibt natürlich nicht aus, daß wenn türkische Mitbürger in diese Ghettos abgedrängt werden (...), daß das natürlich immer wieder zu Konflikten kommt. (6/33-36)

»Jörg« bezieht Stellung zugunsten der Einwanderer, indem er die Ghettobil- dung verurteilt, die er nicht, wie es in vielen anderen Interviews der Fall ist, den Türken selbst zuschreibt. Vielmehr sieht er darin einen passiven Vorgang. Ghetto bezeichnet heute generell einen Ort, in dem Minderheiten in aufgezwungener Segregation leben müssen. Viele Eingeborene vertreten die Auffassung, daß Einwanderer sich freiwillig absondern, um ihre eigene Kultur weiterleben zu können, und verurteilen dies. »Jörg« vertritt einen anderen Standpunkt. Einwanderer werden, da sie materiell minderbemittelt sind,

...weil die Miete dort billig ist, weil sie's sich nicht anders leisten können... (6/35f.),

in bestimmte Viertel abgedrängt. Er verurteilt nicht die Einwanderer, sondern die Eingeborenen, die diese Abdrängung vornehmen. Konflikte entstehen dann,

*...wenn deutsche Jugendliche da meinen, 'ne dicke Lippe riskieren zu müssen diesen Leuten gegenüber, weil se meinen, sie wären was Beßres, oder * wie das so geht. (6/38-40)*

»Jörg« verurteilt die Eingeborenen, die aufgrund besserer sozialer Stellung Einwanderern gegenüber dominieren wollen. Gleichwohl sieht »Jörg« diese Auseinandersetzung als unausweichlich an. Seiner Ansicht nach wird es

*...natürlich immer wieder zu Konflikten (kommen...) wie das so geht (...) wenn sich das so aufbauscht * *.“ (6/36-42)*

Dieses anscheinend immer fortwährende („natürliche“) Problem stellt er eher sachlich dar. Er sieht das Ganze quasi als naturgegeben an und kommt nicht entfernt auf den Gedanken, nach den Ursachen für die Migration, nach politischen Fehlern, stadtplanerischen Irrtümern etc. zu fragen. Inso-

fern kann er auch gar nicht in die Nähe irgendwelcher rationaler Lösungsvorschläge gelangen.¹⁶⁸

Hier werden abermals negative Vorstellungen deutlich: Einwanderer sind materiell minderbemittelt. Dabei darf nicht vergessen werden, daß »Jörg« in einem Stadtteil mit hoher Arbeitslosenquote wohnt. Besonders Einwanderer sind oftmals ohne Anstellung; somit ist seine Darlegung sachlich berechtigt. Jedoch verallgemeinert »Jörg« seine Aussage, ihm erscheinen alle Einwanderer als minderbemittelt.¹⁶⁹

Dies wird auch an anderer Stelle deutlich. »Jörg« sieht die Geschäfte in seinem Stadtteil als antiquiert an:

*Weisse, das ist alles so - äh - die Läden hier in (Stadtteil), jetzt eben außer Lebensmittelgeschäften usw., die haben einfach so'n Stand, der is so * ja antiquarisch manchmal, die haben also Modegeschäfte da - äh - was heißt Modegeschäfte, is schon fast übertrieben, die, das sind alles so Läden, die eben auf die Bevölkerung hier mehr oder weniger abgestimmt sind, das sind halt, die meisten Schichten, die hier wohnen, das sind halt sozial bemindert, und die können sich also die Sache nicht leisten, und dann wird halt das Angebot darauf ausgelegt, und - äh - wenn man halt was anderes will oder * vielleicht ma * ne Sache, die man hier nicht überall so kriegt, ja dann keine Chance hier, dann musse wirklich schon weiter fahren. (6/87-98)*

Indem »Jörg« konstatiert, daß das Niveau der Geschäfte niedrig ist, bezieht er diese Aussage eigentlich auf alle Einkäufer, also sowohl auf Einwanderer als auch auf Eingeborene. Nach einer Nachfrage meinerseits bestätigt er jedoch, daß er diesen Zustand auf die Einwanderer zurückführt,

*...weil mittlerweile gibt's ja wirklich - äh - Einkaufsviertel in (Stadtteil) z.B. - äh - wo da nur noch türkische Geschäfte sind, * und das ist natürlich ganz klar auf die Bevölkerung hier ausgelegt, ich meine, ich finde das nicht schlecht, z.B. geh ich auch gerne bei türkischen Geschäften einkaufen, weiß ich, türkische Spezialitäten... (6/101-106)*

Ähnlich wie zu Beginn des Interviews will »Jörg« eine positive Aussage treffen, doch werden dabei auch seine negativen Einstellungen sichtbar. Während »Jörg« das niedrige Niveau der Geschäfte in Bezug zu den türkischen Einwohnern setzt, bemerkt er selbst die Diskriminierung, und er relativiert die Erklärung durch seinen Hinweis auf seine Vorliebe für türkische Spezialitäten. »Jörg« ist Taktiker. Er zügelt sich und balanciert seine negative Aussage durch eine klischeehafte Positivaussage aus. Dennoch bleiben seine Gefühle des Unbehagens nicht verborgen. Möglicherweise sieht er anhand der Geschäftswelt in seinem Stadtteil die Gefahr der Überfremdung; derar-

¹⁶⁸ Durch meine folgende Frage:

Ja und wie siehst du denn die sportlichen Möglichkeiten hier im (Stadtteil)? (6/43f.)

gebe ich allerdings dem Gespräch auch einen anderen Verlauf. »Jörg« hatte anschließend keine Möglichkeit mehr, auf das Thema näher einzugehen.

¹⁶⁹ Die bisher aufgeführten Meinungsäußerungen sind ohne meine Aufforderung zustande gekommen, wurden also nicht zwangsläufig evoziert. »Jörg« spricht aus eigener Motivation heraus. Dies ändert sich im weiteren Verlauf des Interviews: Weitere Aussagen zu Einwanderern erfolgen nur noch nach vorheriger Nachfrage.

tig explizit fremdenfeindliche Aussagen brächte »Jörg« jedoch niemals zum Ausdruck. Um von dieser latent empfundenen Bedrohung abzulenken, will er nun die Vorteile einer multikulturellen Geschäftswelt darstellen, welche er im Angebot fremdländischer Spezialitäten sieht. Lediglich diese kulinarischen Genüsse empfindet »Jörg« als begrüßenswert. Damit vertritt er eine prototypisch deutsche Akzeptierung, die sich meist auf Eßgewohnheiten anderer Kulturen beschränkt.¹⁷⁰

Nachdem »Jörg« die Vor- und Nachteile ausbalanciert hat, gelangt er zu der Schlußfolgerung:

*Aber ich meine, das muß ja nicht , ich seh das **nicht unbedingt als schlecht** an... (6/111f., Hervorhebung v. S.H.),*

eine Aussage, die für seine Relativierungstechniken überaus charakteristisch ist.

3.1 Stellungnahme zum Asylrecht

„... das is, glaub ich, eins der größten Probleme hier, so der Innenpolitik in Deutschland ... (6/395f.)“

Mit diesem Zitat leitet »Jörg« seine zentralen Aussagen zum Thema Asylrecht ein und gibt gleich zu bedenken:

*...weil * ja man, man kann nicht alle Asylanten über einen Kamm scheren, es gibt sicherlich Leute, die wirklich Gründe haben, hier in die Bundesrepublik zu kommen, ob sie nun politisch verfolgt sind oder nicht, aber das Problem ist einfach, da sind dann aber auch, weiß ich, vielleicht 40 % Mitläufer, die einfach irgendwelche politischen Verfolgungen angeben... (6/396-402)*

»Jörg« assoziiert Asylrecht sogleich mit Asylmißbrauch. Zwar gibt er zu bedenken, daß man dies nicht verallgemeinern kann, unterstellt jene „illegale Tat“ aber immerhin „vielleicht“ 40 Prozent. Erneut wird deutlich, wie sehr »Jörgs« Denken dem dominanten Mediendiskurs entspricht, da seine Aussage auf standardisierten Argumentationen beruht, die vielfach vom Elitediskurs vertreten und verbreitet werden. Sein Denken wird derartig gegängelt, daß er beispielsweise gar nicht darüber nachdenkt, wie wichtig es ist, Flüchtlingen Asyl zu gewähren, diesen Menschen in ihrer Not zu helfen. Vielmehr hat er „Vielleicht- Zahlen“ griffbereit, um zu beweisen, wie groß das innenpolitische Problem ist.

»Jörg« stellt damit jedoch keinesfalls das Asylrecht in Frage:

...man kann nicht einfach sagen, wir nehmen die Leute alle nicht auf... (6/404f.).

Ihm ist bewußt, daß viele Menschen in anderen Ländern leiden und daß es somit „natürlich klar“ ist,

¹⁷⁰ Teilweise kann man hier von „positivem Rassismus“ sprechen, d.h. einem Rassismus, der die anderen auf eine für einen selbst positiv empfundene oder bewertete Eigenschaft festlegt; hier darauf, daß Türken eine gute Küche haben.

...daß die Leute hier rüberkommen, sich hier den Himmel erhoffen... (6/411f., Hervorhebung v. S.H.)

Dennoch bezichtigt er nahezu jeden zweiten Asylsuchenden des Gesetzesmißbrauchs, was er in eine Ja-aber-Konstruktion („es gibt sicherlich (...) aber das Problem ist...“) einbindet. Durch die anfänglich positive Selbstdarstellung, indem er Verständnis und Toleranz beweist, nimmt er dem anschließenden, eigentlichen Problem die Schärfe. Dieses Problem sieht er in den Mitläufern, die nur den Anschein erwecken wollen, sie seien Flüchtlinge; also Trittbrettfahrer, die ihnen nicht zustehende Hilfe und Vorteile genießen wollen. »Jörg« bringt zwar Verständnis für sogenannte „Scheinasyllanten“ auf, denn:

...o.k., das Leben ist (hier) wahrscheinlich wirklich tausendmal besser als in Ungarn oder sonstwo... (6/402-404)

Jedoch kommt es aufgrund dieser vielen Mitläufer

...natürlich hier zu Problemen (...), also Wohnungsnot usw. usw... (6/413)

Der gesamte Abschnitt ist von einer starken Innen-Außen-Symbolik durchzogen. Siebenmal wird das '*hier*' zur Kennzeichnung der BRD benutzt, gekoppelt mit dem Verb 'kommen'. Damit wird eine Fortbewegung aus anderen Bereichen in Richtung 'deutsches Haus' beschrieben. Letzteres steht 'hier', während die Asylsuchenden *drüben* sind und nun '*rüberkommen*'. Möglicherweise lassen sich an dieser Innen-Außen-Symbolik Bedrohungsgefühle festmachen; die Angst vor „Überflutung“, nach dem Motto: Es kommen zu Viele.

So zeigt »Jörg« durchaus Verständnis für die Eingeborenen, „die auf die Barrikaden gehn“ (6/414f.), wenn Häuser extra für Flüchtlinge gebaut werden. Hier berichtet er erstmalig aus eigener Erfahrung, da in seiner unmittelbaren Nachbarschaft ein sog. „Asylantenheim“ entsteht:

...ne Familie aus unserem Haus hat sich dann erkundigt - äh - was die Mieten kosten (...) und da hieß es (...) das Haus wird nur für Asylanten gebaut, also nur für Asylantenfamilien, die dürften da wohnen. (6/416-421)

Mit dieser Schilderung versucht »Jörg« seine negative Haltung „Scheinasyllanten“ gegenüber zu rechtfertigen, indem er sich hinter der Meinung der Gesellschaft versteckt:

...man sagt halt, ich bin ein Deutscher, ich bin hier in Deutschland, wieso krieg ich keine Wohnung, und da wird ein Haus gebaut - äh - für Asyilleute... (6/423-425).

Er verdeutlicht, daß Eingeborene aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu dieser Nation meinen, ein verstärktes Anrecht auf Wohnraum zu haben. Die Toleranz Einwanderern gegenüber reicht also höchstens bis zu der Stelle, an der die eigenen Privilegien tangiert werden. Gleichbehandlungen der Minderheit werden nicht akzeptiert und als ungerecht empfunden. »Jörg« distanziert sich zwar von solchen Aussagen und sagt, daß „die Leute“ derartige, wie er meint, Bevorzugungen nicht verstehen, er das aber wiederum akzeptieren kann.

»Jörg« bedient sich hier einer Leugnungsstrategie: Er streitet jeglichen Rassismus seinerseits ab und zeigt mit dem Finger auf „andere“. Van Dijk bezeichnet derartige Leugnungen als eine Form des „modernen“ Rassismus von Mittelklassen-Eliten, zu denen »Jörg« als angehender Akademiker gezählt werden kann, welche sich selbst als höchst tolerant und pluralistisch ansehen (van Dijk 1992a, S. 12). Intoleranz und besonders Rassismus, sind mit ihrem Selbstbild nicht zu vereinbaren. Daher sind Verleugnungen, Be-teuerungen, tolerant zu sein, und Verdrehungen wesentlich dafür, dieses positive Weltbild zu bewahren (van Dijk 1992a, S. 12).

»Jörg« stellt sich selbst über Teile der Gesellschaft, maßt sich einen besseren Überblick und mehr Verständnis an, was den anderen wegen ihres „begrenzten Horizonts“ nicht möglich ist („das verstehen die nicht“ 6/425). Souverän erkennt er, daß sowas „natürlich auch wieder zu Rassenhaß¹⁷¹ und Problemen“ (6/426f.) führt. »Jörg« weiß, daß Neid und Mißgunst zu Rassismus führen, verkennt jedoch, daß dieser schon viel früher beginnt. Seine Überlegungen beweisen, daß er sich selbst Einwanderern gegenüber für einen großzügigen und toleranten Menschen hält und sich seiner latent rassistischen Denkstrukturen nicht bewußt ist. Jedoch weiß »Jörg« von der Sprengkraft des Themas, was seine ständige Vorsicht und Behutsamkeit erklärt.

Er vermeidet es, eindeutig Stellung zu beziehen, was anhand der häufigen Relativierungen im Stil des „dialektischen Besinnungsaufsatzes“ zu ersehen ist. Kaum eine Behauptung wird ohne „vielleicht“, „eventuell“ oder „ziemlich“¹⁷² aufgestellt. Darüberhinaus versteckt er sich hinter seiner eigenen Meinung. Permanent benutzt er die 1. Person Singular, verbunden mit Verben wie „denken“, „finden“ und „meinen“¹⁷³. Derartige Formulierungen dienen ihm als Schutzschild. »Jörg« scheut präzise Aussagen und logische Schlußfolgerungen und versucht, sich unangreifbar zu machen. Sein Denken und Argumentieren ist von pseudo-dialektischen Strukturen geprägt. Das wird im weiteren Verlauf des Interviews noch deutlicher.

Nachdem er zuvor Verständnis für die Eingeborenenseite gezeigt hat, findet nun ein Perspektivenwechsel statt. Er wendet sich den Einwanderern zu und bezieht sich auf ihre Probleme. Er bedauert, daß sie nur hin- und hergeschoben werden, „keiner will se haben“ (6/428). Diesen Mißstand begründet er mit der Anzahl:

*...vor allem, es werden immer mehr, immer mehr - äh - * *... (6/428f.)*

171 »Jörgs« Verständnis von Rassenhaß wird leider nicht deutlich. Immerhin handelt es sich um eine extreme Formulierung, die sicher den Begriff der Fremdenfeindlichkeit übertrifft. Rassenhaß wird oftmals als aktive Unterdrückung von Menschen anderer „Rasse“ verstanden. Vermutlich denkt »Jörg« ähnlich und hat aus diesem Grund diese Bezeichnung benutzt.

172 Allein das Wort »ziemlich« wird 26 mal im Interview verwendet.

173 Diese Konstruktionen sind 90 mal im Text zu finden.

Diese Formulierung läßt wegen der Wiederholung des „immer mehr“ vermuten, daß auch »Jörg« sich dadurch bedroht fühlt. Es wird ein Bild einer unüberschaubaren Masse projiziert, die unaufhaltsam einströmt. Man verliert den Überblick und die Kontrolle; ein Konflikt scheint zwangsläufig. Obwohl »Jörg« sich abermals hinter der Meinung der Gesellschaft versteckt, verspürt offenbar auch er diese Bedrohung. »Jörg« resümiert daraus:

...aber ich muß ganz ehrlich sagen, ich wüßte auch keine Lösung dafür, ne... (6/429f.)

Diese Aussage bildet die Schlüsselstelle für »Jörgs« gesamtes Verhalten und Denken. Er erkennt die Problematik, versucht sie zu analysieren, bemüht sich, sich in beide Seiten hineinzusetzen - und resigniert letztendlich. Mit einer Art Schulterzucken gesteht er, daß er nicht weiter weiß. Er macht einen verzweifelten Eindruck, denn er ringt mit sich und den Problemen und findet doch keine Lösung. Diese ließe sich natürlich auch nicht ganz so einfach präsentieren, überdenkt man die gesamte „Problematik“ und will man allen gerecht werden. Dennoch konstatiert »Jörg« viel zu sehr, als daß er beispielsweise kritisiert und an den Problemen weiterarbeitet, sie zu lösen versuchte. So ist er in den rassistischen Diskurs verstrickt, ohne es selbst zu bemerken, immer noch in dem Bemühen verfangen, nicht rassistisch zu wirken.

Unverzagt versetzt »Jörg« sich wieder in die Lage der „Asylanten“ und beklagt den Zustand des menschenverachtenden Umgangs mit ihnen. Er bedauert die Gegebenheiten, doch seine Gedanken enden abermals fatalistisch:

...man sieht ja Asylanträge, die laufen über Jahre, und man kommt zu keiner Einigung, ja und dann irgendwann wird wieder die Hälfte abgeschoben, dann ist wieder dieser Empörungsschrei, und dann kommen sie ja doch wieder. (6/432-435)

Unausweichlich scheint ihm dieser Kreislauf, den er sachlich, fast gefühllos, routiniert, darstellt. »Jörg« findet im folgenden alles „ziemlich unverantwortlich“ - Verschiebung in die DDR - und „ziemlich traurig“ - wenn Asylanten durch die sozialen Maschen fallen. Seine permanenten Relativierungen wirken in zunehmendem Maße ignorant. Ihm fehlt der Mut, eindeutig Stellung zu beziehen und auszudrücken, was ihm mißfällt.

3.2 Aussagen zum Ausländerwahlrecht

„... also grundsätzlich alle Ausländer, daß die wählen dürften, find ich also nicht so gut...“ (6/456f.)

Scheute sich »Jörg« bisher, Ansichten zu äußern, so trifft er hier zum ersten Mal eine explizit diskriminierende Aussage. Zögernd beginnt er mit einer Relativierung: „...also es kommt ganz drauf an, also...“ (6/454).

In seinen Überlegungen, wie man das „Problem“ angehen könnte, wendet er sich dann gegen ein allgemeines Ausländerwahlrecht, wenn auch zurückhaltend und vorsichtig:

...das müßte man dann auch wieder so machen, daß eben, - also grundsätzlich alle Ausländer, daß die wählen dürften, find ich also nicht so gut, man müßte einfach - ähm - auch so'ne Grenze einführen... (6/455-458)

»Jörg« will Einwanderern nach bestimmten Kriterien wie Aufenthaltsdauer, Arbeitsplatz und Verbundenheit mit Deutschland ein Wahlrecht zugestehen. Sind diese Gesichtspunkte nicht erfüllt, sieht er die Gefahr der Manipulation der Einwanderer, weil man doch erst nach (vielen) Jahren „das Ganze vielleicht besser (kennt).“ (6/472) Einige Zeilen später zieht er das Resümee:

...also Ausländerwahlrecht ja, aber eben müßte unterschieden werden, wie lange die Leute hier sind usw... (6/472-474)

Gleichzeitig gibt er zu bedenken, daß das „natürlich auch schwer“ ist, „da irgendwo Grenzen zu ziehen“. (6/477f.)

So ist festzuhalten, daß »Jörg« „ja“ sagt zum Ausländerwahlrecht, jedoch seine Bedingungen stellt. Mit dieser typischen Ja-Aber-Struktur findet zunächst eine positive Selbstdarstellung statt, da »Jörg« einen nachsichtigen Eindruck vermittelt. Das kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß er Einwanderer in manipulierbare und weniger manipulierbare Menschen unterteilt. Indirekt fordert »Jörg« damit eine Assimilation der Einwanderer, denn erst wenn sie sich angepaßt haben, ist die Gefahr der gezielten Beeinflussung gebannt, bzw. nicht größer als bei Eingeborenen.

Der letzte Abschnitt dieser Textpassage macht daneben deutlich, daß »Jörg« ausländisch mit türkisch gleichsetzt. Er stellt hypothetische Überlegungen an, welche Auswirkungen ein Ausländerwahlrecht auf seinen Stadtteil hätte. Daraufhin gibt er zu verstehen:

...also ich kenn mich z.B. in türkischer Politik nich aus, ich kenn also keinerlei türkische Parteien... (6/482-484)

Da »Jörg« täglich mit Türken zusammentrifft, überträgt er sämtliche „Probleme“ mit Einwanderern auf Angehörige dieser Nation. „Schon bei der bloßen Verwendung einer Nationalitätenbezeichnung tauchen Bilder auf, die wir meistens nicht einmal mehr kontrollieren und auch nicht mehr kontrollieren können.“¹⁷⁴ Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß »Jörg« niemals das Substantiv „Türke“ benutzt. Auch die adjektivische Nationalitätenbezeichnung verwendet er nur sechs mal. Ansonsten umgeht er die direkte Anrede und spricht permanent von „den Leuten“, ob sie nun Türken, Ungarn oder Ostdeutsche sind. Das unterstützt die Behauptung, daß »Jörg« extrem behutsam mit der Thematik umgeht, eine Diskriminierung anhand eines Namens vermeiden will, denn beispielsweise halten mittlerweile viele

174 Aus Heinrich Bölls Feindbild-Rede, zit. nach Link 1991b, S. 73.

Eingeborene allein die Bezeichnung „Türke“ für ein Schimpfwort.¹⁷⁵ Möglicherweise meidet »Jörg« das Wort aus diesem Grund.

3.3 Ansichten zur Vereinigung Deutschlands

„...natürlich ist das Ereignis für die Leute drüben wesentlich tragender als für uns, denn wir leben hier schon ewig ganz gut, und wir müssen jetzt nicht dahin, sondern die Leute wollen ja hierhin kommen...“ (6/212-215)

»Jörgs« Aussagen zum Thema Vereinigung sind ausgereifter als seine sonstigen Stellungnahmen. Hier vertritt er seinen Standpunkt wesentlich konsequenter, als es sonst der Fall ist. So liegt die Vermutung nahe, daß er sich mit diesem Ereignis schon intensiver auseinandergesetzt hat. Explizit sagt er:

...ich seh die Wiedervereinigung auch ziemlich positiv... (6/262)

Zwar kommt es auch hier zur Relativierung durch das „*ziemlich*“, jedoch der implizierte negative Beigeschmack entsteht durch den „ganzen Trara, der jetzt natürlich aufkommt“ (6/263 u. 290f.), der »Jörg« „*ziemlich traurig*“ (6/266f. u. 291) stimmt. Er verurteilt diejenigen, die kein Verständnis für die Erwartungen der Ostdeutschen - Angleichung an den westdeutschen Standard - haben. »Jörg« wirbt in dieser Textpassage regelrecht um Sympathie für die Menschen im östlichen Teil Deutschlands, die jahrelang in einem System gelebt haben,

...was total verrodet und veraltet war, und die sind ja wirklich für die Dummen da gehalten worden... (6/260f.)

»Jörgs« sonstige Vorsicht ist von ihm abgefallen. Dafür läßt sich hier aber nun der Einfluß des Elitediskurses verstärkt nachweisen.

»Jörgs« Argumentation basiert nicht auf eigenen Erfahrungen, da er bisher weder in Ostdeutschland war, noch sich mit Übersiedlern unterhalten hat.¹⁷⁶ Er muß somit sein Wissen aus dem massenmedialen Diskurs beziehen, wo während dieser Zeit verstärkt für eine bessere Verständigung zwischen Ost und West geworben wurde. Doch so nah, wie »Jörg« vielleicht selbst meint, steht er den Ostdeutschen nicht, denn es fällt auf, daß er sich weiterhin einer eindeutigen Innen-Außen-Symbolik bedient. So meint er, daß

...das Ereignis für die Leute drüben wesentlich tragender (ist) als für uns, weil wir leben hier schon ewig ganz gut, und wir müssen jetzt nicht dahin, sondern die Leute wollen ja hierhin kommen... (6/212-215, Hervorhebung v. S.H.)

175 Diese Kenntnis habe ich aus Gesprächen mit Türken gewonnen. Haben türkische Einwanderer einen gewissen sozialen Status erreicht, werden sie von Eingeborenen nicht mehr mit „Türke“ angesprochen.

176 Dies ist nicht anhand des Interviews ersichtlich. Es ist mir aus zuvor geführten Gesprächen bekannt.

Westdeutschland wird als ein Haus des Wohlstands gesehen. Die Ostdeutschen befinden sich außerhalb dieses Gebäudes, möchten aber eintreten, um am Wohlstand teilzuhaben. Einige Seiten später tritt diese Symbolik erneut auf. Außerhalb des Hauses ist es

...wirklich, als wenn die Zeit drüben dreißig Jahre stehn geblieben wär... (6/287f.), ...die (Ostdeutschen) treten auf einmal hier rein und sehen 'ne ganz andere Welt, ne... (6/285f., Hervorhebung v. S.H.)

Es folgt eine Perspektivübernahme, indem »Jörg« die Reaktionen der anderen „Hausbewohner“ auf diesen unerwarteten Besuch aufzeigt. Er imitiert ihre Aussagen:

*...- äh - die sollen doch erstmal selber ein bißchen arbeiten und sich hier nicht ins gemachte Nest setzen * ... (6/292f.)*

Gerade die Innen-Außen-Symbolik ist im Zuge der Vereinigung über den Mediendiskurs in den Interdiskurs eingegangen, was sich anhand von »Jörgs« Darstellungsweise belegen läßt. Es wird deutlich, daß »Jörg« mehr „gesprochen wird, als daß er selbst spricht“. Andererseits kann man anhand der Verwendung dieser Symbolik erkennen, daß für »Jörg« eine wirkliche Vereinigung noch in weiter Ferne ist, denn, wie eben aufgewiesen, zeigt »Jörgs« Sprachgebrauch eine offensichtliche Trennung zwischen Innen und Außen, West und Ost. Konsequenterweise benutzt er auch immer noch die Bezeichnung „DDR“, egal ob er das Land vor oder nach der Vereinigung meint. Dies ist wohl auch darin begründet, daß »Jörg« die DDR früher als „Ausland“ angesehen hat:

...für mich war DDR immer ein völlig anderes Land, ich weiß nicht, wie - Österreich oder Holland einfach nicht Deutschland war, war die DDR auch nie Deutschland für mich... (6/271-274)

Dadurch wird die gravierende Trennung, die in seiner Vorstellung noch herrscht, deutlich:

*...wobei ich also für mich sagen muß, daß sich für mich also nichts geändert hat, also ich hab davon eigentlich gar nichts gemerkt, so daß die Mauer gefallen ist * ähm * ... (6/209-212)*

Interessant ist die vorgestanzte Sprache, derer »Jörg« sich hier bedient. Einerseits verweist dies auf einen ausgeprägten Medieneinfluß, andererseits jedoch auch auf eine unzureichende inhaltliche Auseinandersetzung mit der Vereinigung. Beides zeigt sich auch an anderen Stellen deutlich. In 15 Zeilen (6/281-295) häufen sich 11 Redewendungen, so z.B. „als wenn die Zeit drüben dreißig Jahre stehen geblieben wär“ (6/287f.), „und sehen 'ne ganz andere Welt“ (6/286), „es geht halt Peng auf einmal“ (6/283), „wie bei uns früher nach'em Krieg (6/283f.), „so Stückchen für Stückchen“ (6/284). Das Ganze endet mit einer Redewendung, die ein Kollektivsymbol enthält: „sich hier nicht ins gemachte Nest setzen“ (6/293). Diese Symbolik kommt aus dem Bereich der Tierwelt und spielt auf den Kuckuck an, der seine Eier in fremden Nestern ablegt und damit zu den Brutschmarotzern gehört. Bezieht man dieses Sinnbild nun auf die Ostdeutschen, so bezeichnet »Jörg« damit

die Ex-DDRler als Schmarotzer, die von der Arbeit anderer profitieren wollen. Sie beabsichtigen also, die Vorteile des Westens zu genießen, ohne bisher selbst etwas dafür geleistet zu haben. Der Sozialneid, der aus diesen Worten spricht, ist kennzeichnend für das Verhältnis zwischen vielen West- und Ostdeutschen generell. Derartige Konfrontationen gingen wochenlang durch die Presse. An jeder Ecke, an jedem Stammtisch konnte man solche Gespräche verfolgen, so daß auch »Jörg« seine Ansichten und Stellungnahmen daraus entnommen haben wird. Zu beachten ist dabei, daß er nicht offen diese Meinung vertritt, sondern sich dabei auf die Aussagen vieler Westdeutscher beruft.

4. „Du sollst nicht rassistisch sein“

Diese Analyse soll »Jörg« nicht als „guten“ oder „bösen“ Menschen, als „Fremdenfreund“ oder „Fremdenfeind“ klassifizieren. Vielmehr bleibt festzustellen, daß der Interviewte sehr wohl in den rassistischen Diskurs eingebunden ist, jedoch zu keiner Zeit eine „Rasse“ konstruiert¹⁷⁷ oder gar genetische und/oder kulturelle Andersartigkeiten explizit hervorhebt. Dennoch lassen sich anhand rassistischer Haltungen und Denkformen und der typischen Verleugnungsstrategien rassistisch gefärbte Diskurselemente nachweisen.

»Jörg« bildet Klassen von Menschen unterschiedlichsten Wertes. Besonders Einwanderer werden seinen hohen, meist materiellen Ansprüchen nicht gerecht. Solche Zuweisungen begründet »Jörg« nicht mit der Zugehörigkeit zu einer anderen Ethnie, sondern vermittelt über den angeblich niedrigeren Lebensstandard der Einwanderer. So vermischt sich hier Rassismus mit einer Art von Klassismus. »Jörg« erkennt zwar, daß „Armut“ nicht unbedingt Selbstverschulden der Migrant*innen ist, doch vermag er diesen Widerspruch in seinem Denken nicht zu überwinden. So bemerkt er auch nicht seine Einbindung in den rassistischen Diskurs. Durch seine ständige Vorsicht und die Verbeugung vor der sozialen Norm: „Du sollst nicht rassistisch sein“, will »Jörg« vermeiden, als intolerant oder gar radikal angesehen zu werden.¹⁷⁸

¹⁷⁷ Gemeint ist der Prozeß, in dem körperliche Merkmale mit sozialen Verhaltensweisen gekoppelt werden und letztere als „natürlich“, „angeboren“ gelten. (Miles 1989; Kalpaka, Rätzzel 1990)

¹⁷⁸ Link 1991b, S. 78, bezeichnet diese Schwelle in seinem Schema als Extremismugrenze. Über diese will »Jörg« nicht hinausgeschoben werden.

Die Einbindung in den rassistischen Diskurs geht einher mit der Einbindung in die gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsstrukturen. (Kalpaka/Räthzel 1990, S. 18ff.) So wird »Jörg« stark durch den Elitediskurs (Erziehung/ Medien) beeinflusst. Er legt sich quasi selbst ein Denkverbot auf und schwimmt aalglatt im Strom des Rassismus mit.

3.9 Anja Sklorz:

„Bin kein Professor, bin nur Dreher“

Analyse eines Interviews mit einem 60-jährigen Rentner, ehemals Dreher, und seiner 58-jährigen Frau, von Beruf Fleischereifachverkäuferin¹⁷⁹

1. Das Ehepaar Klein

Zum Zeitpunkt des Interviews waren mir Herr und Frau Klein kaum bekannt. Ich war erst vor kurzem in dieses alte Zechenhaus eingezogen und hielt meine neuen Nachbarn aufgrund ihrer Offenheit für geeignete Gesprächspartner. Frau Klein ist 58 Jahre alt und arbeitet zwei halbe Tage in einer Metzgerei als Fleischereifachverkäuferin. Durch ihren Beruf hat sie ständig Kontakt mit Menschen. Sie ist sehr offen, liebt das kleine Gespräch im Treppenhaus oder an der Straßenecke, hat immer eine kleine Geschichte zu erzählen und wartet mit brennender Neugier auf das, was ihr Gegenüber zu berichten hat.

Herr Klein ist 60 Jahre alt und pensionierter Dreher. Seine freie Zeit langweilt ihn, darum pflegt er den Garten des Hauses, verwendet viel Zeit für die Erziehung seines Hundes und pflegt regen Kontakt mit seinen Nachbarn. Sowohl Herr als auch Frau Klein bevorzugen politisch die SPD und lesen täglich die NRZ. Herr Klein liest gelegentlich den SPIEGEL. Der Lebensstandard des Ehepaars ist nicht sehr hoch. Ihre Dachgeschoßwohnung ist klein und einfach eingerichtet. Geld war nie besonders viel da. Urlaub wurde meistens innerhalb der deutschen Grenzen gemacht, wenn überhaupt. Der Freundeskreis besteht zum größten Teil aus Handwerkern und Zechenarbeitern. Sowohl Herr als auch Frau Klein identifizieren sich mit dem „kleinen Mann auf der Straße“, d.h. sie ordnen sich selbst den unteren sozialen Schichten zu: „bin kein Professor, bin nur Dreher“ (21/640). Diese Zuordnung erfolgt auf der einen Seite mit einem gewissen Stolz, ist aber auf der anderen Seite, besonders bei Herrn Klein, begleitet von sozialer und ökonomischer Unzufriedenheit. Wie eng diese Ansätze von Klassenbewußtsein mit der Einstellung gegenüber Einwanderern verbunden sind, wird sich im Verlaufe dieser Analyse zeigen.

2. Die latente Bereitschaft zur Gewalt

„und wenn da einer käme, dann auf'n Kopf“

In unserem ca. 45 Minuten dauernden Gespräch beschäftigen sich Herr und Frau Klein fast ausschließlich mit dem Thema Einwanderer. Indem Herr und Frau Klein verschiedenen Einwanderungsgruppen »abweichende« kulturelle Eigenschaften zuordnen und diese negativ bewerten, werden diese

¹⁷⁹ Das Interview ist nachzulesen in: S. Jäger 1991b, Interview 21, S. 540-559.

Gruppen ausgegrenzt und somit der eigenen Gemeinschaft konträr gegenübergestellt. Auf diese Weise wird die eigene Identitätsgemeinschaft, die für Herrn und Frau Klein die deutsche Gesellschaft, insbesondere die Arbeiterklasse darstellt, positiv definiert. Aus diesem Grunde möchte ich die negative Einstellung Herrn und Frau Kleins gegenüber Einwanderern als kulturellen Rassismus bezeichnen, dessen fatale Folgen sich bereits zu Beginn unseres Gesprächs zeigen. Auf meine Frage, ob Herr Klein schon einmal negative Erfahrungen in seiner Nachbarschaft gemacht habe, antwortet er mir¹⁸⁰:

*Es könnte eventuell kommen, wenn die Zigeuner hier ** überhand nehmen.*

Sind denn hier in der Nähe viele?

Ja, selbstverständlich, Wilhelmstraße¹⁸¹.

Was ist denn da, ein Lager oder so 'was?

*Ja. Das sind -äh- ** wie heißen die, Sintis oder Romas, ne.*

Ich glaub doch.

*Ja. * Die hab'n allerdings noch keinen Ärger gemacht, aber - man weiß ja nit, wat kommt, ne.*

Was ist das denn, -ähm- wofür ist das Lager denn jetzt eingerichtet, weiß ich jetzt auch gar nicht.

*Das ist -äh- von der Stadt eingerichtet. Als -äh- Übergangslösung. Dat war ne alte, wat denn, Büro, moment ** da war ne Firma drin und die äh- is wohl Pleite gegangen. So mit den Jahren. Und diese Büroräume ** der Komplex, der wurde zweckent- wat heißt, nix mehr. Jedenfalls für diese - äh, äh, Zigeuner ausgelegt, ne. (21/49-64)*

Herr Klein fühlt sich bedroht. Er hat Angst, daß die „Zigeuner überhand nehmen“, Angst, daß sie „Ärger machen“. Seinen Unwillen über das Flüchtlingsheim bringt er dadurch zum Ausdruck, daß er die Nutzung der alten Büroräume als Zweckentfremdung bezeichnet. Herr Klein ist sich allerdings dessen bewußt, daß er durch seine ablehnende Haltung gegenüber Flüchtlingen eine soziale Norm verletzt, daß die Nutzung der alten Büroräume trotz ihrer „Zweckentfremdung“ sinnvoll für die Unterbringung notleidender Menschen genutzt werden kann und somit der Begriff der „Zweckentfremdung“ an dieser Stelle völlig deplaziert ist. Anpassungsbereitschaft und die daraus resultierende Angst vor negativer Beurteilung seiner Person führen zur Selbstzensur: „Zweckent- wat heißt nix mehr“ (21/64).

Auf meine direkt anschließende Frage, ob er denn Schwierigkeiten wegen des Flüchtlingsheims erwartet antwortet er:

*Man weiß et ja nich, ne. Ich mein ja nich, ne. Dat sind ja Menschen, wie wir, und * wenn da einer käme, dann (imitiert die Bewegung einer Ohrfeige). Dann hat sich dat.*

Wie meinen Se das denn?

180 Meine Fragen erscheinen in den Zitaten »fett« und »kursiv« gedruckt, Frau Kleins Aussagen »kursiv«, Herr Kleins Aussagen »normal« gedruckt.

181 Der Name der Interviewten, sowie die Ortsbezeichnungen sind nicht authentisch.

Auf'n Kopf.

Auf'n Kopf?

*Nich' reinschreiben. ** Ansonsten hab'n wir - äh - ich weiß jetzt nicht genau, wann dat eingerichtet wurde, da. Dat heißt ja Asyl-, Asyl- äh - wie heißt dat?*

Frau Klein: *Asylantenheim, ne? (21/68-77)*

Was sich hier in erschreckender Weise zeigt, ist Herrn Kleins latente Bereitschaft zur Gewalt gegen Einwanderer. Zunächst ist er noch bemüht, seine zuvor gemachte Aussage über das Flüchtlingsheim durch die Relativierung „dat sind ja Menschen wie wir“ zu entkräften, kann aber nach einer kurzen Pause seine Aggression gegen Einwanderer nicht länger unterdrücken und setzt diese durch seine spontane Äußerung „wenn da einer käme, dann...“ in Kombination mit der Geste einer Ohrfeige frei. Die Tatsache, daß Herr Klein seine Aggressionen nicht verbalisieren kann, sie durch Körpersprache ersetzt, geben Aufschluß über ihre Intensität. Herr Klein realisiert sehr schnell, daß sowohl seine Worte als auch seine Gestik eindeutiger Ausdruck seiner tatsächlichen Einstellung gegenüber Einwanderern ist¹⁸², aber er weiß auch, daß Ausländerfeindlichkeit eine soziale Norm bricht. Aus diesem Grunde bittet er mich geradezu ängstlich: „nicht reinschreiben“ und versucht anschließend von dem Gesagten abzulenken. Er fragt seine Frau, wie das Flüchtlingsheim genannt wird, wie mir scheint, in der Hoffnung, daß sie nun das Gespräch übernimmt und ihn aus seiner bloßgestellten Position befreit. Frau Klein geht nicht auf diesen Versuch ein, antwortet nur kurz: „Asylantenheim, ne?“ (21/77)

Es stellt sich hier nun die Frage, warum Frau Klein die Aussage (und Gestik) ihres Mannes nicht kommentiert. Obwohl sie seine Frage aufnimmt, bezieht sie sich in keiner Weise auf das zuvor Gesagte (und „Nicht-Gesagte“). Findet Herrn Kleins Handlungsbereitschaft gegen »Ausländer« ihre Zustimmung, oder lehnt sie diese ab? Ohne das Schweigen Frau Kleins überinterpretieren zu wollen, erscheint es mir weniger Ablehnung auszudrücken, als vielmehr die Angst, zu diesem Thema eindeutig Stellung zu beziehen.

Doch was passiert nun, nach Herrn Kleins mißlungenem Versuch, seiner Frau das Gespräch zu übergeben? Herr Klein versucht im folgenden, seine Aggressionen gegenüber Einwanderern zu rechtfertigen, um sich so einer Verurteilung als „Ausländerfeind“ zu entziehen.

¹⁸² Gegen Ende des Interview deutet Herr Klein erneut seine latente Bereitschaft zur Gewalt gegen Einwanderern an: „*Mir kommt keiner an die Tasche, wenn dann ... ho, ho*“. (21/583)

3. Phantasien von ökonomischer und krimineller Bedrohung durch Einwanderer als Legitimation für Gewalt

„aber wenn die jetzt meinen, die müßten abschöpfen“

Herr Klein sieht sich nun in der Position, seine latente Gewaltbereitschaft gegenüber Einwanderern begründen und legitimieren zu müssen:

Die fordern hier ihre Rechte, steht in jeder Zeitung - und die soll'n abgeschoben werden, steht auch da drin - nä, ich meine Menschen sind Menschen. Nur wenn se uns auf'n Wecker fallen, dann allerdings iss dat schlecht, ne. - Denn ich würde mal sagen, wir hab'n so mit unserer Arbeit unser'n bescheidenen Wohlstand erworben.

Mhm.

Iss nicht viel - klein. Aber wenn die jetzt meinen, die müßten -äh, äh - abschöpfen, abschöpfen - wat iss dat? (zu seiner Frau)

Falsch! (21/78-86)

Die Aussage Herrn Kleins ist in vielerlei Hinsicht aufschlußreich. Zunächst charakterisiert er Einwanderer als ökonomische Bedrohung, denn sie wollen „abschöpfen“, d.h. ohne Gegenleistung von dem Wohlstand anderer profitieren. Wessen Wohlstand ist gemeint? Eindeutig der Wohlstand des Normalbürgers, des „kleinen Mannes“, dessen Wohlstand nur „bescheiden“, ja „klein“ ist. Obwohl Herr Klein seine persönlichen Ängste vor ökonomischer Ausbeutung durch Flüchtlinge zum Ausdruck bringt, argumentiert er aus der Position eines Kollektivs heraus („Wenn se uns auf'n Wecker fallen, wir haben so mit unserer Arbeit, unsern bescheidenen Wohlstand erworben“).

Indem Herr Klein nicht aus seiner eigenen Position, sondern aus der Position allerer, die mit ihm gesellschaftlich auf einer Stufe stehen, argumentiert, verleiht er seiner Aussage größere Legitimation. Unterstützt wird dieser Legitimationsversuch durch den Verweis auf „jede Zeitung“, die ebenfalls aufgrund ungerechtfertigter Forderungen der Flüchtlinge von deren Abschiebung berichtet. Obwohl Herr Klein aufgrund seiner persönlichen sozio-ökonomischen Situation die vermeintliche Vielzahl¹⁸³ von Einwanderern, die aus wirtschaftlichen Gründen aus ihren Herkunftsländern geflohen sind, als Bedrohung empfindet, verwendet er vorformulierte Aussagen des Mediendiskurses, um durch den Verweis auf objektive „Fakten“ seine eigene Einstellung gegenüber Einwanderern abzusichern (vgl. van Dijk 1992a). Das heißt, daß die rassistischen Implikationen des Mediendiskurses sowohl unreflektiert reproduziert, als auch zugleich bewußt eingesetzt werden, um die eigene rassistische Haltungen zu rechtfertigen.

Darüberhinaus kontrastiert Herr Klein die vermeintlichen Eigenschaften der Flüchtlinge mit denen des braven deutschen Bürgers „die wollen ab-

¹⁸³ „et kommen zu viele“ (21/297) - hierbei handelt es sich offenbar um die Entkodierung des von den Medien häufig verwendeten Kollektivsymbols „Asylantenflut/-strom“.

schöpfen“ - versus - „wir hab'n mit unserer Arbeit unsern bescheidenen Wohlstand erworben“.

Indem den Einwanderern negative Eigenschaften zugeordnet werden, wird die eigene Identitätsgemeinschaft positiv dargestellt, d.h. die negative Fremddarstellung führt unweigerlich zu einer positiven Selbstdarstellung.

Was sich nun als letztes aus dieser Aussage Herrn Kleins entnehmen läßt, sind Anzeichen sozialer Unzufriedenheit. Der Lebensstandard des Ehepaares ist nicht sehr hoch; deshalb ist m.E. die Angst, durch Einwanderer weitere soziale und finanzielle Beeinträchtigungen zu erfahren, so fundamental. Darum ist es auch nicht verwunderlich, daß Frau Klein auf die Frage ihres Mannes „wat iss dat“, spontan mit „falsch“ antwortet. In diesem Falle stimmt Frau Klein ihrem Mann also eindeutig zu, d.h. sie fühlt sich selbst durch Einwanderer bedroht und übervorteilt. Ihre Empfindungen drückt sie nun in einer kleinen Geschichte aus, in der sie über die Begegnung mit einer Einwanderin, dem Kontext nach wahrscheinlich eine Cinti oder Roma, berichtet:

*Äh- Ich kam zur Haustüre 'raus und * im Herbst, war so im Herbst, und es fing an, kälter zu werden - äh - Quatsch, ja - und da hatte ich en Paar alte feste Schuhe an, und dann kam die vorbei, die hatte so offene Latschen an und ne, da zeigte se immer auf meine Schuhe und wollte meine Schuhe habn. * Ich hab immer so getan und die hat nix und dann.. (unverständlich) verstand die ja nich.*

Wie, wollte sie die abkauf'n?

Ne, die hat auf ihre Schuhe gezeigt. Ich sach zu der Petra (Frau Kleins Tochter): „Wat will die? Die sacht se: „Die will deine Schuhe“. Ich sach: „Soll se mal sehen, dat se welche kricht.“

Mhm.

Hat se geschimpft, als se weiterging - und wie. (21/93-104)

Frau Klein liebt es, Geschichten zu erzählen. Die Geschichten orientieren sich an dem Zuhörer: sie werden lebhaft erzählt, sind spannend und haben Unterhaltungswert. Doch diese Tatsache darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß jede Geschichte auf ganz subtile Weise negative Aussagen über Einwanderer vermittelt.

Die angeführte Geschichte Frau Kleins zum Beispiel korrespondiert inhaltlich sehr stark mit den Aussagen ihres Mannes. Sie beschreibt eine Einwanderin, die um ihre Schuhe bettelt, d.h. von Frau Kleins „Wohlstand“ ohne Gegenleistung profitieren („abschöpfen“) möchte. Die Tatsache, daß die Einwanderin auch noch schimpft, als sie die Schuhe selbstverständlich nicht erhält („denn wir haben uns ja mit unserer Arbeit unseren bescheidenen Wohlstand erarbeitet“), läßt sie nicht nur fordernd („die fordern hier ihre Rechte“), sondern auch aggressiv und unsympathisch erscheinen. Wenn Herr Klein seine Einstellung gegenüber Einwanderern durch Argumentation zu begründen versucht, zeichnet Frau Klein durch ihre Geschichten „Bilder“, in diesem Falle das Bild der Einwanderin, die sowohl sie als auch ihr Mann ablehnen. Herr und Frau Klein ergänzen sich demnach: Herr

Klein liefert die Argumentation gegen Einwanderer, Frau Klein die dazu passende Geschichte; er behauptet in Form einer allgemeinen Aussage, sie belegt durch eine exemplarische Gegebenheit, die der allgemeinen Aussage entspricht.

Dieses Schema ist auch in der folgenden Passage zu beobachten. Nachdem Frau Klein ihre Geschichte erzählt hat, ergreift Herr Klein wieder das Wort:

*Ja, selbst das sind alles Kleinigkeiten. Ich mein... wenn nicht schlimmer wird *** Man müßte -äh, äh - mit anderen rechnen, ne. Zum Beispiel die Überfälle in der Stadt, die in der Stadt sind, sind meistens Ausländer. Beispiel ja....*

Woher wissen Sie das denn? Hab'n Sie das jetzt irgendwie von anderen Bekannten gehört, oder vielleicht aus der Zeitung?

*Nein, nein - eine Bekannte von mir, von meiner Frau, die wurde ungefähr - wann war das * elf Uhr mittags? (zu seiner Frau)?*

Eins.

Ein Uhr?! - Die wurde angefahren, mit einem

Frau Klein: von einem Kind, mit'm Roller. (21/108-118)

Frau Klein übernimmt wieder die Gesprächsführung und illustriert die Aussage ihres Mannes durch eine weitere Geschichte. Achten wir noch einmal genau darauf, wie diese eingeleitet wurde. Herr Klein macht die Aussage: in die Überfälle in der Stadt sind meistens »Ausländer« verwickelt. Herr Klein macht also eine für ihn allgemeingültige Aussage, deren Gültigkeit nun durch ein exemplarisches Beispiel von Frau Klein bestätigt wird.

Frau Klein berichtet von einer Frau, die aus dem Bus aussteigt und von einem Kind auf einem Kinderroller angefahren wird:

*Und der wollte ihr an die Hängetasche, die hatte 'ne Umhängetasche an und dann **** wollte er, wollte die Umhängetasche habn. Und die hat er ja nicht gekricht, weil se drauf gefallen iss - ins Krankenhaus isse dann.*

Herr Klein bestätigt:

Ja. (21/128-132)

Ein Kind auf einem Kinderroller will die Umhängetasche einer Frau, die gerade aus einem Bus steigt, stehlen. Dieses Kind soll ein Einwanderer sein. Die Geschichte erscheint mir unglaubwürdig, ich frage nach:

Und sie (die Frau) hat dann gesacht, also sie meint, daß wär jetzt 'n Ausländer gewesen?

Frau Kleins Antwort verwirrt mich:

Nein, sie konnte das nicht sehen, ob das 'en Ausländer war - das weiß sie nich.

Herr Klein: *Unter Vorbehalt.*

Sie hat gesacht, sie kann nicht sagen, das war 'nen Deutscher - sie kann nicht sagen, das war nen Ausländer, ne. (21/139-144)

Also doch kein »Ausländer«?!

Herr Klein ist davon noch nicht überzeugt, er sieht die Geschichte „unter Vorbehalt“. Wenn es sich bei dem Überfall nicht um einen Einwanderer handelte, warum wurde diese dann von Herrn Klein als Beispiel für die Überfälle in der Stadt durch Einwanderer angeführt und von Frau Klein ausgeführt? Eindeutig wird von Herrn und Frau Klein Kriminalität mit Einwanderern assoziiert, und zwar in einem so hohen Maße, daß eine objektive Beurteilung derartiger Geschehnisse, unmöglich wird. Wenn Frau Klein auch die Aussage der Betroffenen wiederholt, wird durch den Kontext, in dem die Geschichte erzählt wird, eindeutig potentielle »Ausländerkriminalität« unterstellt¹⁸⁴. Kriminalität wird dabei als kulturelle Eigenschaft definiert: „die sind vielleicht drauf getrimmt“. (21/580 f.)

Darüberhinaus werden Einwanderer nicht nur als kriminelle, sondern auch als sozioökonomische Bedrohung empfunden. Sie wollen „abschöpfen“, ohne Gegenleistung von dem Wohlstand des braven deutschen Bürgers profitieren. Die Art und Weise, wie Herr Klein an dieser Stelle argumentiert, läßt den Einfluß des derzeitigen Mediendiskurses erkennen: „es kommen zu viel“ (21/297), „wir werden etwas eingeengt“ (21/298), „Da paßt nicht so viel rein (21/298). Es spricht viel dafür, daß die von den Medien verwendete Kollektivsymbolik „Asylantenflut/-strom“ von Herrn Klein entschlüsselt und in die eigene Argumentation eingebaut wird. Auf diese Weise wird die komplexe Botschaft, die in Kollektivsymbolen enthalten ist, übernommen und im Gespräch mit anderen weitergegeben. Auch wird die negative Bedeutung des Begriffs „Wirtschaftsflüchtlinge“, für den u.a. die Medien verantwortlich sind, von Herrn Klein übernommen und in seine Argumentation eingebaut:

*- und wenn die politisch verfolgt werden, iss ja klar, habn se alle keine Bleibe, kein Bleiberecht, und das andre iss ja nur von wegen wirtschaftliches Denken ** von wegen, ne, uns geht et besser als denen - denen geht es gar nicht so schlecht. * Wenn ich dat seh, wie die hier vorbeilaufen, mit Lederjacken und so, ne, versteh' ich nicht, woher dat Geld kommt für die Jacken. Nur als Beispiel wohlgemerkt. (21/190-196)*

und

Die fordern ja viel mehr, als wir -äh-

Frau Klein: Außerdem - die nehmen ja an, uns geht et besser, als denen - viel besser, sogn wir et ma so.

Ja, dat stimmt, ja...

Frau Klein: En gewissen Wohlstand habn wir uns doch vorher erarbeitet.

*Ich, frach mich nur, wieso diese Zigeuner - Sintis oder Romas, wie sie alle heißen, spielt keine Rolle - dicke Autos (leise: will allerdings keine Marke nennen) und - äh - entsprechend große Wohnwagen fahrn, woher kommt das Geld denn * um die Sachn anzuschaffen? Dat iss doch ne Frage, ne? Die habn doch keine Erwerbsquelle dabei, wir arbeiten ja. Schaffen, zahlen Steuern etc. Wie kommen die an diese * Materialien?*

Ja, was meinen Sie denn, wie die an das Geld kommen?

¹⁸⁴ Insgesamt werden von Herrn und Frau Klein 9 implizite und 7 explizite Aussagen über die Kriminalität von Ausländern gemacht.

*Ich weiß nich, ich frag mich nur, ist doch ne Frage **** Die Frage müßte doch auch geklärt werden. Woher kommt das Geld für diese Sachen, die wir uns normalerweise nicht leisten können?*

Mhm.

*Ne. (...) Kleines Scherzauto. Ich sach schon nix mehr. Jedenfalls n kleines Auto, als die Leute da. Die kommen ja ohne Mercedes nich um/aus. *** Will keine Marke nennen, aber iss egal, iss doch wahr. (21/162-180)*

Interessant ist bei dieser Aussage, daß Frau Klein fast wörtlich eine zuvor gemachte Aussage ihres Mannes wiederholt: „en gewissen Wohlstand haben wir uns doch vorher erarbeitet“ (vgl. 21/81f.) versus „En gewissen Wohlstand habn wir uns doch vorher erarbeitet“ (21/166). Daraus schließe ich, daß Frau Klein trotz ihrer Zurückhaltung viele Ansichten ihres Mannes teilt. Herr und Frau Klein sind stolz auf das, was sie sich durch Arbeit, also Fleiß und Rechtschaffenheit, aufgebaut haben. Auch Herr Klein möchte dies noch einmal betonen: „die hab'n doch keine Erwerbsquelle dabei, wir arbeiten ja. Schaffen, zahlen Steuern etc“ (21/171). Erneut verwenden Herr und Frau Klein eine Kontrastierungsstrategie, die zu einer positiven Selbstdarstellung führt. Weiterhin wird den Einwanderern in der gesamten Passage finanzieller Reichtum unterstellt: Sie besitzen große Wohnwagen, Mercedes, dicke Autos. Diesem Reichtum stellt Herr Klein seinen „bescheidenen Wohlstand“ gegenüber: kleines Scherzauto. Herr Klein kann nicht verstehen, daß es den Einwanderern, wie er meint, besser geht, als ihm selbst. Er hat doch gearbeitet, Steuern gezahlt. Flüchtlinge arbeiten nicht, und er fragt sich, „woher kommt das Geld für diese Sachen, die wir uns normalerweise nicht leisten können?“ (21/175f.) Herr Klein kann sich diesen Umstand nur durch die illegale Lebensweise, sprich Kriminalität der Einwanderer, erklären. Erneut wird deutlich, daß Herr und Frau Klein unzufrieden mit ihrem Lebensstandard sind. Besonders Herr Klein projiziert in den Lebensstandard der Einwanderer einen Reichtum, den er selbst gerne besäße. Obwohl Frau Klein ihre Gefühle nicht so stark zum Ausdruck bringt, scheint mir ihre Aussage „die nehmen ja auch an, uns geht et besser, als denen, viel besser“ (21/163 f.) ähnliche Gefühle sozialer Benachteiligung auszudrücken.

4. Deutsche und Einwanderer in Gegenüberstellung

„Und dat war eben der krasse Unterschied“

Frau Klein erzählt insgesamt 9 kleine Geschichten über persönliche Erfahrungen mit Einwanderern. Anhand der Geschichte von der Frau, die an der Bushaltestelle überfallen wurde, konnte bereits festgestellt werden, daß sich ihre Geschichten inhaltlich an den allgemeinen Aussagen ihres Mannes orientieren, ja quasi den Beweis dafür liefern sollen. Die nun folgende Geschichte bezieht sich zwar inhaltlich nicht auf eine unmittelbar zuvor gemachte Aussage des Herrn Klein, greift aber die häufig verwendete Kontrastierungsstrategie auf.

Die exemplarische Besprechung dieser zwei Geschichten soll deutlich machen, daß die Argumentationen Herrn und Frau Kleins sowohl inhaltlich als auch strategisch miteinander korrespondieren.

In dieser Geschichte beschreibt Frau Klein zwei Handwerksburschen und zwei Einwanderinnen, die in die Metzgerei, in der sie arbeitet, kommen und um Essen bitten:

*Es kommt, es kommt immer auf den Menschen an. Wir habn jetzt ein paar Mal im Laden, da kommen hier Leute, die kommen ja dann mit ihren Zetteln da rein, dann können se ja angeblich kein Wort deutsch, seien es junge, seien es alte, ich arbeite ja inner Metzgerei, dann wollen die was zu essen haben. Geben sie jetzt denen was, dann ist das nicht richtig, dann sind die mit dem, was sie jetzt kriegen, nich zufrieden. Entweder sagen sie dann, nein, das möchte ich nicht, geben Sie mir ne Frikadelle, wens en Kind war, ich hab Hunger, dat Stück Fleischwurst möchte se nicht, oder wollte se nicht, oder einer sacht, ich möchte Salami, die andre hat gesacht, ich brauch Geld, dat rechnet draußen, ich möcht mit en Taxi nach Hause fahren (...). Dann hatten wir mal zwei so Handwerksburschen, die kamen da vorbei, waren Deutsche, und jetzt kannten wir dat, waren aber schon älter, jetzt wußten wir natürlich, der wollte auch wat zu essen, wären auf Wanderschaft, und so weiter, äh, ob wir ihnen wat geben könnten, da haben wir dann (...) Ähm, die hatten sich gefreut, wie en kleiner König. Also die waren wirklich dankbar dafür, dat se dat gekricht hatten und haben sich bedankt und alles, und dat war eben gut, und nicht noch Ansprüche gestellt. Ich mein, der iss auch ohne Murren rausgegangn, und wo wir gesacht haben, der Chef wär nicht da oder so weiter, ne. Und dat war eben der krasse Unterschied, ich mein soll jetzt nicht heißen, dat die Deutschen besser sind, als die andern * et gibt hier Miese und da Miese. Mal hier, mal da (lacht). (21/446-489)*

Frau Klein stellt in dieser Geschichte die „bittenden, dankbaren“ deutschen Handwerksburschen den „bettelnden, undankbaren, ausländischen“ Frauen gegenüber. Es handelt sich dabei um eine ähnliche Kontrastierungsstrategie, wie sie ihr Mann verwendet. Die Ausgrenzung der fremden Kultur bedeutet eine gleichzeitige Eingrenzung und damit Definition (Grenzfestlegung) der eigenen Kultur, also Identitätsgewinn.

Doch genau an dieser Stelle des Interviews entsteht ein Konflikt. Frau Klein versucht ihre eigene deutsche Kultur durch negative Fremddarstellung positiv darzustellen, doch indem sie eine derartige Kontrastierungsstrategie verwendet, bricht sie zugleich die offizielle Norm der Gesellschaft, »nicht rassistisch zu sein«. Der Konflikt zwischen Konformität und Nonkonformität verlangt nun von Frau Klein eine Entscheidung. Bleibt sie bei der negativen Darstellung der Einwanderinnen, bleibt die Aufwertung der eigenen Kultur erhalten, bricht aber deren Norm; bleibt sie nicht bei der negativen Darstellung der Fremdkultur, d.h. revidiert sie diese, verhält sie sich wieder der Norm entsprechend, gibt aber die durch die Kontrastierung gewonnene positive Selbstdarstellung auf. Wir wissen, wie Frau Klein sich aufgrund ihrer Anpassungsbereitschaft entscheidet. Sie hebt die harte Kontrastierung der verschiedenen Kulturen durch eine Relativierung auf „dat soll jetzt nicht heißen, dat die Deutschen besser sind, als die andern * et gibt hier Miese und da Miese“ (21/488 f.). Auch wenn es Frau Klein gelingt, die negative Gesamtaussage ihrer Geschichten durch derartige Relativierungen abzuschwächen (zu konformieren), bleibt die zuvor stattgefundenene negative

Charakterisierung der Einwanderinnen in den Köpfen ihrer Zuhörer erhalten. So faßt Herr Klein die Quintessenz der Geschichte kurz und bündig zusammen: „Betteln!“ (21/498)

5. Anpassung - der Schlüssel zur Akzeptanz

*„der war so astrein, also * gibt 'nix“*

Herr und Frau Klein beziehen sich zumeist auf Flüchtlinge, insbesondere Cinti und Roma, was ich für ein weiteres Indiz für den Einfluß des Medien Diskurses halte, der sich derzeit besonders stark mit der Flüchtlingsthematik beschäftigte, während zu diesem Zeitpunkt weitere ethnische Angelegenheiten mit geringerem Interesse verfolgt wurden. Ich muß jedoch einschränkend sagen, daß Herr Klein zwar häufig Cinti und Roma im besonderen anspricht, diese genaue Zuordnung während seiner Argumentation aber häufig durch allgemeine Zuordnungen, wie »Asylanten« oder »Ausländer« ersetzt, was durch den Umstand zu erklären ist, daß Herr Klein die verschiedenen Nationalitäten der Flüchtlinge nicht kennt:

Samstags zum Markt, zum Beispiel, ne, da hasse ja nur Ausländer. Welche da nun sind, welche Richtung, wat weiß ich, welche Nationalität kann man nicht sagen. (21/562-564)

Möglicherweise stellen aber für Herrn Klein auch Cinti und Roma den Prototyp des Flüchtlings dar. Frau Klein spricht in unserem Gespräch zwar mehrere Einwanderungsgruppen an, spricht aber meist undifferenziert von den »Ausländern«.

Herr und Frau Klein berichten in Widerspruch zu ihrer negativen Einstellung gegenüber Einwanderern allerdings auch über positive Erfahrungen mit »Ausländern« am Arbeitsplatz. So erzählt Herr Klein:

Türken? Auf'm Werk bei uns. In meiner Werkstatt.

Die hab'n da gearbeitet?

Ja, selbstverständlich.

Hhm.

Prima, astrein.

Und wie war das Arbeitsklima da? Wie hab'n Sie sich mit denen beruflich verstanden?

*Astrein. Stimmt - könnt nicht besser sein. Einen bei uns in meiner Werkstatt, meiner Werkstatt - Dreher - der war so astrein, also gibt' nix. (...) Ich würde meinen, man könnt sich auf mich verlassen, falls mal jetzt zum Kriege käme * und das ist ja wohl der Fall, wahrscheinlich wohl und äh ... in der Türkei, also müssen wir unsere Leute mit den Türken * also gleichziehn, ne. Genauso is dat bei uns aufm Werk gewesen. Wir mußten die gleiche Arbeit leisten * meinetwegen er und ich, und dat klappte astrein. (21/216-235)*

Demnach unterscheidet Herr Klein „Gastarbeiter“ und Flüchtlinge. An vielen Stellen des Interviews kristallisierte sich bereits Herrn Kleins Anpassungsbereitschaft an die bestehenden Normen und Werte unserer Gesellschaft heraus. Darin scheint mir auch der Schlüssel für die Akzeptanz seines türkischen Arbeitskollegen zu liegen. „Gastarbeiter“, d.h. Einwande-

rer, die nach Deutschland immigriert sind, um hier zu arbeiten, leben mittlerweile seit über zwanzig Jahren in der Bundesrepublik. In dieser Zeit haben sie nicht nur die deutsche Sprache erlernt, sondern sich auch den deutschen Verhältnissen angepaßt. Aus diesem Grunde erklärt sich Herr Klein in Bezug auf den Golfkrieg mit den Türken solidarisch, wenn „unsere Leute mit den Türken ** also gleichziehn.“ Denn auf Herrn Klein kann man sich verlassen“, zu ersetzen durch: „kann Deutschland sich verlassen“. Was sich an dieser Stelle zeigt, ist Herrn Kleins fatale Anpassungsbereitschaft.

Bei Frau Klein verhält es sich ähnlich. In ihren Geschichten sind es zumeist die Flüchtlinge, die negativ beurteilt werden; andere Einwanderungsgruppen, die ursprünglich als „Gastarbeiter“ nach Deutschland immigriert sind und sich im Laufe der letzten Jahre assimiliert haben, werden positiv dargestellt und sogar gegen mögliche Diskriminierungen verteidigt:

Wir hatten damals en Spanier bei uns in der Lehre bei unserer Firma, der hat seine Prüfung gemacht und auch gearbeitet.

Hatten Se also keine schlechten Erfahrungen mit?

Keine. Der war in Ordnung, der hat alles gemacht. Ja gut, der hat sich auch gedrückt vor der Arbeit, tun die Deutschen auch. Wer die Arbeit kennt und sich nicht drückt - (lacht). Und ich mein, dat iss doch ganz normal, ne? Jeder hat ma einen Tag mehr Lust und jeder einen Tag nicht so viel Lust und -äh... (21/537-544)

Frau Klein erklärt, warum sie ihren spanischen Arbeitskollegen ohne weiteres akzeptieren kann. Die Arbeitsmoral ihres Kollegen ist „doch ganz normal“, entspricht also der deutschen Arbeitsmoral, ist bereits Ergebnis einer Anpassung. Demnach lehnt Frau Klein nur diejenigen ab, die nicht „normal“ sind, d.h. sich nicht den herrschenden Normen unterordnen, sich nicht anpassen. Herr und Frau Klein bringen ihre eigene Anpassungsbereitschaft und die Forderung an Einwanderer, sich ebenfalls anzupassen, nicht nur implizit zum Ausdruck, sondern verbalisieren diese in unmißverständlicher Weise:

Frau Klein: *Man muß sich nicht anpassen, man sollte sich.*

Herr Klein: *Man muß, normalerweise muß man sich anpassen. (21/615 f.).*

6. Nachwirkungen nationalsozialistischer Sozialisation

„Die wurden bei Adolf hinweggetan“

Herr Klein wurde 1929 geboren; seine Kindheit und ein großer Teil seiner Jugend fallen demnach in die Zeit des Nationalsozialismus. Der Erziehungsdiskurs des dritten Reiches war durchtränkt von ideologischem, antisemitischem und rassistischem Gedankengut. Die Spuren nationalsozialistischer Erziehung sind bei Herrn Klein bis auf den heutigen Tag deutlich spürbar:

*Iss auch nicht schön - dat macht ja auch nix. Wir sind damit groß geworden, wir hatten 1939 hier vorne Zigeunerlager * die wurden allerdings von * Adolf hinweggetan, und wir*

hatten damals nicht mal Schwierigkeiten, die habn nicht geklaut, gar nichts - weiß ich auch nicht, wat da rechtens ist. (21/197-201)

Will Herr Klein ausdrücken, daß unter „Adolf“ noch „Recht und Ordnung“ herrschten, daß die „Zigeuner“ (Flüchtlinge) nicht zu einer Belastung, zu einer Bedrohung für den deutschen Bürger wurden, wie es heute der Fall ist? Macht Herr Klein damit unserer heutigen Regierung einen Vorwurf, daß sie das sogenannte „Asylantenproblem“ nicht im Griff hat? Natürlich kann ich diese Fragen nicht mit einem eindeutigen »ja« beantworten. Dennoch scheint mir diese Aussage Herrn Kleins einen Hinweis auf eine nicht verarbeitete nationalsozialistische Erziehung zu beinhalten, die es ihm heute erschwert, andere Kulturen zu akzeptieren. Weiterhin scheint mir Herrn Kleins Legitimationstendenz bezüglich rassistischer Äußerungen mit der durch die Entnazifizierung erzielten Tabuisierung antisemitischer und auch rassistischer Haltungen zu korrespondieren. Herr Klein paßt sich also erneut den herrschenden Normen und Wertvorstellungen seines aktuellen sozialen Bezugssystem an.

Auch an anderer Stelle findet sich ein Hinweis darauf, daß Herr Klein seine Vergangenheit nicht wirklich verarbeitet hat. So vergleicht er fataler Weise die heutige Wiedervereinigung mit dem damaligen Ziel der Nationalsozialisten, ein deutsches Weltreich zu errichten, und heißt das auch noch gut:

Ich, ich kenn ja nur en Vereinigtes Deutschland von damals her, ne. Die hab'n ja damals auch gekämpft darum. Wenn dat heute wieder so ist, ist dat astrein und prima, aber dat spielt auch gar keine Rolle. Dat iss ja nur das symbolische Deutschland.(21/276-279)

7. Auf welche Weise bringen Herr und Frau Klein ihre kulturell - rassistische Denkweise zum Ausdruck?

- Argumentationsstrategien -

Es ist deutlich geworden, daß Herr und Frau Klein ihre rassistische Einstellung gegenüber Einwanderern aus Angst vor Normverletzung nicht direkt, sondern verdeckt zum Ausdruck bringen. Dabei verwenden sie im Wesentlichen die folgenden Argumentationsstrategien:

Relativierungen

Da Herr Klein aufgrund seiner autoritären Anpassungsbereitschaft nicht in der Lage ist, seine Vorurteile gegen Einwanderer offen zum Ausdruck zu bringen, denn dies würde eine Verletzung der offiziellen Norm bedeuten, tarnt er seine rassistischen Aussagen mit dem Deckmantel eigener Inkompetenz „bin kein Professor, bin nur Dreher“ (21/640 f.). Deutlich wird dies durch den häufigen Gebrauch von „ich mein/meiner Meinung nach“ (wurden im Interview 15mal verwendet) und Relativierungen wie „zum Beispiel/beispielsweise“ (wurde 6mal verwendet). Immer wenn der »unwissende« Dreher negative Aussagen über Einwanderer macht, werden diese abgeschwächt.

Aus diesem Grunde betont Herr Klein häufig, daß es »nur« seine Meinung ist, die er zum Ausdruck bringt, die somit keine Allgemeingültigkeit beansprucht.

Legitimation

Relativierungs- und Legitimationsstrategie stehen in einem komplementären Verhältnis zueinander. Herr Klein legitimiert seine rassistischen Äußerungen über Einwanderer, indem er auf die Medien verweist („steht in jeder Zeitung“ (4mal)) und deren Aussagen über Einwanderer reproduziert („et kommen zu viel“ (21/269), „da paßt nicht so viel rein“ (21/297), „wir werden etwas eingeengt“ (21/297) etc.).

Sexismus als Legitimation

Der Sexismus von Angehörigen anderer Kulturen wird häufig dazu verwendet, eigene rassistische Einstellungen zu rechtfertigen. Eine derartige Strategie verwendet Frau Klein, indem sie die „bettelnden“ Einwanderinnen durch die Aussage entschuldigt:

Andersrum hört man ja, das hab' ich auch nur gehört, kann ich nicht sagen, dat heißt ja, die Frauen werden meistens von den Männern geschickt, oder auch Kinder und wenn se nicht soundsoviel nach Hause bringen, dann kriegen se von den Vätern oder Männern Schläge, ne. Ob das stimmt weiß ich nicht, das hab' ich nur vom Hörensagen gehört. (21/501-505)

Kontrastierungsstrategie

Die Kontrastierungsstrategie wird von Herrn und Frau Klein gleichermaßen verwendet. Indem Herr und Frau Klein ihre eigene „deutsche“ Kultur der „fremden“ Kultur konträr gegenüberstellen und letzteren negative Eigenschaften zuordnen, wird die eigene Kultur positiv definiert.

Diese Polarisierung wird sowohl durch die Kontrastierung allgemeiner Aussagen in den Geschichten, als auch durch sprachliche Markierungen erreicht.

So fällt in dem Interview besonders der Gebrauch der Pronomina »Wir« und »Sie« ins Auge. Das »Sie« wird zur homogenen Gruppe aller Einwanderer, das »Wir« zur Gruppe aller Deutschen:

*die hab'n doch keine Erwerbsquelle dabei, wir arbeiten ja. (21/170) / Die fordern hier ihre Rechte (...) wir haben so mit unserer Arbeit unser'n bescheidenen Wohlstand erworben. (21/77/80) / Wenn se sich anständig benehmen * machen wir auch, hab'n wir immer gemacht. (21/574)*

Doch es werden nicht nur kulturelle Grenzen, sondern mittels einer Innen/Außen- Symbolik auch geographische Grenzen gezogen. Auf diese Weise wird die kulturelle Ein- und Ausgrenzung verstärkt. So wurde 17 mal »hier« und 12 mal »da/da drüben« im räumlichen Sinne verwendet.

8. Von Zugvögeln und Scherzautos: Kollektivsymbolik

Obwohl die Verwendung von Kollektivsymbolen nicht als selbständige Argumentationsstrategie bezeichnet werden kann, möchte ich sie trotzdem an dieser Stelle aufführen, da verschiedene Kollektivsymbole von Herrn und Frau Klein quasi als „Bausteine“ in ihre Argumentation eingepaßt werden.

So verwendet Herr Klein 5mal das Auto als Pragmasymbol¹⁸⁵. Flüchtlinge fahren einen „Mercedes“ (3mal), einen großen »Wohnwagen« (1mal) und Herr Klein im Gegensatz dazu nur ein »kleines Scherzauto«. Da Kollektivsymbole sozialen Charakter besitzen, ist die Aussage, die Herr Klein mittels dieser Symbole macht, für jeden verständlich. Darüberhinaus wird durch die einzelnen Symbole eine komplexe Botschaft zusammengefaßt und auf subtile Weise vermittelt.

Im Alltagsdiskurs wird das Symbol »Mercedes« als Statussymbol verwendet, d. h. es repräsentiert finanziellen Reichtum und eine gute gesellschaftliche Position. Im rassistischen Diskurs wird diese Aussage jedoch erweitert. Flüchtlingen, insbesondere Cinti und Roma, die nicht arbeiten, sondern „betteln“, „abschöpfen“, dabei aber einen „Mercedes“ fahren, werden durch die Verwendung des Kollektivsymbols illegale Handlungen, d.h. Kriminalität unterstellt. Das „Scherzauto“ Herrn Kleins hingegen bleibt im Kontext des Alltagsdiskurses, drückt »nur« einen geringen Lebensstandard und soziale Unzufriedenheit aus.

Das Kollektivsymbol Kopftuch (21/424), das Frau Klein in einer ihrer Geschichten über eine Türkin verwendet, steht sowohl für den Unterschied zwischen islamischer und christlicher Kultur, für die Unterdrückung der islamischen Frau, als auch für eine nicht geleistete Anpassung an die deutsche Gesellschaft.

Bei dem Wort Zugvögel (21/182), das Herr Klein im Zusammenhang mit Cinti und Roma verwendet, handelt es sich um eine Tiermetapher. Durch diese Metapher werden Cinti und Roma außerhalb der Gesellschaft der Menschen angesiedelt. Darüberhinaus werden Unstetigkeit, Haltlosigkeit und illegale Lebensweise assoziiert.

Der Begriff »Sippe« (Mercedes für die Sippe (21/500)) ist in ähnlicher Weise negativ konnotiert. Er findet seine Analogie im Tierreich und assoziiert »in Rudeln, oder Horden auftreten« und symbolisiert somit Gefahr.

¹⁸⁵ Vgl. hierzu Link 1982a und b. Gemeint ist damit, daß ein konkret gemeinter und angesprochener Gegenstand (z.B. das Kopftuch islamischer Frauen) zugleich als Kollektivsymbol fungieren kann.

9. Auf der Suche nach Erklärungen...

- Ursachen kulturrassistischen Denkens -

Abschließend stelle ich mir die Frage, was die Einstellung der Kleins gegenüber Einwanderern verursacht haben könnte. Obwohl sich Herr und Frau Klein innerhalb der deutschen Gesellschaft den unteren sozialen Schichten zuordnen, zeichnen sie in ihrer Argumentation gegen Einwanderer das Bild einer homogenen, d.h. einheitlichen deutschen Kultur, der sie positive Eigenschaften zuordnen. Indem sie nun diese „Identitätsgemeinschaft“ anderen Ethnien konträr gegenüberstellen und letzteren negative Eigenschaften zuordnen, konstruieren sie, wenn man von den sogenannten „Gastarbeitern“ einmal absieht, eine ebenso einheitliche negativ definierte „Fremdkultur“, in der die kulturellen Unterschiede der einzelnen Ethnien aufgehoben werden. Die negativen Eigenschaften, die dieser „Fremdkultur“ zugeordnet werden, werden als kulturelle Charakteristika markiert („die sind vielleicht drauf getrimmt“). Das Ergebnis ist die Ausgrenzung anderer Kulturgemeinschaften, die nur, und jetzt kommen wir zu dem Schlüsselbegriff, durch Anpassung wieder aufgehoben werden kann. Worin besteht nun diese Anpassung? Letztendlich in der Aufgabe der eigenen Sitten und Gebräuche ethnischer Gruppen und der Übernahme deutscher soziokultureller Werte und Normen.

Worin liegen mögliche Ursachen für ein derartiges Denken?

Herr und Frau Klein neigen dazu, sich an den herrschenden Normen und Werten unserer Gesellschaft zu orientieren („man muß sich nicht anpassen, man sollte sich/normalerweise muß man sich anpassen“) und durch unterwürfige Haltung diesen gegenüber Gefühle sozialer Minderwertigkeit zu entwickeln, wodurch zwangsläufig Aggressionen entstehen, die aber aufgrund der Identifikation mit dem eigentlichen „Gegner“ (unserem gesellschaftliches System) nicht ausgelebt werden können (vgl. Adorno 1973). Welche Ursachen und Folgen haben diese autoritären Persönlichkeitsstrukturen für die Einstellung gegenüber Einwanderern? Mit Sicherheit gibt es eine Vielzahl von Faktoren innerhalb der individuellen Sozialisation, die für das Entstehen solcher Strukturen verantwortlich sind. So ist bei Herrn Klein der Einfluß des nationalsozialistischen Erziehungsdiskurses immer noch deutlich spürbar. Herr Klein hat gelernt »zu gehorchen« (sich anpassen), Befehls-(Norm) verletzung wird sanktioniert und führt zum Ausschluß aus der Gesellschaft. Obwohl Frau Klein in unserem Gespräch keine direkten Anspielungen auf den Nationalsozialismus macht, vermute ich aufgrund ihrer autoritären Strukturen ähnliche Einflüsse. Besonders Herr Klein hat nicht nur das hierarchische Denken, sondern auch die ideologischen Inhalte des dritten Reiches übernommen und in sein Weltbild bis auf

den heutigen Tag verankert. Das Thema Einwanderer erregt ihn¹⁸⁶ und macht ihn offensichtlich aggressiv, was sich auch anhand seiner latenten Bereitschaft zur Gewalt gegen Einwanderer zeigt. Die Tatsache, daß die Kleins auch heute noch an den rassistischen Haltungen des dritten Reiches festhalten, verweist darauf, daß der soziale Kontext, in dem sie in der Nachkriegszeit gelebt haben, zur Konservierung derartiger Strukturen beigetragen hat. Neben den sehr eingeschränkten Lebens- und Arbeitsbedingungen haben darüberhinaus mit großer Wahrscheinlichkeit die Medien zu einer Verstrickung in einen rassistischen Alltagsdiskurs, der bei aller Tabuisierung eines offenen Rassismus selbst stark rassistisch geprägt ist, beigetragen. Bereits vorhandene Aggressionen und sozioökonomisch bedingte Ängste werden geschürt. Die sich so verfestigenden negativen Haltungen gegenüber Einwanderern werden durch Reproduktion vorformulierter Aussagen der Medien – durch deren vermeintliche Objektivität – legitimiert.

Folgen ...

Die bei den Kleins durchweg zu beobachtende Anpassungsbereitschaft wird von allen anderen Menschen, insbesondere aber solchen anderer, „fremder“ Herkunft, gefordert. Ihr eigenes „deutsches“ System von Werten und Normen, möge dieses auch der Ausgang für ihre schlechte Lebens- und Arbeitssituation sein, wird als allgemeingültige Normalität angesehen. Dies führt zunächst zur Ausgrenzung all derer, die sich den bestehenden soziokulturellen Normen nicht anpassen. Ausgrenzung beinhaltet zwar eine negative, aber nicht immer auch aggressive Einstellung gegenüber Einwanderern, wie sie sich bei Herrn Klein zeigt. Wie entsteht diese Aggressivität? Wie oben bereits erwähnt, führt die Identifikation der Kleins mit der deutschen Gesellschaft als homogene Gruppe (in Abgrenzung zu anderen) zwar zu einer von ihnen als positiv wahrgenommene Selbstdefinition; gleichzeitig aber (innerhalb der Gruppe) aufgrund von Klassenunterschieden zu Gefühlen sozialer Minderwertigkeit und Schwäche. So machen Herr und Frau Klein an vielen Stellen unseres Gesprächs deutlich, daß sie sowohl unter ihrem sozialen Status („bin kein Professor, bin nur Dreher“), als auch unter ihrem niedrigen Lebensstandard leiden. Obwohl sie die Regeln unserer Gesellschaft befolgen („wir arbeiten ja, zahlen Steuern“), ist ihre sozioökonomische Lebenssituation wesentlich schlechter, als die der höheren sozialen Schichten. Diese strukturelle Ungleichheit führt zu Aggressionen, die aber aufgrund der Identifikation mit der deutschen Gesellschaft und wegen der daraus resultierenden Anpassungsbereitschaft nicht ausgelebt werden können und nun auf ethnische Minderheiten projiziert werden. So empfinden Herr und Frau Klein Einwanderer und besonders Flüchtlinge als kriminelle und ökonomische Bedrohung und projizieren in deren Lebensstandard einen Reich-

¹⁸⁶ So steht er während unseres Gesprächs häufig auf und läuft erregt durch das Wohnzimmer.

tum, den sie selbst gerne besäßen (der aber tatsächlich den höheren Gesellschaftsschichten vorbehalten ist).

Durch die abwehrende Projektion entsteht nun jedoch ein weiterer Konflikt. Indem Herr und Frau Klein ihre Aggressionen auf Einwanderer lenken, um ihre Ohnmacht gegenüber struktureller Ungleichheit und die daraus resultierende Unzufriedenheit zu kompensieren, verletzen sie zugleich die offizielle Norm, »nicht rassistisch zu sein«. Aus diesem Grunde wird die negative Einstellung gegenüber Einwanderern nicht offen, sondern verdeckt zum Ausdruck gebracht.

Es ist deutlich geworden, daß die sozioökonomische Lebenssituation der Kleins, sowie ihre durch Sozialisationsprozesse bedingte Anpassungsbereitschaft, den Nährboden für eine kulturrassistisch begründete Haltung gegenüber Einwanderern schafft und zur Ablehnung und Ausgrenzung dieser Menschengruppe führt.

3.10 Hermann Cölfen

„Da is so ne Leere ... der eigentliche Sinn, warum man Dinge macht ... dat fehlt“

Analyse eines Interviews mit „Wilfried“, einem 31-jährigen Arbeiter¹⁸⁷

Vom Reden ohne Stützen

Die Aufgabe war soweit klar: Es sollte ein Interview oder vielleicht sogar ein Gespräch geführt werden, in dem es keinen starren Rahmen gibt. Keine Fragebögen, keine Formulare oder feste Regeln, die den Gesprächspartnern – je nach persönlicher Einschätzung – die ganze Sache leichter oder schwerer machen könnten. Um es vorwegzunehmen: Es war in dieser Form schwerer. Warum? Die Antwort darauf enthält die Überschrift: Es war ein Reden ohne Stützen.

Wenn ich mir auch vorher einige Fragen notiert hatte, so wurde mir aber schon sehr bald bewußt, daß allein die Reihenfolge der Gesprächsthemen nicht nur von mir allein bestimmt werden konnte. Nicht, wenn ich nicht auf die beiden wichtigsten Merkmale dieses Gesprächstyps verzichten wollte: die Spontaneität und die Überraschung. Allein das Zuhören war hier weitaus wichtiger als bei standardisierten Interviews, in denen es vor allem um Vollständigkeit geht. Wenn ich das Interview ernst nehmen wollte, konnte ich den Verlauf mit all seinen Umwegen und Abzweigungen nicht planen. Das Interview wurde, während wir miteinander redeten, immer wieder neu entworfen, wobei wir gemeinsam die Architektur der Kommunikation entwickelten.

Die Gegenwart des Aufnahmeegerätes spielte schon nach wenigen Minuten keine wesentliche Rolle mehr. Wir hatten andere Gedanken, denn schon der Gesprächsbeginn lenkte unsere Gesprächsrichtung in tiefere Regionen. Auf die Frage „Wie fühlst du dich im Moment?“ gab es keine stereotype Antwort wie z.B. „Danke, gut. Und selbst?“, sondern die Frage wurde präzisiert und schon nach wenigen Sekunden durch den Satz:

So jetz von dem persönlichen Befinden da is eigentlich, ne, sogn wer, so ne relativ – Leere is da, ne – der eigentliche Sinn, warum man jetz Dinge macht, ne. Und dat fehlt. (9/17-19)

so etwas wie ein Vorausverweis in „Wilfrieds“ Welt. Schon nach ganz kurzer Zeit war mir klar, daß dieses Gespräch ganz anders werden würde, als ich es mir vorher ausgedacht hatte. Ich bin z.B. davon ausgegangen, daß es viel mehr in meiner Hand liegen würde, die Richtung des Gesprächs zu bestimmen, und daß es viel schwerer werden könnte, Wilfrieds Einstellung zu EinwanderInnen zu entdecken. Aber es wurde alles anders. Der Rassismus war nicht monströs und scharfkantig, sondern er schlich sich leise heran

¹⁸⁷ Das Interview ist nachzulesen in: Jäger 1991b, S. 225-247.

und wollte unbemerkt bleiben. Vor allem: Wenn Rassismus mein „Fund“ sein sollte, den zu bergen ich mir vorgenommen hatte, dann mußte ich feststellen, daß ich auf diesem Weg ganz unerwartete „Schätze“ mit zutage gefördert hatte. Haben sie mit unserem Thema zu tun? Lege ich sie wieder unbeachtet zur Seite, oder sind sie gar die Mitte, von der aus alles andere erst sichtbar wird?

Diese und noch andere Fragen sollen auf den nächsten Seiten zur Sprache gebracht werden. Nur eines noch vorher: Diese Beschreibung eines Gesprächs ist keine Einladung zu einem Zoobesuch. Was hier zur Sprache kommt, ist weder exotische Seltenheit, noch Videoclip-Ersatz für Intellektuelle. Wenn es gelungen ist, dann ist es ein Fenster zur Welt, von der wir selbst ein Teil sind. Akademische Distanz ist nicht gefragt. Im Gegenteil. Statt dessen eher Aufmerksamkeit, Interesse und die Bereitschaft zur Einsicht in eigene Winkel, die nur selten beleuchtet werden.

1. Wer ist „Wilfried“ ?

Üblicherweise wird in unserer Kultur ein Mensch vor allem durch seine Sozialdaten beschrieben. Innerhalb dieser Daten steht dann der Beruf an erster Stelle. Die Frage „Wer bist du?“ oder „Was machst du?“ wird häufig genug mit der Berufsbezeichnung beantwortet.

Die sozialen Rahmenbedingungen allein machen einen Menschen nicht aus. Zu einer aussagefähigeren Beschreibung gehört mehr, z.B. Erfahrung, Enttäuschung, Hoffnung, Erwartung und die Weltsicht. Wenn ich also in diesem Abschnitt jetzt etwas über „Wilfrieds“ Sozialdaten schreibe, dann sollte die Relativität dieser Informationen berücksichtigt werden. Wenn ich schließlich weiß, wo und wie „Wilfried“ arbeitet, wohnt und wie seine äußere Entwicklung ungefähr verlaufen ist, läßt sich daraus noch nicht ablesen, wer „Wilfried“ ist.

„Wilfried“ ist zum Zeitpunkt des Interviews 31 Jahre alt und Arbeiter in der chemischen Industrie. Er hat den Beruf des Bäckers erlernt, aber schon bald aufgegeben, weil ihm die Arbeit selbst, die Arbeitszeit und die Bezahlung schon kurz nach Beendigung der Ausbildung nicht mehr zugesagt haben. Jetzt arbeitet er als ungelernete Arbeitskraft in einer Forschungsabteilung eines Chemieunternehmens.

Er lebt allein in einer 55qm großen Wohnung zur Miete in einem linksrheinischen Duisburger Stadtteil. Die Dachgeschoßwohnung gehört zu einem freistehenden, zweistöckigen Altbau. Das nächste Haus ist etwa 500m weit entfernt. Bevor er – vor ungefähr fünf Jahren – hier einzog, lebte er im Stadtzentrum von Duisburg–Rheinhausen in der Nähe des Marktplatzes, für dortige Verhältnisse also im Ortskern.

„Wilfrieds“ Auslandserfahrungen gehen über die Erlebnisse im Rahmen touristischer Ausflüge hinaus. Er hatte im Alter von 22 Jahren an einem ‚Arbeitsurlaub‘ im Rahmen eines kirchlich organisierten Brunnenbau-Pro-

jektes in Ägypten teilgenommen. Somit lebt er zwar in der Wirklichkeit eines Industriearbeiters, hat aber durch seine Erfahrungen die Möglichkeit, diese Wirklichkeit aus einer umfassenderen Perspektive wahrzunehmen und zu beurteilen. Deshalb war ich neugierig, ob sich diese Erfahrungen in seinen Ansichten niedergeschlagen haben.

Die politische Position „Wilfrieds“ ist schwer zu bestimmen. Er bevorzugt keine der etablierten politischen Parteien und hat auch bisher noch nie von seinem Wahlrecht Gebrauch gemacht. Dennoch hegt er Sympathien für DIE GRÜNEN, wenn er auch an dieser Partei Zweifel hat. Seine Lektüre beschränkt sich auf das gelegentliche Lesen der NRZ und einiger Fachzeitschriften über Modellbau und Drachenfliegen. Der Fernsehbedarf wird fast ausschließlich von RTLplus gedeckt. Er verbringt ungefähr drei bis vier Stunden täglich vor dem Fernseher.

„Wilfried“ hat wenige Bekannte, mit denen er sich aber häufig und regelmäßig trifft.

Der Kompromißgedanke ist wesentlich für „Wilfrieds“ Lebensphilosophie, obwohl er nur an zwei Stellen explizit auftaucht. Hier fließen alle Konflikte zusammen und werden durch das Schlüsselwort „Kompromiß“ harmonisiert. Der „Kompromiß“ steht für das Sich-Hineinfinden in das Schicksal. Im Gegensatz zu einem unzufriedenen Menschen, der protestierte oder seiner Unzufriedenheit Ausdruck verliehe, hat „Wilfried“ die Probleme geglättet, indem der „Kompromiß“ die vier Aspekte Wunsch, Möglichkeit, Bereitschaft und Verweigerung aufnimmt und in den Alltag integriert.

Wesentlich ist dieser Begriff deshalb, weil er auf die Frage nach dem persönlichen Lebensgefühl folgt:

Wie fühlst du dich im Moment? Ganz persönlich...

*Ganz persönlich? Das kann man nicht so ganz einfach beantworten. Mit gut oder schlecht glaub ich nicht. **

Oder genauer gefragt: Ähm, wie empfindest du deine spezielle Lebenssituation, im Beruf ...

Das war mir schon klar.

So in der Richtung.

So als, als vom Beruf her sagen wer mal, isses ne Sache, is ein Kompromiß, es is nicht dat, wat man als, als wunderbar empfinden kann, aber wiederum gibts auch schlechtere Sachen. Von daher sach ich mir einfach, gehts mir ganz gut, ne, vom Beruf her. (9/1-10)

An dieser Stelle wiegt solch ein Wort schwerer. In den Zeilen 8-10 korrespondieren „Beruf“, „Kompromiß“ und „nicht (...) wunderbar“. Der Kompromiß vermittelt diese Sicht, er ist der hermeneutische Schlüssel zu „Wilfrieds“ Weltansicht. Die zweite Stelle des Gespräches, an der der „Kompromiß“ auftaucht, ist genauso wichtig:

In der Schicht selbst. Aber et sind halt eben noch diese Tagesschicht, die da is, und da sind halt eben Leute, die über mir stehen, und da, äh, hat man halt eben doch mit der Arbeit selbst keine, da würd ich keine Probleme kriegen, weil wenn man mir sagt, ich soll

aufputzen, dann putz ich auf. Das stört mich im Prinzip nich, ne. Weil, äh, ich denk einfach, dat ich dann über diese Sache steh. Wenn sie meinen, sie könntn mir irgendwie <hustet> damit darlegen, daß ich halt eben niedrige Arbeit machen muß, mach ich die halt eben, weil das is der Kompromiß mit Arbeit. Aber was ich nich vertragen kann, sind Sachen, wo offiziell gesagt wird, also Angestellte stehen über gewerbliche Arbeitnehmer, und da hatt ich auch schon ... Konfrontationen? (9/165-173)

Wer sagt wem, was wer zu tun hat? Die Einordnung bzw. Behauptung in der – schon erwähnten – strengen Betriebshierarchie ist von großer Bedeutung für einen acht Stunden/Tag-Job. Auch hier sieht „Wilfried“ seinen Weg im Kompromiß. Gerade das ist wohl sein Prüfstein. Vielleicht entkommt er seinem »mittelmäßigen« Lebensgefühl...

Wie fühlst du dich im Moment? Ganz persönlich...

*Ganz persönlich? Das kann man nicht so ganz einfach beantworten. Mit gut oder schlecht glaub ich nicht. * (9/1-4)*

...wenn er gerade diesen Kompromiß aufgibt. Aber hierzu später mehr.

2. Wie haben wir miteinander gesprochen? – Das Gespräch

Das Interview fand am 30.12.1990 abends in meiner Wohnung statt und hat insgesamt ungefähr 45 Minuten gedauert. Wir tranken Whiskey und rauchten. Ich empfand die Atmosphäre als entspannt. Als Aufnahmegerät verwendete ich ein kleines Taschendiktiergerät, dessen Gegenwart nicht sonderlich auffiel.

Nach ungefähr 3/4 des Interviews habe ich behauptet, alle meine Fragen gestellt zu haben (9/609). Trotzdem war es nicht schwer, danach weiterzureden. Diese Bemerkung war keinesfalls ein Trick, um hypothetische Hemmungen abzubauen. Zu diesem Zeitpunkt hielt ich unser Gespräch tatsächlich für beendet:

Ja, ich hab beinahe alles gefragt, was ich fragen wollte ...

... Aber du bist nich drauf gekommen, was du wolltest, ne? <lacht> (9/609-10)

Seine Entgegnung verriet sein Mißtrauen, bzw. seine Erwartung, in irgendeiner Weise beobachtet oder ausgefragt worden zu sein.¹⁸⁸

3. Worüber haben wir gesprochen? – Die Themen

„Wilfried“ spricht zunächst über seine Wohnung und die Entscheidungskriterien, die ihn dazu bewogen haben, Wohnung und Wohnumgebung zu

¹⁸⁸ Das Wortverhältnis zwischen Fragendem (2403) zum Befragtem (6952) entspricht in diesem Interview 25,7 % zu 74,3 %. Also wurde 3/4 des Gesprächs von „Wilfried“ bestritten. Das Verhältnis der Redeanteile ist also zufriedenstellend, vor allem, wenn man bedenkt, daß sich meine Redeanteile zu einem großen Teil aus der Präzisierung der gestellten Fragen zusammensetzen.

wechseln. Er scheut Auseinandersetzungen mit Nachbarn und hat zu ihnen im Laufe der Jahre auch keine persönliche Beziehung aufgebaut.

Man hatte überhaupt nichts mit den Nachbarn zu tun, außer daß, selbst im eigenen Haus hatte man nur soviel zu tun, daß man die halt eben sah, Guten Tag, und mehr aber auch nich, ne? (...) Aber alles in allem <hustet> ähm, würd ich sagen, alles in allem äh, äh, lohnt et sich trotzdem nich für mich, ne. Dann wohn ich lieber außerhalb, hab für mich selbs was und und bin von andern Leuten unbehelligt, ne. (9/77-88)

Das heißt, er nimmt die Nachbarn nur in ihrer ‚Funktion‘ als Nachbarn wahr – darüber hinaus hat er kein weiteres Interesse an ihnen entwickelt.

Danach spricht er über seine Arbeitswirklichkeit. Die hierarchische Strenge in ‚seiner‘ Firma tritt als Hauptmerkmal in den Vordergrund.

Hm, das is n bunt zusammngehauf – bunt zusammengewürfelter Haufen. Es sind Leute dadrunter, die, die tatsächlich Wissen haben und Können haben und dadurch auch hervorstechen, auch noch dabei Menschlichkeit haben. Wiederum sind es äh Leute, die eigentlich weniger Wissen haben, die aber durch ihre Stelle hervortreten. Und die Leute haben natürlich allerhand jetzt damit zu tun, ihre Stellung und ihren Titel auch zu behalten, ne.

Es gibt eine strenge Hierarchie?

Absolut!

Absolut streng?

Absolut streng. Das is ne Sache, die ich vorher so nich kannte, ne, bevor ich halt eben in so ne Fabrik reinkam. (9/100-109)

Den Zugang zu diesem Bereich des Gesprächs wählt „Wilfried“ interessanterweise über die Problematisierung der Strenge und das nachfolgende, ebenfalls problematische Thema: Offenbar gibt es in der Firma einen Solidaritätsgraben zwischen Angestellten und Arbeitern. Weitere Probleme ergeben sich aus den Folgen der strengen Hierarchie, wie etwa Kompetenzangel. „Wilfried“ löst diese Konflikte durch Rückzug, das heißt, er ordnet sich selbst als subaltern ein und fügt sich somit der vorgegebenen Kompetenzverteilung.

In der Schicht selbst. Aber et sind halt eben noch diese Tagesschicht, die da is, und da sind halt eben Leute, die über mir stehen, und da, äh, hat man halt eben doch mit der Arbeit selbst keine, da würd ich keine Probleme kriegen, weil wenn man mir sagt, ich soll aufputzen, dann putz ich auf. Dat stört mich im Prinzip nich, ne. Weil, äh, ich denk einfach, dat ich dann über diese Sache steh. Wenn sie meinen, sie könnten mir irgendwie <hustet> damit darlegen, daß ich halt eben niedrige Arbeit machen muß, mach ich die halt eben, weil das is der Kompromiß mit Arbeit. Aber was ich nich vertragen kann, sind Sachen, wo offiziell gesagt wird, also Angestellte stehen über gewerbliche Arbeitnehmer, und da hatt ich auch schon ... Konfrontationen? (9/165-173)

Durch direkte Fragen kommt es zu einer Reihe von Aussagen über das Nationalbewußtsein.

Wobei ich das auch selbst – ich fühl mich nich so richtig als Deutscher oder so, ne?

Mhm.

Ich bin hier geboren, ja gut, aber – das is für mich völlig uninteressant, ob ich jetzt Deutscher oder Pole bin oder sonst was.

Du hast kein spezielles deutsches Nationalbewußtsein?

Überhaupt nich!

Überhaupt nicht!?

Nein, nein. (9/204-212)

„Wilfried“ bestreitet zwar für sich, daß er irgendwie von Nationalbewußtsein geprägt sei. Dagegen setzt er den Begriff der „geographische(n) Herkunft“ (9/223-224). Deutsches Sendungsbewußtsein bestreitet er für sich heftig, und Erfahrungen mit Deutschen im Ausland wertet er negativ.

Die DDR-Annexion hat er wie ein Naturereignis wahrgenommen. Wie viele Bundesbürger stellt er sich unter die Theorie der ‚gemeinsamen nationalen Verantwortung‘. Deren Folgen werden – wenn überhaupt – in erster Linie aus finanziellen Gründen mit Besorgnis bedacht.

*Positiv oder negativ – tja, sagen wer mal so, finanziell is dat jetzt ers ma negativ, weil da muß man halt eben Kosten, die gedeckt werden, und da muß jeder sein Schäflein beitragen. * Politisch – is mir völlig egal. Obwohl eher, eher find ich das, das bedrückender, weil halt eben der Größenwahn leichter durchkommen kann, ne? Also von der Größe her jetzt, von Deutschland, ne? (9/394-398)*

Bei Flüchtlingen unterscheidet er zwischen solchen, die aus politischen und solchen, die aus wirtschaftlichen Gründen geflohen sind. Letztere sollten seiner Meinung nach nicht mehr „reingeholt“ (9/431) werden.

Dann, ob man die, die, die Asylanträge, ob man die besser prüfen sollte, das halt ich schon für richtig, daß man die besser prüfen sollte. Weil äh, äh, ich glaube einfach, daß dazu zu viel Wirtschaftsasylanten reingeholt werden. (9/429-431)

Den europäischen Binnenmarkt begrüßt „Wilfried“, befürchtet aber auch als Folge einer europäischen Angleichung eine Einschränkung des deutschen Lebensstandards.

Also du machst dir schon Sorgen, daß Deutschland langsam überfüllt wird?

Ja!

Das, das ist schon ne Bedrohung, meinst du? Auf Dauer?

Ne Bedrohung ...

... Also Bedrohung heißt jetzt nicht, daß es dir direkt ans Leben geht, ne? Aber das es ne Tendenz ist, die du bedenklich findest, zum Beispiel?

Die find ich bedenklich, ja. Das hat aber nichts damit zu tun, daß ich sage: »Ich möchte keine Portugiesen hier haben oder Spanier ...« (9/467-474)

Im Fragenzyklus über EinwanderInnen, Kultur und Wahlrecht fordert er Anpassung. »Ausländer« müssen sich den kulturellen und politischen Gegebenheiten anpassen: Auf Wahlrecht haben sie keinen Anspruch, weil ihre eigene politische Kultur noch nicht weit genug entwickelt sei.

...also diese Wahlrechte für Ausländer halt ich für, für Quatsch zur Zeit noch, weil, äh, die Leute selbst da auch noch nicht in der Lage dafür sind, alle, ne? Das heißt einfach, daß ich, daß ich da Bedenken hätte, daß die ihre Nationalität zu weit da mit reinbringen. Das heißt aber auch wiederum, jetzt nicht die Nationalität, daß ich sage, also jetzt ist n Türke oder n Grieche irgendwie in irgendeinem Ausschuß mit drin, dat wär ja eigentlich

noch, ja eigentlich wär dat ja noch <lachend> vernünftig, ne, weil, die Leute leben hier, zahlen Steuern und so, aber, daß die zu sehr ihre Politik hier rüberbringen... (9/563-569)

Er selbst hat mit importierter ausländischer Kultur eher negative Erfahrungen gemacht. So hat er schon unter der »Handelsfreude« türkischer Kaufleute und ihrem »lässigen Umgang mit Vorschriften und Regeln« gelitten.

Ne, andern Teil hab ich auch sehr viele Dinge erlebt, mit, mit, mit Türken, sag ich jetzt mal, jetzt nicht speziell Türken, daß ich sag: »Die sind so«, sondern äh, das sind wohl äh, Leute, die, die, aus, aus diesem Bereich kommen, aus diesem Orientbereich, will ich mal sagen, ne? Äh, die ständig Dinge noch verhandeln wollen und anders haben wollen, das is halt eben der Punkt, wo ich sag, das is diese, diese, dieser Ablauf, den ich liebe <ironisch>. Dat war die Zeit, als ich Kohlen gefahren hab, und die mochten immer andere Dinge haben, und, und auch sehr aufwendige Dinge, ne. Das nervt mich schon bei den Leuten, ne? Daß sie, sie meinen auch, äh, sie könnten diese Dinge immer so, so handeln. (9/668-676)

Sorgen macht er sich auch über die Gruppenbildung von EinwanderInnen, wobei ihn dieser Begriff der Gruppenbildung über seine Vorstellung von selbstverschuldeter Isolation auf einen rätselhaften, assoziativ geleiteten Denkweg zum „Judenmord im Dritten Reich“ führt.

Ja, aber jetzt hier so, jetzt nicht um, um die Deutschen zu verteidigen, dat is, ne, aber man muß die Zahl auch berücksichtigen, die hier is. Und, äh, is nur ma jetzt auch wirklich noch, ich mein, wat, es war ja früher auch schon so, ne? Aber et is jetzt ja noch ma stärker – diese Sachen treten jetzt ja krass schon in den Schulen auf, ne? Daß da türkische Gruppen sind, und und deutsche, also die Deutschen gruppieren sich eigentlich nicht so wie die Türken zum Beispiel. Die Türken, die treten nur in Gruppen auf. <räuspert sich> Warum auch immer, dat, dat is mir jetzt also, und von daher ist dat meine Meinung, daß die Sache verschärft wird, ne? Die wird nicht abbauen, die wird sich verschärfen, ne?

Mhm.

Vielleicht – dat weiß ich aber auch nich so genau – wenn, daß, sagen wer mal so vier, fünf Generationen, ne, wenn se, das is meiner Meinung nach auch dasselbe Problem gewesen mit Juden. Juden haben sich auch abgekapselt und haben ihren Lebensstil weiter durchgeführt, das, das gab den Brennpunkt eigentlich, ne? Natürlich auch noch darin vielleicht gesehen, weil waren recht erfolgreich. Das sieht man dann natürlich au noch nich so ganz gerne, ne? Wenn der Türke schwer arbeitet und, und, und nicht viel hat, dann akzeptiert man den ja auch sofort. Aber sobald der mal nen größeres Auto fährt – dat sieht man ja au nich gerne, ne? (9/741-757)

Eine Besserung des „Ausländerproblems“ erwartet er in absehbarer Zeit nicht. Im Gegenteil: In naher Zukunft erwartet er eine Verschärfung der Konflikte. Der Grund dafür liegt seiner Meinung nach in der äußeren Unterscheidbarkeit der Menschen.

Es wird nie, nie ganz abgebaut sein, ne? Solange ne Hautfarbe noch anders is, dann kann man die noch unterscheiden. (9/775-777)

4. Wie beschreibt „Wilfried“ EinwanderInnen?

Die folgenden Zitate sind die Aussagen über EinwanderInnen, die Rassismus enthalten.

1. „Wilfried“ sieht in der Hautfarbe ein genetisches Unterscheidungsmerkmal, das durch seine Sichtbarkeit und Unveränderbarkeit unvermeidlich zu Benachteiligungen führt:

Noch halt eben nach der Hautfarbe, äh, daß se halt eben noch ärmere Schweine sind – die sind nich ganz schwarz und sind nich ganz weiß, ne. Liegen ganz blöd dazwischen. (9/324-326)

2. Eine Aussage über Schwarze ist zwar nicht gegen sie gerichtet; die Bemerkung läßt aber erkennen, daß die genetisch bedingte Tatsache der unterschiedlichen Hautfarbe mit der dadurch üblichen Diskriminierung (wie oben) einfach hingenommen wird. Mit seiner Formulierung deutet „Wilfried“ allerdings einen pragmatischen Zug seiner Beurteilung an. Wenn man die ‚Schwatten‘ als Untermenschen bezeichnet, dann bekommt man eben Schwierigkeiten. Wie es danach weitergeht, ist ihm wohl auch nicht ganz klar, denn er zieht das Beispiel in Zeile (9/714ff.) wieder zurück:

...weil die Schwatten sind ja im Prinzip Untermenschen, dann sieht man, dat man da auch Schwierigkeiten kriegt, man grade, wie die sich verhalten ham. Aber dat is jetzt vielleicht nicht son ganz so gutes Beispiel, ne? (9/712-715)

3. Der Lebensstandard der Deutschen wird durch zuviele EinwanderInnen gefährdet. Diesen Wohlstand haben sich die Deutschen durch harte Arbeit verschafft. Das haben ärmere Nationen wohl nicht hingekriegt.

...daß man sagt, die, die können erst mal nicht so hart arbeiten wie wir, ... (9/320-321)

4. Die Morgenländer sind einfach anders. Ihnen fehlen die wesentlichen Errungenschaften westlicher Kultur. Hitzigkeit, Spontaneität, Unüberlegtheit, Schießwütigkeit und Aggressivität sind Argumente für die Abwertung. Die westliche Kultur ist der Maßstab.

Ja, diese ganzen Palästinenser und, und, und Türken, und es is für mich ungefähr – die sind sehr hitzig, die, die, die, die, die handeln sehr, wie soll ich sagen, spontan und und sind da etwas unüberlegt drin, ne, sind da so, sag ich mal, wie kleine Kinder noch, ne? Da wird mir zuviel noch mit Gewehren und Pistolen rumgeschossen, ne? Und Leute verprügeln und so, das is also Unsinn. Dat hatten wir hier gehabt und dat hat auch nich funktioniert. (9/575-579)

5. Cinti- und Romakinder betteln. Das ist lästig und bedenklich und soll nicht so bleiben.

...ich habe zum Beispiel nen sehr großen Vorbehalt gegen diesen Sintis und Romas, es geht mir jetzt nicht danach, daß ich sag, Sintis und Romas, die sind alle sehr schlecht oder so, daß – ich kenn die Leute eigentlich so nicht – aber, äh, diese Bettelphase von denen, das, das geht mir schon auf n Zwirn, daß Kinder reinkommen in ner Gaststätte un dir son Zettel hinhalten und und wollen Geld von einem haben, das find ich dann schon bedenklich, ne? Da müßte man vielleicht was gegen tun. (9/361-366)

6. Spanier haben eine lasche Arbeitshaltung. Sie passen sich dem deutschen Arbeitstempo nicht an. Interessant ist der Gegensatz: lasch – hektisch. Hier wird die deutsche Variante der Arbeitsmoral negativ konnotiert.

Man kann ja jetzt keinen Spanier zum Beispiel äh, äh, davon überzeugen, find ich, daß er jetzt ma nich so ne lasche Haltung haben soll, und und, ma mehr mit, mit, mit, ich will dat ma einfach Hektik nennen, ne, mit mehr Hektik anne Arbeit rangehen und dat er mehr schaffen kann, dann, ne? (9/503-506)

7. Türken verbauen sich durch mangelnde Anpassung und ihr Beharren auf ihren eigenen Lebensstil Sympathien. Anpassung ist angesagt.

...ich bin der Meinung, daß, daß Türken, die hier wohnen, auch nicht da so drauf beharren müssen, ne, auf ihre Dinge, dadurch, äh, äh, tragen die eigentlich nich dazu bei, daß daß diese, diese Konflikte, diese nationalen Konflikte verschwinden. Also, die sollten ihren Unsinn da auch ma lassen. (9/540-543)

8. Rechtsradikale Türken in der BRD repräsentieren Ausländer und die allgemeine politische Kultur in der Türkei. Bei der Gelegenheit wurden dann Griechen mit einbezogen.

...diese Wahlrechte für Ausländer halt ich für, für Quatsch zur Zeit noch, weil, äh, die Leute selbst da auch noch nicht in der Lage dafür sind, alle, ne? Das heißt einfach, daß ich, daß ich da Bedenken hätte, daß die ihre Nationalität zu weit da mit reinbringen. Das heißt aber auch wiederum, jetzt nicht die Nationalität, daß ich sage, also jetzt ist n Türke oder n Grieche irgendwie in irgendnem Ausschuß mit drin, dat wär ja eigentlich noch, ja eigentlich wär dat ja noch <lachend> vernünftig, ne, weil, die Leute leben hier, zahlen Steuern und so, aber, daß die zu sehr ihre Politik hier rüberbringen, das heißt, ich denke da mit Schrecken dran, wenn ich äh, äh, bedenke, daß, daß die Grauen Wölfe hier ihr Unwesen treiben, die genauso rechtsradikale Schweine sind wie Nazis oder Skinheads, oder halt eben diese politischen Gruppierungen, ne? (9/563-572)

9. Orientale wollen ständig verhandeln und können sich mit deutschen Gewohnheiten nicht abfinden. Deutsche Routine im Gegensatz zur Handelsfreude: Kulturen stoßen aufeinander.

...Leute, die, die, aus, aus diesem Bereich kommen, aus diesem Orientbereich, will ich mal sagen, ne? Äh, die ständig Dinge noch verhandeln wollen und anders haben wollen, das is halt eben der Punkt, wo ich sag, das is diese, diese, dieser Ablauf, den ich liebe <ironisch>. (9/670-673)

10. Orientale wollen sich nicht anpassen, sondern ihren Lebensstil durchsetzen.

Sie wollten sich auch in dem Punkt nicht anpassen, sie wollten schon das davon rausbekommen, was sie haben wollten, ne? (9/680-681)

...diese, die Türken, die, äh, ziehen auch ihr Programm durch, was sie drüben auch haben. Der Lebensstil, der is natürlich anders als hier, ne? (9/721-722)

11. Türken treten in Gruppen auf und treiben sich selbst in die Isolation.

...also die Deutschen gruppieren sich eigentlich nicht so wie die Türken zum Beispiel. Die Türken, die treten nur in Gruppen auf. (9/745-746)

12. Juden haben zu ihrer Verfolgung und Vernichtung im „Dritten Reich“ durch Abkapselung selbst beigetragen.

...das is meiner Meinung nach auch dasselbe Problem gewesen mit Juden. Juden haben sich auch abgekapselt und haben ihren Lebensstil weiter durchgeführt, das, das gab den Brennpunkt eigentlich, ne? (9/751-753)

„Wilfrieds“ Äußerungen zu EinwanderInnen enthalten klassische rassistische Elemente.

Er stellt fest...

- Eine dunkle Hautfarbe führt unweigerlich zu Benachteiligung und Diskriminierung.
- Deutsche arbeiten härter als Einwanderer und Deutsche leisten mehr. Deshalb haben die Deutschen auch einen höheren Wohlstand. (Wohlstandsfaktoren wie Ausbeutung der sogenannten „Drittweltländer“ und die Zerstörung der Natur werden von „Wilfried“ nicht erwähnt.)
- Vor allem EinwanderInnen aus dem „Orientbereich“ sind unreif, hitzig, spontan und wollen sich nicht anpassen. Wegen dieser Unreife haben sie auch keinen Anspruch auf Wahlrecht. Sie irritieren mit ihrer Beharrlichkeit die deutsche Routine und stehen ihrer Integration dadurch selbst im Weg. Somit sind sie für ihre Probleme letztlich selbst verantwortlich.
- Cinti- und Romakinder betteln. Das stört ihn, und er möchte, daß etwas dagegen unternommen wird. Was das sein soll, bleibt offen. Klar ist nur, daß er selbst an diesem „Da müßte man vielleicht was gegen tun.“ (9/366) nicht aktiv beteiligt sein will.

Er beklagt...

- Die Türken treten immer in Gruppen auf. Dadurch geraten sie in Isolation, die sie dann ja selbst verschuldet haben. Ein Schritt auf dem Weg aus dieser Isolation heraus wäre die Anpassung, die in „Wilfrieds“ Vorstellung eine große Rolle spielt. Wie groß sie ist und wie bedeutend sie für sein eigenes Leben war, soll später noch erörtert werden.
- „Wilfried“ beklagt die mangelnde Bereitschaft zur Anpassung. Hier liegt sein Schlüssel für einen großen Teil der Probleme. Doch man muß auch bedenken, daß er für einen bestimmten Teil der EinwanderInnen auch hierdurch keine Lösung anbieten kann: Die Hautfarbe als genetisches, unveränderbares Kennzeichen läßt einer gedachten oder gewünschten Annäherung im Zweifelsfall keine Chance:

Es wird nie, nie ganz abgebaut sein, ne? Solange ne Hautfarbe noch anders is, dann kann man die noch unterscheiden. (9/776-777)

Außer diesen ‚klassischen‘ Rassismen gibt es noch eine, völlig aus dem Rahmen der sonstigen Äußerungen fallende Bemerkung:

Vielleicht – dat weiß ich aber auch nich so genau – wenn, daß, sagen wer mal so vier, fünf Generationen, ne, wenn se, das is meiner Meinung nach auch dasselbe Problem gewesen mit Juden. Juden haben sich auch abgekapselt und haben ihren Lebensstil weiter durchgeführt, das, das gab den Brennpunkt eigentlich, ne? Natürlich auch noch darin

vielleicht gesehen, weil waren recht erfolgreich. Das sieht man dann natürlich au noch nich so ganz gerne, ne? Wenn der Türke schwer arbeitet und, und, und nicht viel hat, dann akzeptiert man den ja auch sofort. Aber sobald der mal nen größeres Auto fährt – dat sieht man ja au nich gerne, ne? (9/750-755)

Die Juden waren also durch ihre Abkaspelung selbst schuld an ihrer Ermordung? Und wie interpretiere ich den „Brennpunkt“? Kann ich wirklich übersehen, daß in den Konzentrationslagern viele jüdische Menschen verbrannt worden sind? Vielleicht besteht in dieser Formulierung der Versuch einer Entlastung, der dabei helfen soll, das Ausmaß des Holocaust zu ertragen. Wenn dann aber direkt danach der Erfolg der Juden mit dem der Türken verglichen wird, muß ich davon ausgehen, daß hier eine äußerst gefährliche Verknüpfung alter und neuer Rassismen stattfindet. Schlimm genug, daß wirtschaftlicher Erfolg von Juden seit der Nazi-Zeit immer wieder in den Gesprächen als Entlastungs- und Rationalisierungselement vorkommt¹⁸⁹. Hier wird aber eine Fortführung dieser Argumentationsstrategie versucht, die schließlich in eine unausgesprochene Drohung mündet. Wenn die Türken durch Isolation und wirtschaftlichen Erfolg in eine ähnliche Situation geraten, was wird dann geschehen? Wie sieht der nächste Brennpunkt aus?

5. Wie argumentiert „Wilfried“?

Die im folgenden aufgeführten Interviewabschnitte sind die Stellen, an denen „Wilfried“ meine Fragen für mich überraschend anders, als von mir erwartet, beantwortet hat.

Diese »unscharfen« Übergänge sind wichtig, weil sich an ihnen Aussagen über Implikate und ihre hermeneutischen Entscheidungen¹⁹⁰ treffen lassen. Außerdem sind diese Stellen Angelpunkte für wesentliche, individuelle Entscheidungen.

Die Frage nach der Persönlichkeit seiner KollegInnen versteht „Wilfried“ als Frage nach deren Kompetenz. Obwohl in der Frage der Status bewußt in den Hintergrund gerückt wurde, hat „Wilfried“ sofort die Kompetenz mit der Persönlichkeit gleichgesetzt. Vielleicht erfolgte die Identifikation im Sinne von ‚was den Menschen ausmacht‘. Der Aspekt der »Menschlichkeit« wird von ihm offenbar als ‚Bonus‘ bewertet, der zur Kompetenz im Glücksfall hinzutritt. Andere Seiten von Persönlichkeit wie Sympathie, Charakter oder

¹⁸⁹ Durch solche Argumente (Z.B.: „Die Juden waren damals eben sehr reich und viele Deutsche waren sehr arm. Deshalb gab es diesen Konflikt, der sich dann so dramatisch zugespitzt hat“) wird der Versuch unternommen, Gründe zu finden, die den Holocaust entschuldigen sollen.

¹⁹⁰ Mit »hermeneutischen Entscheidungen« meine ich die einzelnen Entscheidungen „Wilfrieds“, nach denen er die »Richtung« seiner Antworten eingeschlagen hat. Die Frage nach „der Persönlichkeit“ eines Menschen kann ja auf ganz unterschiedliche Weise beantwortet werden. „Warum« jetzt „Wilfried“ »wie« seine Wahl getroffen hat, ist wichtig für meine Deutung.

bestimmte menschliche Eigenschaften kommen in der Antwort überhaupt nicht vor.

Wie würdest du die beschreiben, die Leute, die jetzt – mit denen du unmittelbar zusammenarbeitest, jetzt nicht vom äh, vom Status her, im Betrieb, sondern so von der Persönlichkeit her. Was sind das für Leute?

Hm, das is n bunt zusammengehauf – bunt zusammengewürfelter Haufen. Es sind Leute dadrunter, die, die tatsächlich Wissen haben und Können haben und dadurch auch hervorstechen, auch noch dabei Menschlichkeit haben. Wiederum sind es äh Leute, die eigentlich weniger Wissen haben, die aber durch ihre Stelle hervortreten. Und die Leute haben natürlich allerhand jetzt damit zu tun, ihre Stellung und ihren Titel auch zu behalten, ne. (9/97-104)

Daraus läßt sich schließen, daß die Erfahrungen mit Beziehungen in der Firma für „Wilfried“ in erster Linie berufs- und stellungsbezogen gemacht wurden. Seine Kollegen betrachtet er in erster Linie aus der Sicht ihrer Positionen in der Hierarchie, die es immerwährend zu verteidigen gilt. Es ist zweierlei denkbar: Er hat seine Erfahrungen aus anderen Betrieben hier übertragen, oder er hat seine Erfahrungen in der Firma, in der er jetzt arbeitet, gemacht.

... Glaubst du denn, daß daß äh, äh, Ausländer in Deutschland eher gut oder eher schlecht behandelt werden?

<lacht> Schlecht!

Ziemlich schlecht?

Natürlich. Was heißt ziemlich schlecht? Es ist ... ich sah, daß der Mann da stand und er wußte nicht, wie er zur Autobahn kommen sollte, da hab ich angehalten und hab gesagt, was er fürs Problem hat, und da hat er gesagt halt eben, er möchte zur Autobahn, das wußt ich vorher nicht, ich hatte nur gesehen, daß er Probleme hatte. »Kommen se her, komm ich fahr vor, dann fahrn se hinter mir her, ne?« Da war der völlig verstimmt, da stand der da, »Ja, warum machen se dat?« Ich sach »Ja, weil se sehr wahrscheinlich den Weg sonst gar nicht finden, ne?« Ja, aber dat war er nich gewohnt, war er dat nich. Ich find dat schon schlimm, ne? Ne, andern Teil hab ich auch sehr viele Dinge erlebt, mit, mit, mit Türken, sag ich jetzt mal, jetzt nicht speziell Türken, daß ich sag: »Die sind so«, sondern äh, das sind wohl äh, Leute, die, die, aus, aus diesem Bereich kommen, aus diesem Orientbereich, will ich mal sagen, ne? Äh, die ständig Dinge noch verhandeln wollen und anders haben wollen, das is halt eben der Punkt, wo ich sag, das is diese, diese, dieser Ablauf, den ich liebe <ironisch>. Dat war die Zeit, als ich Kohlen gefahren hab, und die mochten immer andere Dinge haben, und, und auch sehr aufwendige Dinge, ne. Das nervt mich schon bei den Leuten, ne? Daß sie, sie meinen auch, äh, sie könnten diese Dinge immer so, so handeln.

Also du meinst, sie hatten dann Anpassungsschwierigkeiten, halt?

Mhhhm ... <zweifelnd>

Oder die haben sich nicht angepaßt?

Sie wollten sich auch in dem Punkt nicht anpassen, sie wollten schon das davon rausbekommen, was sie haben wollten, ne? Und diese Haltung find ich auch insgesamt hier, äh, äh, äh, ganz öde. (9/650-690)

Auf die Frage, ob Ausländer in Deutschland eher gut oder eher schlecht behandelt werden, folgt ein interessanter Denkweg „Wilfrieds“:

Zunächst antwortet er mit „schlecht“. Dann aber erzählt er eine Geschichte, in der er sich einem Ausländer gegenüber hilfsbereit und freundlich erwiesen hatte. Darauf folgt dann eine Kritik an Türken und ‚Leuten aus dem Orientbereich‘, die sich nach seiner Erfahrung nicht anpassen wollen und ihre orientalische Mentalität in Deutschland mehr oder weniger rücksichtslos durchsetzen. Schließlich kritisiert er dann noch deutsche Verwaltungsbeamte, die Handlungen aus dieser Mentalität tolerieren und Deutschen dadurch Nachteile zumuten.

Ein erstaunlicher Denkweg, der wie folgt interpretiert werden kann: Zunächst bewertet „Wilfried“ die Behandlung von Ausländern pauschal als „schlecht“. Um sich aus der Gruppe derer auszugrenzen, die diese schlechte Behandlung vollziehen, beweist er seine Toleranz und Hilfsbereitschaft mit einer Geschichte. Dadurch soll klar werden, daß „Wilfried“ seine Erfahrungen im Ausland – dort wurde ihm immer geholfen – in der Heimat umsetzt und sich dadurch von der Mehrzahl der Deutschen in dieser Hinsicht unterscheidet. Jetzt kann er, nachdem er sich als toleranter Mensch ausgewiesen hat, zur Kritik übergehen, ohne sich des Rassismus verdächtig zu machen. Die Erwähnung der fehlenden Anpassungsbereitschaft der Orientalen macht die Toleranz schwer und nimmt, kontextgebunden, unterschwellig das Format einer Entschuldigung oder Erklärung für schlechte Behandlung an.

Auf diese Weise vermittelt „Wilfried“ viererlei: Er ist erfahren, und zwar durch die Reflexion unterschiedlicher Lebensräume und deren Kultur. Er ist anpassungsbereit, weil er sich den unterschiedlichen Kulturen anpassen kann¹⁹¹, und er ist kritikberechtigt, weil er grundsätzlich anpassungsbereit ist. Schließlich hebt er sich von der Masse der deutschen Bevölkerung ab, weil er, unabhängig von der Nationalität, grundsätzlich hilfsbereit ist.

Ah, du befürchtest auch, daß wenn du dich im Ausland niederlassen würdest, du auch Schwierigkeiten kriegen würdest?

** Könnt ich mir vorstellen.*

Könntest du dir vorstellen?

Ich, ich bin mir da nicht sicher. Oder zumindestens sagen wir mal so: Das äh, äh, äh, äh, wenn viele Deutsche sich da niederlassen würden, das sieht man in Südafrika. Da ham sich auch Deutsche und Holländer irgendwann mal niedergelassen, weil se meinten, dat is jetzt ne Kolne..., Kolon..., Kolonon...,

Kolonie?

Ja. Eine Kolonie von denen is, und sie hätten das Recht auch dazu, das zu nehmen, weil die Schwatten sind ja im Prinzip Untermenschen, dann sieht man, dat man da auch Schwierigkeiten kriegt, man grade, wie die sich verhalten ham. Aber dat is jetzt vielleicht nicht son ganz so gutes Beispiel, ne? <lacht> Aber man hat das auch in anderen von

¹⁹¹ Die Anforderungen an seine Anpassungsfähigkeiten an Fremde waren allerdings bisher nicht sehr hoch. „Wilfried“ berücksichtigt nicht, daß er nur für kurze Zeit im Ausland war und somit nie wirklich den Versuch gewagt hat, Zusammenleben und Zusammenarbeiten zu proben.

afrikanischen Staaten, ne? Wenn, wenn dieses System auch durchgezogen wird, was sie handhaben, das is ja auch das Problem eigentlich hier, die, die, sagen wir mal, ich sprech die Türken jetzt an, weil, äh, ich wüßte nicht, daß, daß Italiener zum Beispiel benachteiligt werden, ne? Das, das is mir selbst noch nicht so aufgefallen, dat weiß ich nich, glaub ich auch nich. Es kann natürlich auch sein, das war wohl in der Anfangszeit hier, wo die Leute neu waren, ne, daher, aber, äh, die, diese, die Türken, die, äh, ziehen auch ihr Programm durch, was sie drüben auch haben. Der Lebensstil, der is natürlich anders als hier, ne? Und, äh, wobei also mir keiner damit kommen soll, oder so, daß Türken irgendwie dreckig wären oder so. Die sind – können, teilweise können die sehr spartanisch leben, das ja. Aber sauber, ne? Das also, das, das is Unsinn, ne? Aber sie ziehen ihr Programm durch, und deswegen stoßen sie auch da, äh, gegen an, ne? Natürlich gibt es dann auch noch Leute, die grundsätzlich jetzt Ausländer für minderwertig halten, ne? Das heißt also jetzt, sagen wir mal so Asiaten oder, oder Türken jetzt, wo, äh, bei uns mehr, weil es auch ein unterentwickeltes Land is, ne? (9/703-726)

Die Einwanderung von Türken in Deutschland vergleicht „Wilfried“ mit der Kolonialisierung Südafrikas. Allerdings scheint die Einwanderung vieler Menschen einer Nationalität in ein Ausland für ihn notwendig eine Eroberung zu sein. Wenn dann in Rechnung gestellt wird, was uns über Apartheid in Südafrika bekannt geworden ist, dann ist der Vergleich der weißen Südafrikaner mit den Türken, die in Deutschland eingewandert sind, völlig unlogisch.

Und immer wieder: Die Angst vor der fremden Kultur, verbunden mit der Forderung nach Anpassung.

Ein Widerspruch

So, wir waren bei dem Thema ‚Die DDR-Bürger‘ stehengeblieben – Ähm, die Wiedervereinigung (...) Würdest du sagen, »das ist ganz gut so«, daß man sagen muß, äh, hier das Land ist so halbwegs voll, und wir müssen uns überlegen, wen wir reinlassen, und jetzt sollen wir uns erst mal um die Deutschen kümmern, zum Beispiel, oder von mir aus auch um die Spätaussiedler. Wie siehst du das?

Ganz klar, jetzt erst mal, dat mu... dat will ich erst mal trennen. <räuspert sich> Zuerst will ich so sagen, wir müssen uns nur um die Aussiedler oder bzw. jetzt erst mal um die DDR kümmern, aber wiederum glaub ich, kommen immer noch welche aus Rußland und so, große Mengen, ich bin mir allerdings da nicht ganz sicher.

Es passiert immer viel gleichzeitig.

Da würd ich sagen, daß wir das vorrangig – nein. Halt ich für Quark. Weil, äh, das sind für mich, äh, genauso wenig Deutsche wie, wie, wie jetzt irgendwelche Pakistanis oder, oder, oder, oder Tamilen oder sonstig was, weil die sind eben recht weit weg von Deutschland. Gut, man kann sagen, die einen sind noch weiß und irgendwie können die n paar Wörter Deutsch noch, aber dat hängt also damit zusammen, daß ich äh, äh, kein Nationalgefühl hab, auch, daß ich diese Leute halt eher als Menschen seh. Und ich ordne das höchstens als geographisch ein. Okay, nach Lebensstil kann man auch noch einordnen, man merkt da schon mal, ob jemand anders ist oder nicht, das macht sich bemerkbar, sagen wer mal, aber das halt ich für Quatsch. Die, das is Unsinn. Dann, ob man die, die, die Asylanträge, ob man die besser prüfen sollte, das halt ich schon für richtig, das man die besser prüfen sollte. Weil äh, äh, ich glaube einfach, daß dazu zu viel Wirtschaftsasylanten reingeholt werden. (9/407-431)

Zunächst befürwortet „Wilfried“ eine Bevorzugung von DDR-Bürgern aufgrund ihrer deutschen Nationalität. Dann entdeckt er aber, daß diese Auffassung seiner Definition von Nationalität widerspricht und korrigiert sich (9/421). Wahrscheinlich hat ihn hier der Hauptstrom des Interdiskurses mitgerissen, in dem unentwegt von ‚der gemeinsamen nationalen Verantwortung‘ und der geschichtlichen Verbindung beider deutschen Staaten die Rede war und bis heute noch ist.

Zusammenfassung

Insgesamt läßt sich feststellen, daß „Wilfried“ eine komplexe Argumentationsstruktur verwendet. Seine Ausführungen sind selten knappe Antworten; in den meisten Fällen faßt er die Fragen als Impuls auf, nach denen er, in häufig langen Passagen, seine Gedanken entwickelt. Aus der Betrachtung der Argumentationsstrukturen läßt sich vermuten, daß er das Gespräch vielleicht eher als Dialog, und weniger als Interview aufgefaßt hat. Er steht nicht Rede und Antwort, sondern er denkt laut nach, argumentiert, fragt nach und läßt seinen Gedanken freien Lauf.

6. Woher bezieht „Wilfried“ seine Kenntnisse?

Aus Vorgesprächen habe ich erfahren, daß „Wilfried“ seine Informationen in erster Linie aus dem Fernsehen und dem persönlichen Gespräch mit Bekannten und Kollegen bezieht. In solchen Gesprächen werden Meinungen ausgetauscht und wahrscheinlich auch Informationen oft verwässert.

Wenn man sieht, daß, daß, äh, die Berichte sieht aus m Fernsehen, wie, wie zum Beispiel in England, wieviel Familien da, beziehungsweise Mütter mit ihren Kindern betteln gehen, und müssen, dat se wat zu essen kriegen. (9/510-512)

Die Sätze über Wissensquellen, in denen die Partikel ‚man‘ vorkommt, machen den Hauptteil der Äußerungen hierzu aus. Formulierungen wie:

Das kann man nicht so ganz einfach beantworten, (9/3-4) daß man sagt (9/320), Die {gemeint ist: denen; H.C.} hatte man - alle Sonderrechte eingelegt, ne? (9/376-377), sagen wer mal (9/544;545;619), weil man et ja für normal hält, ne? (9/628), oder das sieht man ja (9/708;713)

setzen voraus, daß es so etwas wie einen Konsens gibt, der sich durch die Kommunikation untereinander¹⁹² gebildet hat und weiter ausbildet.

An dieser Stelle fließen Fernsehwirklichkeit und Alltagswirklichkeit zusammen. Fernsehnachrichten werden diskutiert und gemeinsam interpretiert und verursachen Veränderungen der bestehenden Vorstellungen.

¹⁹² Hier denke ich z.B. an die Kommunikation zwischen ArbeitskollegInnen und Bekannten, in denen Tagesereignisse diskutiert, aber auch Weltanschauungen gemeinsam gebildet werden.

7. Über „Wilfrieds“ Sprache

Wilfrieds Sprache ist von Redewendungen stark durchsetzt. Unabhängig von der Schwierigkeit, Redewendungen aus der gesprochenen Sprache als solche zu isolieren, können bei „Wilfried“ viele Füllwörter und sprachliche Versatzstücke festgestellt werden¹⁹³. Die Vergewisserungsfloskel „ne“, die an fast jede Äußerung angehängt wird, taucht 192 mal auf. Das „äh“ 135 mal, „jetzt“ 72 mal und die Verbindung „halt eben“¹⁹⁴ 46 mal; „natürlich“ wurde immerhin noch 28 mal verwendet.

Auch durch die Vielzahl dieser Füllwörter wirkt die Sprache stark restringiert. Bei den Substantiven rangieren die Wörter „Leute“ mit 35 mal und „Sache“ mit 21 mal an Platz eins und zwei.

Sowohl „Leute“ als auch „Sache“ wurden vor allem dann verwendet, wenn die Bezeichneten nicht genau beschrieben werden konnten oder keine klar abgegrenzte Gruppe darstellten. Anders gesagt: Immer dann, wenn „Wilfried“ bei der Benennung unsicher wurde, setzte er diese Wörter ein. Die hohe Frequenz dieser blassen Wendungen läßt auf Unsicherheit schließen. Die Unsicherheit kann zwei Ursachen haben: Entweder ist „Wilfried“ bei seinen Formulierungen übervorsichtig und versucht, im Allgemeinen, Unpräzisen zu bleiben. Dafür spräche auch das ständige relativierende „ne“ am Ende fast jeder Aussage. Oder er hat keine genaue Kenntnis der benannten Sache oder Gruppe, wenn er diese Wörter einsetzt. So oder so: An solchen Erscheinungen läßt sich schon ablesen, daß „Wilfried“ vorsichtig, schwankend und unsicher ist.

7.1 Einige Metaphern und Kollektivsymbole

Arme Schweine (9/325)

Tiermetapher für Benachteiligte oder mitleiderregende Menschen, die – den Schweinen gleichgestellt – gegenüber ihrem Schicksal wehrlos sind. Das arme Schwein ist das Tier, das aufgezogen wird, um Fleisch zu liefern, das seinem Schicksal ausgeliefert ist und sich nicht wehren kann. Das „arme Schwein“ ist ein „bedauernswerter Mensch“.¹⁹⁵

193 Ein umfassender, quantitativer Nachweis kann im Rahmen dieser Zusammenfassung nicht geliefert werden, allenfalls eine Tendenz.

194 Das „halt eben“ ist eine besondere Variante des „halt“, das als Füllpartikel zur Überbrückung von Denkpausen verwendet wird. In ihr kommt ein gewisser Fatalismus zum Ausdruck: »Das ist eben so«.

195 DUDEN, Band 2, 1971: S. 609.

Rechtsradikale Schweine (9/571)

Beleg für die negative Seite der Metapher „Schwein“. Waren oben noch die Pakistanis arme Schweine, dann sind jetzt die Grauen Wölfe – eine rechtsradikale türkische Organisation – ebenfalls der gleichen Tiergattung zugeordnet. Hier ist das Schwein plötzlich das Schwein, das „frißt, grunzt, schnüffelt, quiekt“, das sich »schlecht benimmt«¹⁹⁶.

Bimbos (9/358)

Wenn „Wilfried“ in (9/261) das Schimpfwort „Bimbo“ ablehnt, muß jetzt festgestellt werden, daß er selbst Anwender dieses Wortes ist¹⁹⁷.

Sein Schäflein beitragen (9/395)

Metapher für einen – wenn auch kleinen – Beitrag zu einer Sache. Das Scherflein ist die Niedlichkeitsform von Scherf oder auch Schärf, einer „Scheidemünze“, dem mittelalterlichen halben Pfennig, der später vom Heller abgelöst wurde. Hier fließen zwei Redewendungen zusammen:

„Sein Scherflein beitragen“ und
 „Sein Schäflein ins Trockene bringen“.

Es handelt sich um eine sogenannte Volksetymologie. „Wilfried“ kennt das Wort „Scherflein“ nicht und assoziiert es dann mit dem ähnlich klingenden „Schäflein“. Das ergibt auch einen Sinn, denn das Schaf ist ein Opfertier.

Kopftücher (9/546, 554)

Kollektivsymbol in Gestalt eines Pragmasymbols für den Unterschied zwischen der christlichen und islamischen Kultur oder auch für die Unterdrückung der türkischen Frauen durch ihre Kultur oder ihre Männer. „Wilfried“ möchte, daß die Kopftücher abgelegt werden, was er dann als Anpassungsleistung honorieren würde. Das Kopftuch symbolisiert die Fremdheit und die Macht der fremden Kultur. Dagegen setzt er das...

Bayerische Hofbräuhaus (9/558)

Das Bayerische Hofbräuhaus ist in gewisser Weise das deutsche ‚Kopftuch‘. Im Hofbräuhaus sieht er wohl eine Metapher für originär deutsche Kultur, die auf keinen Fall exportfähig ist. Durch die Konnotation von Skurrilität bei der sprachlichen Verwendung des ‚Hofbräuhauses‘ im westdeutschen Kontext bekommt das Kopftuch nachträglich noch ein weiteres Attribut: die Lächerlichkeit. Ergänzt wir das dann noch durch die nächsten beiden Tätigkeiten...

196 Ebd.

197 Im DUDEN, Deutsches Universalwörterbuch 1989, heißt es unter „Bimbo“: „... (ugs. abwertend): Neger.“ Bei „Neger“ findet sich hier: „... Angehöriger der Rasse (!) der Negriden; Schwarzer...“. Auch im DUDEN schleppt sich also der rassistische Diskurs fort bzw. auch der DUDEN trägt dazu bei, daß er sich fortschleppt.

BILD-Zeitung lesen (9/560) und Diebels-Alt¹⁹⁸ trinken (9/561)

Das sind Metaphern für deutsche Alltagsbeschäftigungen, die aber im Freizeit-Bereich angesiedelt sind, denn bei dem Vergleich geht es um Urlaubsvergnügungen. Diese Tätigkeiten werden als wirklich deutsch und gleichzeitig auch negativ gewertet. Dieser – aus „Wilfrieds“ Sicht – Inbegriff deutscher Kultur korrespondiert immer noch mit dem Kopftuch.

Bemerkenswert ist, daß er eine kurzfristige Anpassungsleistung während einesurlaubes mit einem längeren Aufenthalt oder einer Einwanderung vergleicht.

Wie kleine Kinder sein (9/577)

Redensart/Vergleich für ein Verhalten, das Reife und vernunftgeleitetes Verhalten vermissen läßt. Die in diesem Zusammenhang (9/576) genannten Eigenschaften schmücken die Formulierung aus: „hitzig, spontan, unüberlegt“.

Brennpunkt (9/753)

Obwohl Bedrohungsgefühle von „Wilfried“ immer bestritten wurden, z.B. (9/369), kam in (9/741-757) doch Unbehagen zum Vorschein. An dieser Stelle findet sich auch eine heftigste Entgleisung, weil „Wilfried“ hier den Juden selbst eine Mitverantwortung für den Holocaust zuschreibt:

Vielleicht – dat weiß ich aber auch nich so genau – wenn, daß, sagen wer mal so vier, fünf Generationen, ne, wenn se, das is meiner Meinung nach auch dasselbe Problem gewesen mit Juden. Juden haben sich auch abgekapselt und haben ihren Lebensstil weiter durchgeführt, das, das gab den Brennpunkt eigentlich, ne? Natürlich auch noch darin vielleicht gesehen, weil waren recht erfolgreich. Das sieht man dann natürlich au noch nich so ganz gerne, ne? Wenn der Türke schwer arbeitet und, und, und nicht viel hat, dann akzeptiert man den ja auch sofort. Aber sobald der mal nen größeres Auto fährt – dat sieht man ja au nich gerne, ne? (9/750-757)

Die Juden sollen von den Deutschen als bedrohliche, abgekapselte Gruppierung empfunden worden sein, und implizit sagt „Wilfried“ damit, daß die Juden ihr Schickal durch die Lebensführung selbst herbeigeführt haben. Ganz abgesehen davon, daß der Ausdruck „Brennpunkt“ (9/753) in diesem Kontext eine erstaunliche sprachliche Assoziation darstellt. Ich habe jedenfalls den „Brennpunkt“ mit der Verbrennung der Juden in den Konzentrationslagern in Verbindung gebracht. Aber was bedeutet das für die Türken, bzw. für alle Minderheiten, die sich - aus der Sicht der Deutschen - als Gruppe isolieren? Dadurch, daß sie ihren „Lebensstil“, ihr „...Programm (durch)ziehen...“ (9/722ff.), bringen sie sich in Gefahr, denn das werden die Deutschen wohl nicht lange mit ansehen.

Innen – Außen – Symbolik

Die aufgeführten Beispiele zeigen, daß sich „Wilfried“, obwohl er ja ein deutsches Nationalgefühl für sich bestreitet, in seiner Heimat wohlfühlt,

198 „Diebels-Alt“ ist ein im Ruhrgebiet und am Niederrhein häufig getrunkenes Bier.

und daß andere von außen in sie hineinkommen. Er ist drinnen, die anderen müssen hineinkommen. Dazu müssen die, die reinwollen, mehr tun, als nur eine geographische Grenze überschreiten. Das Reinlassen ist keine Selbstverständlichkeit, denn „Wilfried“ wägt ab, wer das darf und wer nicht.

*Is es wirklich nötig, daß wir jetzt irgendwelche Rumänen, irgendwelche Russen äh, äh, äh, hier aufnehmen als Deutsche – die vor fünf oder sechs Generationen halt eben rübergegangen sind, deren Eltern, und die jetzt als Deutsche, äh, anerkennen und unterstützen und lassen deswegen jetzt ma son paar Bimbos draußen, ja, * tatsächlich jetzt, tatsächlich politisch Verfolgte reinlassen. (9/355-359)*

Weil äh, äh, ich glaube einfach, daß dazu zu viel Wirtschaftsasylanten reingeholt werden. (9/430-431)

Das heißt einfach, daß ich, daß ich da Bedenken hätte, daß die ihre Nationalität zu weit da mit reinbringen. (9/564-565)

Zum Schluß

Es wäre völlig falsch, zu glauben, man könne alles soweit abschälen, bis „Wilfrieds“ Rassismus freigelegt ist, so als existierte er außerhalb bzw. isoliert von allem anderen; der Rassismus muß im Kontext gesehen werden. Dazu ein Beispiel: „Wilfrieds“ Kompromißgedanke ist konstitutiv für alle seine weiteren Überlegungen. Sein utopisches Potential ist dadurch stark begrenzt. Er erwartet keine großen Fortschritte für eine kulturelle Annäherung von Menschen unterschiedlicher Nationalität in der nahen Zukunft. Das hängt aber damit zusammen, daß er auch für seine persönliche Zukunft keine großen Erwartungen hegt.

Wenn dieser Ansatz richtig ist, dann muß eine Interpretation von der konkreten Lebenssituation ausgehen und die Grenzen seiner Perspektiven und Herkunft berücksichtigen. „Wilfrieds“ Arbeitswirklichkeit ist zu einem sehr großen Teil von Konkurrenzkonflikten geprägt. Die strenge hierarchische Struktur erstickt nicht nur individuelle Karrierewünsche¹⁹⁹, sondern sie prägt durch ihre Strenge auch seine Erwartungen an andere Menschen.

Dadurch sind wir bei der wesentlichen Entdeckung, die die Arbeit an dem Interview mit „Wilfried“ hervorgebracht hat: der Anpassung. Der Kompromiß birgt unvermeidlich die Bereitschaft zur Anpassung. Sie ist die erträglichste Formulierung für Unterwerfung, und diese ‚Leistung‘ hat „Wilfried“ inzwischen erbracht und verinnerlicht. Deshalb sieht er auch nur diesen einen Weg für EinwanderInnen. Auch sie müssen, wenn sie hier (über-) leben wollen, ihre Anpassungsleistung erbringen. Nur so werden sie den Konflikt bewältigen. „Wilfried“ macht seinen Weg zum Weg für alle anderen. „Wunderbar“ (9/9) wird es nicht werden. Träume und große Hoffnungen lassen seine Perspektive nicht zu; Zufriedenheit genügt:

¹⁹⁹ „Wilfried“ ist kein Chemiefacharbeiter. Er ist ja gelernter Bäcker und hat deshalb in ‚seiner‘ Firma nur sehr begrenzte Aufstiegsmöglichkeiten.

...is ein Kompromiß, es is nicht dat, wat man als, als wunderbar empfinden kann, aber wiederum gibts auch schlechtere Sachen. Von daher sach ich mir einfach, gehts mir ganz gut, ... (9/8-10)

Was „Wilfried“ hier in Bezug auf seine berufliche Situation formuliert, zieht sich durch alle seine Äußerungen. Die Kompromißhaltung macht ihn passiv. Er übt sein Wahlrecht nicht aus und läßt selbst große politische Ereignisse an sich vorbeiziehen, als gingen sie ihn nichts an. Trotzdem hat diese Haltung ihm seine Angst nicht nehmen können. Die Gruppenbildung von EinwanderInnen bereitet ihm Ängste, die so weit führen, daß er ein kommunales Wahlrecht für EinwanderInnen nicht befürwortet – er, der sein eigenes Wahlrecht nicht ausübt.

Diese – ständig gegenwärtige – Anpassungsforderung wird, mit massiven Klischees²⁰⁰ versehen, zu einer Haltung, die ein potentiell Engagement für eine kulturelle Annäherung erschwert oder gar unmöglich macht. Das verschärft seinen Rassismus.

Allerdings sehe ich in „Wilfrieds“ Unsicherheit auch seine Chance. Sein Kompromiß ist meiner Meinung nach kein unbedingt starres System. „Wilfrieds“ grundsätzliche Bereitschaft zu neuen Erfahrungen²⁰¹ könnte die positive Seite dieses Kompromisses aufsprengen. Er sieht ja deutlich, daß er Dinge tut oder daß er sich mit Zuständen abfindet, zu denen er Alternativen für möglich hält. Insofern ist der Kompromiß offen. Pragmatisch formuliert, könnte eine Chance in einer Annäherung der Kulturen liegen, also im konkreten Kennenlernen der – noch – fremden Kulturen. In Ägypten hat er die Erfahrung gemacht, daß sich Touristen „blamabel“ verhalten haben (9/255ff.). Auch wenn er – hier in Deutschland – deutsches Verhalten und deutsche Zustände erwartet (9/639ff.), so sehe ich dennoch eine Chance für ihn, seine Anpassungsforderung aufzugeben: wenn die persönliche Erfahrung fremder Kultur hinzutritt. Allerdings muß außerdem noch eine Reflexion seiner eigenen Situation hinzukommen. „Wilfried“ wird vielleicht seine Haltung verändern und seine Ängste abauen, wenn er entdeckt, aufgrund welcher persönlicher Erfahrungen und Entscheidungen in seinem Leben Weichen gestellt worden sind.

Das allein wird aber nicht reichen. Gleichzeitig muß sich auch seine Lebensperspektive verändern. „Wilfrieds“ weitere Entwicklung wird davon abhängen, wie sich seine materielle Situation und seine Beziehungen zu Menschen verändern. Bleibt das hierarchische Konzept an seinem Arbeitsplatz das dominierende System seiner Weltsicht, bleibt der Kompromiß betonfest. Beginnt er an der Magie des Kompromisses zu zweifeln, dann hat er schon halb gewonnen.

²⁰⁰ Klischees wie seine Deutung der Kopftücher bei türkischen Frauen oder dem Betteln von Cinti und Roma.

²⁰¹ Ich denke dabei an die schon erwähnte Ägypten-Reise.

Mein Gesprächspartner hat im Laufe seines Lebens schon viele Wünsche und Träume zu Grabe getragen. Ein Traum war der von einer Arbeit im KFZ-Bereich. Andere Träume, die nicht weniger wichtig waren, haben sich auch nicht verwirklicht. Aber: Das Leben geht weiter, und er sieht sich gezwungen, Kompromisse zu machen. Eine Alterserscheinung? Der Lack, der abblättert? So etwas wie »Sich-abschleifen lassen« von der sogenannten Realität? Der Kompromiß scheint die Lösung zu sein.

Ideal ist es nicht, aber es gibt auch schlechtere Sachen...

Ein Idealfall wäre z.B. die Erfüllung seines Berufstraumes gewesen, das gibt es nicht, dafür ist er aber seine nervtötenden Jobs losgeworden und hat jetzt eine geregelte Arbeitszeit.

Es gibt auch schlechtere Sachen...

Im Kompromiß zeigen sich zwei Wege:

Auf der einen Seite das, was ich die offene Seite des Kompromisses nenne, da sehe ich auch die Chance. Er sieht ja noch, daß es etwas Besseres gibt, sein Ausblick ist noch offen, er kann nach wie vor eine Chance ergreifen, wenn er sie erkennt.

Auf der anderen Seite gibt es die sklerotische Seite, die den Prozeß der Anpassung kultiviert. Die Gefahr des Kompromisses liegt in seiner Bindung an die Zeit. Je länger er Kompromisse schließt, desto mehr verengt sich sein Blick für Träume und desto leichter wird er bereit sein, sich kaufen zu lassen und sich in dem einzurichten, was man ihm zugesteht.

Rückkopplungen

In den Monaten nach der Aufzeichnung des Interviews habe ich mit „Wilfried“ über meine Analyse und meine Deutung seiner Aussagen geredet. Dadurch habe ich ihn viel besser verstanden, und auch für ihn hat sich manches geändert.

Eine Vielzahl der Informationen habe ich den Gesprächen mit „Wilfried“ zu verdanken, die wir nach dem Interview geführt haben. Aus diskursanalytischer Sicht eröffnet sich durch diese »Rückkopplungen« eine neue, weitere Perspektive. Es war mir möglich, mehr über „Wilfrieds“ Leben zu erfahren, über entscheidende Wendepunkte in seinem Leben, über zerschlagene Träume und erfüllte Wünsche. Aber auch seine berufliche und schulische Laufbahn war nicht geradlinig und gerade deshalb bedeutsam. Alle diese Aspekte werden im Interview nicht oder nur zum Teil angesprochen, sind aber wichtig, wenn ich ernsthaft über „Wilfrieds“ Wirklichkeit reden will, aus der sich seine Verstrickung in die unterschiedlichen Diskurse ergibt. Diese „Deutung mit Rückkopplung“ sollte weiter ausgebaut werden.

Ich hatte schon vorher geplant, „Wilfried“ meine Interpretation des Interviews zu erläutern. Dadurch habe ich dann ein stark verändertes Verhältnis zu meiner Deutung gewonnen. Ich wußte ja, daß der »Betroffene« sie später

lesen würde und stand unter viel stärkerem Zwang, meine Ansichten zu rechtfertigen. An manchen Stellen haben sich dann auch Diskussionen ergeben, die meine – vorläufig – endgültige Deutung beeinflusst haben.

Und ich selbst...?

Die Arbeit²⁰² an dieser Thematik hat allerdings auch den eigenen Rassismusbegriff geschärft, so daß ich für mich selbst auf jeden Fall eines jetzt schon sagen kann: Die diskursanalytische Auseinandersetzung mit Rassismus ist ein Weg, ihn zu verstehen, und eine Bedingung, ihn zu verwandeln.

Wenn hier nicht mehr über meinen Rassismus steht, liegt das an der quantitativen Begrenzung dieser Analyse. Dennoch möchte ich erwähnen, daß ich an vielen Stellen – während des Interviews und bei der Analyse – auf eigenen Rassismus gestoßen bin. Ich habe herausgefunden, daß auch ich in den rassistischen Diskurs verstrickt bin. Wie sollte das auch anders möglich sein? Diese »Verstrickung« ist unvermeidlich, aber auch veränderungsbedürftig. Teile dieser Veränderung zeigen sich in der Sensibilisierung durch die Arbeit selbst und im Dialog über die Ergebnisse in Einzelgesprächen und nach Vorträgen. Diese Analyse hier soll ein weiterer Baustein sein. Trotzdem:

Solange diese Arbeit aber auf den Intellekt beschränkt bleibt, ist der Erfolg immer gefährdet.

²⁰² Arbeit in Form von Interviewtranskription, Einzelanalysen, Vergleichen einzelner Analyseaspekte mehrerer Interviews, sowie die Auseinandersetzung mit Rassismustheorien.

***„Der Andere ist ein Skandal, der die Essenz bedroht!“
(Roland Barthes 1964, S. 142)***

4. Synoptische Analyse

4.0 Vorbemerkung

Wir haben es hier zugleich mit 22 verschiedenen Interviews zu tun, nicht mit einem in sich geschlossenen Text, wie ihn cum grano salis jedes einzelne Interview für sich darstellt. Das erfordert, Gemeinsamkeiten und Trends und, soweit möglich, auch Unterschiede festzustellen etc.

Der erste Teil der folgenden Querschnittsanalyse konzentriert sich auf die Qualität der Ansichten und Einstellungen, die in den Interviews geäußert wurden, also auf das Was und Wie.

Der zweite, sehr viel knappere Teil bemüht sich darum, soziale Differenzierungen zu ermitteln, die Affinität bestimmter sozialer Gegebenheiten zu rassistischen Einstellungen und Ansichten aufzuweisen. Dazu sei bereits hier gesagt, daß dabei nur sehr grobe Zuordnungen möglich sind. Das liegt nicht so sehr an der relativ geringen Zahl der untersuchten Interviews, das ist auch eine Konsequenz aus dem gewählten Untersuchungsansatz Diskursanalyse als primär qualitativer Analyse.

4.1 Qualitative Querschnittsanalyse

4.1.1 Aussagen über EinwanderInnen allgemein

4.1.1.1 Alle Aussagen

Zur Erfassung und Interpretation insbesondere rassistischer Aussagen über Einwanderer und Flüchtlinge allgemein wurden rund 30 inhaltliche Grob-Kategorien ermittelt und thematisch geordnet, wobei auch schon die Häufigkeit ihres Auftretens festzuhalten versucht wurde. Das ist nicht immer ganz einfach, weil sich Themen überschneiden, Argumente oft in höchst verwickelter Form ineinander übergehen etc.

Die Aussagen werden nach übergreifenden Themen angeordnet, so daß die inhaltlichen Schwerpunkte der Aussagen über Einwanderer und Flüchtlinge sichtbar werden. Positive Aussagen über EinwanderInnen werden hier

mitberücksichtigt, später aber noch gesondert untersucht. Die folgenden Quantifizierungen können bestimmte Trends deutlich machen²⁰³:

a. Aussagen, die sich auf die nationale Einwanderungspolitik beziehen

- Asyl, Asylrecht, Asylpolitik müssen überdacht werden (Asylmißbrauch) (14mal)
- Gastarbeiter: „Wir“ haben sie ja geholt etc.(5mal)
- Wahlrecht der EinwanderInnen (5mal)
- Integration ist ja möglich (5mal)
- Sie sollen abgeschoben werden (4mal)
- Hilfe zur Selbsthilfe tut not und zwar in den Ausgangsländern (2mal)
- Integration ist nicht möglich (2mal)

Tendenziell ist man der Meinung, daß nicht genug gegen den sogenannten Asylmißbrauch getan wird. Zugleich meinen viele, es werde nicht genug für eine Integration i.S. von Assimilation getan, andere, eine Integration sei überhaupt nicht möglich. Das Wahlrecht für Ausländer wird nicht als Lösung angesehen. Da meint man schon eher, man müsse in den Ausgangsländern anpacken, damit die Flucht- und Einwanderungsgründe entfallen. Bei mangelnder Anpassung empfehlen mehrere Interviewte rigoros die Abschiebung. Eher in Schutz genommen werden Gastarbeiter.

Das hier noch grob gezeichnete Bild zeigt, daß in der Bevölkerung durchaus unterschiedliche Optionen bestehen. Eine genauere und differenziertere Analyse kann zeigen, ob hier individuelle Unterschiede im Kleinen oder globalere Unterschiede vorliegen.²⁰⁴ Auch wird nach unterschiedlichen Einwanderergruppen differenziert werden müssen. Vorherrschend ist, das wird schon jetzt sichtbar, das Unbehagen an der Asypolitik und am Asylmißbrauch. Hier scheinen mir die Widerklänge der Medientrommeln und des hegemonialen Politikerdiskurses am deutlichsten hörbar geworden zu sein.

b. Aussagen, die auf soziale Probleme bezogen sind

- Bedrohungen (12mal)
- Wohnen mit EinwanderInnen, sie zerstören die Nachbarschaft (12mal)
- Belästigungen (10mal)
- Kriminalität (10mal)
- Wohnungsnot durch Ausländer (8mal)
- EG-Markt und Nachteile für „uns“ (8mal)
- Ghettobildungen (7mal)

²⁰³ Die folgenden Grobkategorisierungen richten sich nach van Dijk 1987. Die Feinuntergliederungen ergeben sich allein aus dem Material. Die Zahlenangaben beziehen sich auf die Anzahl der Interviews, in denen Aussagen dieser Art vorkommen. Unberücksichtigt bleibt, daß solche Aussagen in einem Interview mehrfach auftauchen können, da es sich hierbei nur um Wiederholungen ein und derselben Struktur handelt.

²⁰⁴ Ich verweise dazu auch noch einmal auf die voranstehenden Einzelanalysen, deren Lektüre das folgende erst voll verständlich macht.

- Beziehungsprobleme/Liebe (4mal)
- Voraussetzung für gute Zusammenarbeit: Qualifikation und Leistung (2mal)
- Verursachung von Ausländerfeindlichkeit (2mal)
- Wohn- und soziale Probleme von EinwanderInnen (2mal)
- Man kommt mit ihnen zurecht (1mal)
- Sie benutzen die Spielplätze unserer Kinder und vertreiben sie (1mal)

Belästigungen, Bedrohungen, Kriminalität wird am stärksten mit der Anwesenheit von EinwanderInnen assoziiert. Auch Wohnungsnot und Zerstörung der Nachbarschaften tangieren die Gemüter.

c. Aussagen, bezogen auf Arbeit und Beschäftigung/Arbeitslosigkeit

- Arbeit (11mal)
- sie verschärfen die Arbeitslosigkeit (8mal)
- gute Kooperation am Arbeitsplatz (4mal)
- ihre Ernährung reicht nicht für Schwerarbeit; ihre Sitten und Gebräuche und ihre andere Mentalität stören bei der Arbeit (3mal)
- sie sind gute Arbeiter (1mal)
- es gibt schon mal Probleme (wie mit Deutschen) (1mal)
- ihnen wird schlechtere Arbeit zugewiesen (1mal)
- sie müssen härter arbeiten als Deutsche (1mal)
- Gastarbeiter verursachen einen hohen Ausländeranteil (1mal)
- sie werden nicht für voll genommen (1mal)
- sie haben einen Anspruch auf einen Arbeitsplatz (1mal)
- sie erhalten einen Arbeitsplatz, wenn sie sich darum bemühen (1mal)
- »Asylanten« können froh sein, wenn sie arbeiten dürfen (1mal)
- sie zahlen in die Rentenversicherung ein (1mal)

Die Aussagen zu EinwanderInnen am Arbeitsplatz beziehen sich in erster Linie auf Gastarbeiter, mit denen direkt vor Ort viele gute Erfahrungen gemacht werden. Erst wenn die Interviewten von dieser unmittelbaren Situation abstrahieren, erwacht ihre Skepsis: dann verursachen sie Arbeitslosigkeit, einen hohen Ausländeranteil etc. Der Unterschied zwischen Begegnungen am Arbeitsplatz und beim Wohnen, mit EinwanderInnen allgemein wird deutlich markiert, wenn ein Interviewter z.B. sagt: „Wo dat arbeitsmäßig war, ja ganz bestimmt, nä!? (Da bin ich gut mit den Ausländern angekommen.) (3/182-186) Vgl. auch 18/117ff.

d. Aussagen, die auf Rechte und Pflichten der EinwanderInnen bezogen sind

- Sie wollen den gleichen Lebensstandard wie wir (DDR-BürgerInnen, Flüchtlinge, („Asylanten“) (8mal)
- Sie leben von Sozialhilfe, höhlen das soziale System aus (5mal)
- Sie stellen riesige Ansprüche und sind auch noch unzufrieden (5mal)
- Sie belasten die Staatskasse, ohne selbst zu ihr etwas beizutragen (4mal)
- Für sie wird (zu) viel getan (3mal)
- Sie denken, unser Land wäre ein soziales Paradies (3mal)
- Sie wollen nur Rechte, aber keine Pflichten (2mal)

- Sie versuchen ohne Gegenleistung an unserem Wohlstand zu partizipieren (2mal)
- Wenn sie arbeiten, haben sie auch Anspruch auf Hilfe (2mal)
- Sie wollen Bares und sind nicht mit Naturalien o.Ä. zufrieden (1mal)
- Sie beziehen zu Unrecht Sozialhilfe (1mal)
- Sie mißbrauchen unsere Gesetze (1mal)
- Sie kassieren zu viel Kindergeld (1mal)
- Sie wollen hier reich werden (1mal)
- Sie nehmen uns den Wohlstand weg (1mal)
- Sie wollen nur abschöpfen (1mal)
- Sie schicken das verdiente Geld nach Hause (1mal)
- Wir können nicht allen helfen (1mal)
- Sie erhalten schon nach kurzer Arbeitszeit Arbeitslosenhilfe (1mal)
- Wenn sie nicht arbeiten, können sie auch keine Ansprüche anmelden (1mal)
- Sie erhalten billige Wohnungen (1mal)
- Sie verursachen Wohnungsnot und Teuerung bei uns (1mal)
- Wir zahlen ihretwegen zu hohe Steuern (1mal)
- Gastarbeiter haben ein Recht, hier zu wohnen (1mal)

Die Angst vor sozialen Einbußen ist sehr verbreitet und bezieht sich auf eine breite Palette von Themen. Zu beachten ist, daß Gastarbeiter stärker respektiert sind als alle anderen EinwanderInnen und Flüchtlinge. Ferner: Asylbewerber (»Asylanten«) und Einwanderer aus der DDR bzw. „Ostdeutsche“ werden oft über den gleichen Kamm geschoren. Die Kritik richtet sich gegen die »Absahner«. Gleichwohl herrscht die Volksweisheit: Wer arbeitet, darf auch essen (und umgekehrt: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen).²⁰⁵

e. Aussagen, die auf Normen und kulturelle Unterschiede bezogen sind:

- Sie haben andere Sitten und Gebräuche generell (18mal)
- Sie behandeln ihre Frauen schlecht (11mal)
- Sie sprechen nicht oder schlecht Deutsch, sie sollen Deutsch lernen (9mal)
- sie sollen sich gefälligst anpassen/assimilieren (9mal)
- Sie stellen durch ihre Sitten und Gebräuche (Essen, Musik) eine Bereicherung dar (5mal)

Der Tenor geht in Richtung Anpassungsforderung, wobei zugleich vielfach Skepsis herrscht, ob eine Anpassung überhaupt möglich ist. Als wichtige Voraussetzung wird das Erlernen der deutschen Sprache angesehen und ein Verzicht auf die eigenen Sitten, Gebräuche, Normen, Verhaltensweisen. Demgegenüber wird nur ihre Küche als Bereicherung angesehen.

f. Aussagen, die auf Erziehung und Schule bezogen sind:

- Schule (6mal)
- Jugend (4mal)

²⁰⁵ Eine differenziertere Analyse, die zwischen den verschiedenen EinwanderInnengruppen genauer unterscheidet, erfolgt weiter unten.

Solche Aussagen sind in unseren Interviews nicht so häufig, was daran liegt, daß die Interviewten nur in wenigen Fällen schulpflichtige Kinder haben.

g. Sie sind einfach anders

- Hautfarbe, Aussehen, genetische Eigenarten (15mal)

Hier handelt es sich um negativ besetzte genetische Aussagen pur.

Die Grundstruktur des Feindbildes EinwandererInnen ist die folgende:²⁰⁶

EinwanderInnen

- sind anders bezüglich Aussehen, Mentalität, Kultur und Normen
- sie passen sich nicht an
- sie sind in negative Handlungen (Belästigungen, Verbrechen, Kriminalität) verwickelt
- sie bedrohen unsere ökonomischen Interessen

Beim überwiegenden Teil der Aussagen über die Andersartigkeit der Anderen gehen negative Wertungen in sie ein. Da dies aus der Position der Macht der Deutschen Mehrheit heraus geschieht, treffen die zentralen Merkmale rassistischer Haltungen hier zu.

4.1.1.2 Positive Aussagen über EinwanderInnen

Diese Einschätzung wird auch nicht durch die positiven Aussagen über EinwanderInnen konterkariert.

In fast allen Interviews (21 von 22) finden sich Aussagen über EinwanderInnen, die auf den ersten Blick positiv wirken.

Sie dienen in der Regel jedoch der Verschleierung der eigenen Position, stellen also im Grunde nur eine Argumentationsstrategie dar. Wenn man sie im Aussagekontext betrachtet, verlieren sie ohne Ausnahme ihre positive Qualität. (vgl. weiter unten auch die Analyse der Argumente und der Strategien der Äußerung rassistischer Aussagen).

Ich stelle hierfür nur einige etwas ausführlichere Beispiele aus Interview Nr. 1 dar, weil keinerlei Variationsbreite gegeben ist:

Nein, ich muß sogar sagen, ich hab eher positive, eh, Erfahrungen gemacht, also mir ist nie etwas Negatives in dieser Richtung begegnet oder aufgefallen, .., kann ich eigentlich von mir selber nicht sagen, daß ich da irgendwelche Negativ- eh- erfahrungen gemacht habe. Im Gegenteil, von den Leuten, von denen ich sprach, wo ich halt nicht so gerne wohnen möchte, kann ich also nicht irgendwelche Sachen erzählen, die mir, eh, unangenehm aufgefallen sind, oder die mich belästigt hätten, oder, .. in irgendeiner Weise .., negativ, eh, Einflüsse auf mich haben aus - eh .. , wie soll ich mich jetzt

²⁰⁶ Sie entspricht im wesentlichen dem, das van Dijk für die Niederlande und die USA festgestellt hat (van Dijk 1987, 1992a). Im einzelnen ergeben sich Unterschiede zu den Resultaten van Dijks, die sich auf die tendenziell anderen alltäglichen, sozio-ökonomischen, politischen und historischen Bedingungen zurückführen lassen.

ausdrücken, also, die mich irgendwie, eh, .. beeinflusst hätten, seitens der Aussiedler oder der Asylanten, damit habe ich weniger zu tun oder kenne ich auch weniger, .., aber von den Ausländern selber, da kann ich nicht sagen, daß ich da irgendwie belästigt wurde, oder Beschimpfungen oder dergleichen, das kann ich halt nicht sagen; im Gegenteil., die Kinder sprechen, - von den Kindern wird man oft freundlich angesprochen, wenn man ihnen freundlich begegnet,(...), da muß ich also sagen, daß ich da nicht irgendwelche Sachen erzählen könnte, die eh, ein Eindruck auf die Ausländer werfen würden. (1/140-161)

Auch vorher hatte diese 52 Jahre alte Frau, eine zur Zeit arbeitslose kaufmännische Angestellte, betont, daß sie in den Läden der EinwandererInnen freundlich behandelt worden sei. (1/76-73) Solche positiven Aussagen aber sind eingekreist von manifest negativen Aussagen. Zeile 50 hatte sie noch vom Türkenghetto gesprochen, neben dem sich ein deutsches herausgebildet habe; darauf betont sie die Freundlichkeit, mit der sie im Türkenghetto bedient werde, worauf wenige Zeilen später wieder massiv die fehlende Sauberkeit, die Verwahrlosung und der fehlende Ordnungssinn der Türken angeprangert wird, die türkischen Männer kritisiert werden, die ihren Frauen den Kontakt mit deutschen Frauen verbieten (1/98), der Niedergang der Nachbarschaft bedauert wird (1/108ff.) usw. Bald darauf folgt die oben zitierte zweite lange positive Aussage (1/140-161). Auf diese folgt aber alsbald wieder massive Diskriminierung:

Ich finde es nicht unbedingt toll, in einer Gegend zu wohnen, wo Ausländer sind. (1/166-167)

Aber sie betont sofort wieder, keine schlechten Erfahrungen gemacht zu haben (170-176), worauf sie unmittelbar zugibt, „etwas ausländerfeindlich“ zu wirken. (1/177)

Dieses Hin und Her der Argumentation könnte auch den Eindruck erwecken, daß diese Frau mit sich selbst argumentiert, in gewisser Weise hin- und hergerissen ist und um eine Antwort auf das sich ihr stellende Problem ringt. Für dieses „Ringeln“ gibt es in diesem und anderen Interviews noch eine ganze Reihe weiterer Belege. Michael Billig interpretiert Argumentationsformen dieser Art in dieser Weise, als Ringeln, als Argumentation des Selbst mit dem Selbst. (Vgl Billig 1991a und b) Dies kann m.E. nicht restlos ausgeschlossen werden, und hier ergäben sich, wenn dies zuträfe, auch günstige Möglichkeiten, das Bemühen z.B. dieser Frau durch rationale Argumentation positiv zu beeinflussen.

Andererseits ist aber festzuhalten, daß diese Frau vor dem/der anderen trotz ihrer zugegebenen Ausländerfeindlichkeit ein positives Selbstbild zu zeichnen bemüht ist.²⁰⁷ Entscheidend scheint mir zunächst auch zu sein, welche Seite der Argumentation überwiegt. Bei der hier interviewten Frau dominieren die rassistischen Einstellungen ganz stark, so daß die positiven Aussagen offenbar eher eine Alibifunktion haben. Denn hier liegt nur eine Form beliebter Argumentationsstrategien vor. (Siehe dort!)

²⁰⁷ Vgl. dazu van Dijk mehrfach.

So kann man auch Kebab und ausländische Gastronomie loben und als Bereicherung ansehen(2/338ff.), andererseits aber im gleichen Atemzug die „schlimmen Wellen“ von „Asylanten“ beschwören, die uns bedrohen. (2/377) So kann man behaupten, daß Ausländer einen nicht stören (13/702), und zugleich billigend ihre Abschiebung bei geringstem Fehlverhalten in Kauf nehmen. (z.B. 13/713-715)

Vergleichbare Strategien und Argumentationsformen in Verbindung mit Positivaussagen zeigen sich in (fast) allen anderen Interviews, worauf später noch genauer einzugehen sein wird.

Positive Aussagen, die nicht von negativen begleitet oder gar konterkariert werden, fanden sich nur in einem einzigen Interview, dem mit einer seit mehr als 30 Jahren in Deutschland lebenden Italienerin in einem Wohnviertel ohne EinwanderInnen (Int. 22).

4.1.1.3 Unterschiede in der Bewertung unterschiedlicher Typen von „Fremden“

„Fremde“ - und ich verwende diesen Terminus hier bewußt, weil auch Deutsche aus anderen Ländern und Ex-DDR-Deutsche von vielen Deutschen als „fremd“ empfunden und als „Fremde“ behandelt werden - werden in unseren Interviews mit einer breiten Palette von Bezeichnungen bedacht, neben den vielen Nationalitätenbezeichnungen (s.d.). Es ist bereits deutlich geworden, daß sogenannte Gastarbeiter in der Wertschätzung der Deutschen deutlich besser wegkommen als andere Einwanderer.

Es soll im folgenden nun systematisch überprüft werden, ob mit diesen unterschiedlichen Bezeichnungen auch unterschiedliche Bewertungen einhergehen bzw. ob sie in verschiedener Weise rassistischen Einstellungen ausgesetzt sind.²⁰⁸

In den Interviews werden folgende Termini verwendet:²⁰⁹

- in 16 Interviews DDR-Deutsche, DDR-Bürger u.ä.
- in 16 Interviews Übersiedler, Umsiedler, Aussiedler, Spätaussiedler, Ostdeutsche, Wolgadeutsche
- in 10 Interviews Asylanten
- in 4 Interviews Wirtschaftsflüchtlinge
- in 3 Interviews Gastarbeiter
- in 3 Interviews Flüchtlinge

²⁰⁸ Im Rahmen der hier aufgeworfenen Fragestellung erübrigt es sich, den Terminus „Ausländer“ zu untersuchen. „Ausländer“ ist der Sammelbegriff für alle, die nicht deutsch sind.

²⁰⁹ Die damit angesprochenen Gruppen tauchen i.R. auch in paraphrasierter Form auf. Ich beschränke mich hier im wesentlichen auf die direkte Ansprache durch die hier aufgeführten Termini.

4.1.1.3.1 Ex-DDR-Deutsche bzw. ehemalige DDR-BürgerInnen

„Aber ich seh die DDR-Leute schon als, als Deutsche an irgendwo, weil halt eben der Sprachgebrauch da is.“ (9/384f.)

Die Menschen aus der ehemaligen DDR stoßen häufig auf harte Ablehnung. Die Kritik an ihnen ist derjenigen an Asylsuchenden in vielen Punkten sehr ähnlich. DDR-BürgerInnen bedrohen unseren Wohlstand, sie haben andere Sitten und Gebräuche, sie stellen ungerechtfertigte Anforderungen etc. etc. Diese Ablehnung der „Anderen“ erfolgt durchaus aus der Position der Macht heraus, die durch die Zugehörigkeit zur westdeutschen Mehrheit gegeben ist. Die Einstellung unserer Interviewten gegenüber den DDR-Bürgern kann dennoch nicht in jedem Fall als rassistisch bezeichnet werden, weil die DDR-Bürger im Unterschied zu anderen „Fremden“ „deutsch“ sind, d.h. z.B. nicht dem Ausländerrecht unterworfen sind etc., weil sie deutsch sprechen und weil sie, wie es heißt, „deutschstämmig“ sind.²¹⁰ Der Grad der Ablehnung der „Ossies“ variiert jedoch erheblich, so daß es in einigen Fällen sicherlich angebracht ist, von einem innerdeutschen (kulturellen) Rassismus zu sprechen. Besser finden es viele auf jeden Fall, wenn die DDR-Bürger zu Hause bleiben:

ja, ich mein, die Frage is, warum sie 'rüberkommen, neh, das is ja eben, weil sie hier auch Arbeitsplätze wolln, weil sie hier mehr Geld verdienen könn'n . Ehm, ich halte das für ansich für'n berechtigten Wunsch, und wenn die Möglichkeit besteht, dann kann ich mir schon vorstellen, daß es für viele sehr attraktiv is, hier rüberzukommen. Nur xxx a) tun die xxx ihrem eig'nen vorherigen Land nichts Gutes, und das müssen sie auch sehn, wenn jetz plötzlich alle Facharbeiter hier rüberkommen, kann drüben nichts aufgebaut werden, ja, das is das eine, und das zweite is, je mehr hier rüberkommen, desto mehr wird sich unsere Situation verschlechtern, und da werden sie auch wieder betroffen sein. Und ich denke, wenn man die zwei Sachen sich vor Augen führt, dann ehm, xxx isses schon besser, find'ich, wenn sie dableiben, ja. (10/604-615)

Beklagt wird insbesondere, daß sich die zu „uns“ kommenden Ex-DDR-BürgerInnen zu „großartige Vorstellungen“ machen (z.B. 15/136f.) und nicht über die nötige „Arbeitsmoral“ verfügen. (4/174)

In Interview 17 werden DDR-Bürger heftigst abgelehnt (17/391-647). Sie haben nach Auffassung der Interviewten weniger Recht, „hier“ zu sein als die Gastarbeiter (Spanier, Türken, Italiener), weil sie im Unterschied zu diesen nichts „geleistet, nichts in die Rentenkasse eingezahlt haben.“ Die Gastarbeiter leisten etwas:

Im Gegensatz zu diesen Leuten, ob die jetzt aus der DDR kommen, die zähle ich genau so wie die Leute, die ehh aus der Dritten Welt dazu kommen. Denn die haben ja hier, die wollen ja nur unser Sozialsystem irgendwie aushöhlen. Die kriegen Geld vom Sozialamt, haben aber nie Geld eingezahlt. (17/391-395)

²¹⁰ Einen besonders deutlichen Fall von Ablehnung der Ex-DDR-Bürger haben wir in Interview 13 vorliegen. Vgl. dazu oben die differenzierte Einzelanalyse von Angelika Müller.

Hier begegnen wir der Grundhaltung allen „Fremden“ gegenüber, daß sie nur akzeptiert werden, wenn sie sich anpassen, und das heißt fast immer auch: wenn sie uns nicht auf der Tasche liegen. Einen Unterschied solcher Aussagen zu direkt rassistischen Haltungen kann man oft nicht mehr feststellen.²¹¹

Ideologische Vorbehalte gegenüber DDR-Bürgern, direkte antikommunistische Einstellungen gegen sie finden sich in unseren Interviews kaum, außer daß gelegentlich auf die „andere Geschichte“ verwiesen wird (19/409) oder darauf,

daß mit dem Sozialismus auf die Dauer doch kein Staat zu machen ist. (4/372f.)

4.1.1.3.2 Übersiedler, Aussiedler, Ostdeutsche etc.

Zwischen ehemaligen DDR-Bürgern, Aussiedlern, Übersiedlern, Ostdeutschen wird nicht immer genau unterschieden:

Das hatte ich, das Gefühl (der Bedrohung) bei den Übersiedlern, diesen Ostdeutschen und Polnischen (...) die wurden ja ganz, ganz groß bevorzugt, ne? (9/373-376)

Die Ablehnung solcher Menschen erscheint den meisten Interviewten noch berechtigter als die der ehemaligen DDR-BürgerInnen, wenn sie nicht oder kaum über deutsche Sprachkenntnisse verfügen.

Ja, der Unterschied is nun mal gegeben. Wenn se deutsch sprechen können. Die kommen ja jetzt von Rußland und von Polen. Die könn ja auch kein Deutsch sprechen! Die sprechen Polnisch, die sprechen vielleicht noch ein bisschen Russisch. Die wolln aber die deutsche Identität. (3/946-949)

Noch wichtiger ist aber auch hier, daß sie sich anpassen und Leistung bringen:

Un vor allen Dingen, se müssen sich hier, wenn se hier arbeiten wollen, müssen se sich ja einrichten, dann müssen se den Posten ja machen, den se zugewiesen kriegen, ne? (3/956-959)

Im Grunde werden Übersiedler etc. als „Ausländer“ angesehen:

...kann man ziemlich leicht reden von Integration der Ausländer und sonstiger Übersiedler. (12/10-11)

Ein Spätaussiedler aus Polen wird so eingeschätzt:

Einer, der is mehr Pole als Deutscher. (9/203)

²¹¹ Solche intranationalen Rassismen werden auch in anderen europäischen Ländern konstatiert, so zum Beispiel in Italien, wo für viele Europa hinter dem Arno endet. (Intra-)Rassistische regionale Organisationen erhalten Rückhalt in der Wählerschaft. So erzielte etwa die Lega Lombarda mit rassistischen Parolen gegen die Millionen angesiedelten „Südstaatler“ so große Stimmengewinne, daß sie 1989 mit zwei Sitzen ins Europaparlament einziehen konnte. Vgl. dazu im einzelnen Raith 1989.

4.1.1.3.3 „Asylanten“ als Wirtschaftsflüchtlinge und als „Absahner“

Das Wort „Asylanten“ wird oft umstandslos mit der Notwendigkeit assoziiert, die damit bezeichneten Menschen abzuschieben:

Asylanten, die man ja doch am liebsten abschieben möchte. (1/132-133)

Sie werden schnell als „schlimme und bedrohliche Fluten, die über uns hereinbrechen“ und als „Wirtschaftsflüchtlinge“ vorgestellt, die normalerweise politisch nicht verfolgt sind:

da bewegen sich natürlich schlimme, eh, Wellen auch, eh, von Flüchtlingen, Asylanten. Ich sag au ma ganz ungeschützt Wirtschaftsflüchtlinge, auf uns zu. Ich sag dat jetz ma so, eh, ma ins Unreine gesprochen. Sicher auch Fälle echter politischer Verfolgung... (2/377-381)

Daneben gibt es auch „echte Asylanten“ (2/386 und 405), die klar von „Wirtschaftsflüchtlingen“ (2/406) abgegrenzt werden. Die „Wirtschaftsflüchtlinge“ stellen die große Masse der „Asylanten“: „2/3 Wirtschaftsflüchtlinge“, „da müssen wir (...) ne Riegel vorschieben“. (17/420-422)

Aber wie soll man wissen, wer „echt“ und wer „unecht“ ist?

Aber dat kann man ja gar nich mehr überprüfen, wenn welche vom Libanon kommen und von wo die herkommen. Wie will man denn da überprüfen, ob der wirklich politisch verfolgt is oder ob der nur hierhergekommen is, um zu arbeiten und Geld zu verdienen, wo der dann in einigen Jahren wieder zurückgeht. (3/432-436).

Die Nichtüberprüfbarkeit ist manchen ein Dorn im Auge (vgl. auch 17/374 ff.).

Der sogenannte „Asylmißbrauch“ wird denn auch als eines der größten innenpolitischen Probleme der BRD angesehen (6/395-397), zumal sich diejenigen, die kommen, „hier den Himmel erhoffen“ (6/412) und „uns“ die Wohnungen wegnehmen, indem „unsere“ Häuser (6/420f.) von ganzen „Asylantenfamilien“ belegt werden (6/4219). Da bringt „unsereins“ dann schon Verständnis auf, wenn „unsere Leute auf die Barrikaden gehen“ (6/422). Das ist der Grund, daß „Rassenhaß“ entsteht (6/427), zumal die „Asylleute“ „immer mehr, immer mehr“ werden (6/429). Auch „Abschieben“ nützt wenig, denn sie „kommen ja doch wieder“ (6/435). Abschieben in die DDR wird als unvernünftig angesehen, denn „die sind (...) zwei Wochen später wieder da“ (6/455). Das wird als „unverantwortlich“ angesehen diesen Leuten gegenüber, die

sich eben darauf verlassen, auf unseren Sozialstaat hier und dann irgendwo durchfallen, durch die Maschen ne, das find ich ziemlich traurig. (6/450-452)

Da schwingt Hilflosigkeit mit, man weiß „auch keine Lösung“: kein Wunder, da das „Problem“ von den Medien und den Politikern unglaublich aufgebauscht ist. (Der Interviewte sieht Stern-Tv und liest NRZ und BILD.)

Prototypen der „Asylanten“ sind Cinti und Roma, die betteln, in den Aschenkübeln herumwühlen und „nicht alles essen“, denn sie „sind ja Ausländer“ (13/673-682).

Besonders mit „Asylanten“ wird Kriminalität assoziiert:

Asylanten? Nee, ist ja egal, weiß ich auch nicht. Ja bei der G., ist auch wieder eingebrochen worden, ich glaube, daß das dann auch verstärkt zunimmt. (15/214-216)

Das vermutet diese Frau, obwohl sie nichts davon weiß, daß Asylsuchende in der Nähe untergebracht sind. Aber die Vorstellung „Asylanten“ reicht aus, um sie an Einbrüche und Diebstahl denken zu lassen.

Die Städte sind mit solchen „Asylanten“ „überfüllt“ (17/382). Diese kommen „von irgendwelchen Inseln da und meinen, die können nur ihr Heil hier in der BR sehen“ (17/435-437), in Deutschland als „El Dorado“ (17/443f.), wo sie „Luxuswohnungen“ beanspruchen (17/450) und „Bargeld“ (17/458) und undankbar sind, wenn sie nur „Lebensmittelpakete“ bekommen (17/473). Klar: Es sind alles „Wirtschaftsflüchtlinge“, „die müssen wir hier unbedingt nicht haben.“ (17/494)

Erkennen kann man, im Unterschied zu Türken, „Asylanten“ „An der Rasse, das sieht man schon.“ (17/503) „Asylanten“ unterscheiden sich ganz klar von den „Holluckern“ (!) (17/508), „die („Asylanten“) haben doch so eine dunkle Haut und andere Augen“. (17/510) Und von diesen

...gibt es ja hunderttausend verschiedene Sorten, die wir hier mittlerweile haben, nee? Alles, alles, dat kann man gut auseinanderhalten. (17/515-517).

Hier müßte die Regierung „bißchen rigoroser durchgreifen“ (17/525)

Das bewegt sich insgesamt fernab jeder Realität. Der „Asylant“, so wird hier deutlich, ist eine bloß imaginierte Schreck- und Drohgestalt, die in der Maskierung von „hunderttausend Rassen“ daherkommt. Jürgen Link bezeichnet das Wort Asylanten zu Recht als Killwort, wie die hier analysierten Äußerungen zeigen. Offenbar ist dieses Wort geeignet, Bilder im Bewußtsein der Menschen wachzurufen, die absolut negativ besetzt sind und extreme Bedrohungsgefühle auslösen. (Vgl. Link 1983b)

4.1.1.4 Zusammenfassung

Die Abstufung der Wertschätzung von Menschen, die aus anderen Ländern kommen, steht in engem Zusammenhang mit den „sozialen Kosten“, die sie verursachen bzw. nicht verursachen. Gastarbeiter sind am ehesten gelitten, denn sie arbeiten und zahlen Steuern wie „wir“. Kritik an den Gastarbeitern beschränkt sich denn auch, und eher am Rande, auf Wohnprobleme und Arbeitsprobleme bzw. den Arbeitsmarkt; gelegentlich wird auch noch beklagt, daß sie so viele Kinder haben und zuviel Kindergeld beanspruchen. Entsprechend sind solche Personengruppen, die nicht arbeiten (dürfen) und von Sozialhilfe leben, der allerheftigsten Ablehnung unterworfen. Sie schmarotzen an unserem Wohlstand. Auch Umsiedler, Übersiedler und Aus-siedler werden unter dem Gesichtspunkt abgelehnt, daß sie auf „unsere“ Kosten leben. Ja, auch DDR-BürgerInnen, die sich hier „das Paradies erhoffen“ und danach streben, möglichst schnell „unseren“ Lebensstandard zu

erreichen, werden heftig kritisiert und abgelehnt. Die Legitimierung dieser Ablehnung kreist um das Kostenproblem, wobei die Interviewten sich einer großen Palette teils heterogener Begründungen bedienen. Der Kern der Sache liegt aber darin, daß die „Fremden“ mit „uns“ um den Wohlstand konkurrieren, „unseren“ Wohlstand zu schmälern drohen. Allgemeiner: Aufgewachsen in einer Konkurrenzgesellschaft, in der der Kampf um einen Platz an der Sonne in Schule, Betrieb und im Privatleben zum „täglichen Brot“ gehört und in der Leistung und Disziplin die obersten Tugenden darstellen, bekämpfen viele Deutsche die Mitkonkurrenten und lehnen sie ab. Die Gründe dafür glauben sie dann am anderen, von „der Norm(alität)“ abweichenden Verhalten der Einwanderer und Flüchtlinge festmachen zu können. Bei der Forderung nach Anpassung hebt sich der graduelle Unterschied, den die Interviewten zwischen Flüchtlingen und Einwanderern machen, auf: Wenn sie sich uns anpassen, sich assimilieren und genau so werden wie wir und sich entsprechend „deutsch“ verhalten, kann man sie eher akzeptieren. Sie profitieren von dieser Gesellschaft ebenso wie wir und übernehmen die gleichen Pflichten. Alle die das nicht wollen oder können, werden ausgegrenzt. Sie sollten am besten „abgeschoben“ werden. Dies scheint mir die allgemeine Hintergrundfolie zu sein, um die sich die ideologischen Begründungen der Ablehnung der Anderen ranken, der Boden, auf dem Rassismus und Diskriminierung gedeihen können.²¹²

4.1.2 Genetischer und kultureller Rassismus: Eine falsche Unterscheidung?

Stuart Hall unterscheidet sehr klar zwischen genetischem und kulturellem **Rassismus**. Darüber hinaus stellt er fest, daß der genetische Rassismus allmählich von einem kulturellen abgelöst werde, als Folge davon, daß der Begriff der biologisch bestimmten „Rasse“ heute zunehmend als nicht mehr zu halten angesehen werde. (Hall 1989, S. 917)

Etienne Balibar unterscheidet zwar auch zwischen genetischem und kulturellem bzw., wie er zu sagen vorzieht, differentialistischem Rassismus; aber er meint ferner, daß für viele Menschen „auch die Kultur durchaus als eine solche Natur fungieren“ kann, „ganz besonders als eine Art und Weise, Individuen und Gruppen a priori in eine Ursprungsgeschichte, eine Ge-

²¹² Auf die Diskriminierung anderer sozial schwacher Gruppen wie Behinderte, Frauen, Kinder, Alte möchte ich an dieser Stelle nur verweisen. Sie erfolgen m.E. aus ähnlichen Motiven, aber mit anderen „Argumenten“. Das Angebot rassistischer Ablehnungsgründe stellt gegenüber den „Fremden“ ein willkommenes Repertoire dar. Die Ablehnungsbegründungen gegenüber ehemaligen DDR-Bürgern stellen hier einen Sonderfall dar. Sie sind i.a. auch kulturalistisch verbrämt, lassen sich aber nicht durch die Nichtzugehörigkeit zur Nation legitimieren. Hier handelt es sich um Diskriminierungen, die denen anderer deutscher „Kostenverursacher“ ähneln, wie etwa Kranke, Alte, Behinderte usw. Die Nichtzugehörigkeit zur Nation wird dann als weniger gravierend angesehen, wenn die „Fremden“ keine (oder nur wenig) Kosten verursachen und wenn sie sich an unser Leistungs- und Normensystem einigermaßen „anpassen“.

neologie einzuschließen, in ein unveränderliches und unberührbares Bestimmtheit durch den Ursprung.“ (Balibar 1990, S. 30) Balibar konstatiert somit ähnlich Roland Barthes²¹³ eine Naturalisierung des Kulturellen, des Sozialen, der Geschichte, wodurch diese sozusagen stillgestellt und jeglichem Versuch einer Veränderung entzogen sei. Zugleich sieht auch er einen „Rassismus ohne Rassen“ aufkommen, „dessen vorherrschendes Thema nicht mehr die biologische Vererbung, sondern die Unaufhebbarkeit der kulturellen Differenzen ist.“ (Balibar 1990, S. 28)

Nora Rätzkel und Annita Kalpaka unterscheiden kulturellen Rassismus und Ethnozentrismus. (Kalpaka/Rätzkel 1990, S. 17f.) Ethnozentrismus liege dann vor, wenn die „den Anderen“ unterstellten Eigenschaften nicht naturalisiert, sondern als veränderbar angesehen werden. Auch in der Forderung nach Anpassung zeige sich in der Regel Ethnozentrismus, da die Anpassungsforderung die Möglichkeit der Veränderung logisch beeinhaltet. Kalpaka/Rätzkel konstatieren diesen Unterschied, meinen auch, daß dieser im Alltag zwar fließend sei, daß an ihm aus analytischen und politischen Gründen aber dennoch festzuhalten sei.²¹⁴

Dagegen entscheidet sich Teun A. van Dijk dafür, nachdem auch er zunächst zwischen Rassismus und, wie er sagt, Ethnizismus, unterschieden hat, wobei er unter letzterem die Diskriminierung mittels ethnischer und kultureller Differenzen versteht, auch den Ethnizismus unter Rassismus zu subsumieren. (van Dijk 1987, S. 28)

Für die Praxis der Diskriminierung und Ausgrenzung ist diese Unterscheidung denn auch irrelevant. Wenn z.B. unsere Interviewten Anpassung fordern, kann dies durchaus mit der Unterstellung einhergehen, daß diese gar nicht möglich ist. Das Alltagsdenken ist eben keineswegs widerspruchsfrei.

Das Auftreten von genetischem und kulturellem Rassismus bzw. Rassismus und Ethnozentrismus, wie diese bei den genannten Autoren und Autorinnen definiert worden sind, das ist wohl eines der interessantesten Ergebnisse unserer Analyse des Alltagsdiskurses, ist zwar auch bei unseren Interviews zu beobachten; diese beiden Rassismen tauchen hier aber eigenartig verschlungen und vermengt auf. Das läßt mich zu dem Schluß kommen, daß die bei Balibar, Hall, Kalpaka/Rätzkel und van Dijk vorgenommene Trennung zumindest für den Alltagsdiskurs **auch theoretisch nicht zu halten ist**. Diese Unterscheidung ist, so meine These, schon allein deshalb schief oder auch ganz falsch, weil für die meisten Menschen in unserer Gesellschaft **das Soziale ohnedies naturalisiert ist und insofern alles Soziale und**

²¹³ Barthes formuliert: „Der Mythos entzieht dem Objekt, von dem er spricht, jede Geschichte.“ (Barthes 1964, S. 141)

²¹⁴ Rassismus und Ethnozentrismus, so schreiben sie, „bezeichnen die Konstruktion von sozialen Unterschieden als Gegensätze, wobei die ethnischen Minderheiten als minderwertig definiert werden. Rassismus bezeichnet *darüber hinaus* die Naturalisierung der sozialen Verhaltensweisen.“ (ebd. S. 77, meine Hervorhebung, S.J.)

Kulturelle biologistisch-natürlich gesehen wird (z.B. der Staat als organisch). Selbst wahrgenommene Veränderungen werden eher im Sinne natürlich-biologischer Entwicklungen interpretiert als als Ergebnis menschlicher Tätigkeit. Ob dies für den Mediendiskurs und für die verschiedenen Spezialdiskurse anders ist, müßte allerdings noch genauer untersucht werden. Stichproben zeigen, daß z.B. im biologischen Diskurs der Wissenschaft der Versuch gemacht wird, klarer zu trennen.²¹⁵

Die Behauptung zudem, daß heute ein offen genetisch-biologischer Rassismus zugunsten eines kulturalistischen Rassismus aufgegeben werde, wie dies Stuart Hall annimmt, muß auf der Grundlage unseres Materials ebenfalls bezweifelt werden.

Biologistische Markierungen von EinwanderInnen spielen nach wie vor eine große Rolle - nicht nur im Alltagsdiskurs.²¹⁶ Ein Blick in rassistisch argumentierende Medien, besonders auch die Betrachtung der dabei verwendeten Fotos, zeigt, daß auch heute noch auf das andere Aussehen der EinwanderInnen und Flüchtlinge starker Nachdruck gelegt wird. Dieses andere Aussehen wird dann als „Ausdruck“ innerer Charaktereigenschaften angesehen. Dies unterstrich in aller Deutlichkeit auch die BILD-Zeitungs-Kampagne im Herbst und Winter 1991/92, die die Diskussion um die Änderung des Asylparagraphen begleitete. Auf spektakulären Plakaten, mit denen für eine Serie dieser neo-rassistischen Zeitung geworben wurde, tauchten vornehmlich schwarzhäutige Menschen auf. Auch „Der Spiegel“ operierte in diesem Zusammenhang mit suggestiven Tiersymbolen etc. (Vgl. Spiegel-Titel vom 9.9.1991).²¹⁷

Das heißt nun andererseits nicht, daß der dominante Rassismus rein biologistisch sei. Biologistische Markierungen sind aber weiterhin höchst willkommen als einfache Aufhänger dafür, sichtbare Unterschiede an den Körpern mit soziokulturellen Unterschieden in einen Topf zu werfen. Die Artikelserie der Bild-Zeitung lieferte dafür (besonders in den 11 Folgen, die vor den Ereignissen in Hoyerswerda im gesamten Bundesgebiet mit jeweils re-

²¹⁵ Vgl. z.B. Kuhn in MUT 267, 9/1989, S. 38-51. Derselbe Autor bekräftigt jedoch in einer anderen Ausgabe von MUT (von Juli 1990) die biologische Determiniertheit von Mann und Frau. In der Zeitschrift „Nation Europa“ werden gleichwohl bis heute rein biologistisch argumentierende Positionen vertreten, insbesondere durch den Chef-Rassisten Christian Mattausch, der nach wie vor die These vertritt, Rassismus sei angeboren. (Mattausch 1986.)

²¹⁶ Vgl. dazu Tsiakalos 1992, der eine biologisch argumentierende Haltung gegen den verbreiteten „genetischen“ Rassismus entwickelt und für Gegendiskurse empfiehlt. Dies sei erforderlich, weil der biologische Diskurs insgesamt sehr stark und anerkannt sei und biologisch argumentierende Rassisten millionenfach Gehör fänden, wobei er auf Konrad Lorenz und Irenäus Eibl-Eibesfeldt verweist.

²¹⁷ Auf dem Spiegel-Titel 37/1991 vom 9.9.1991 wird Deutschland als Arche Noah dargestellt, in der wimmelnde Massen ameisengleicher Menschen Zuflucht suchen. Diese kollektivsymbolisch höchst aufgeladene Darstellung trägt den Titel „Ansturm der Armen“.

gionalspezifischen Bezügen gefahren wurden) eine überwältigende Fülle von Beispielen.²¹⁸

Rassismus speist sich generell aus Naturalisierungen des Sozialen, wie dies ja auch die Verbindung von körperlichen Merkmalen mit bestimmten Fähigkeiten und Eigenarten von Menschen bereits zeigt. Die Verknüpfung bestimmter Sitten und Gebräuche, von Kultur und Geschichte allgemein, mit natürlichen Gegebenheiten stellt in gleicher Weise eine Biologisierung des Sozialen dar. Die Unterscheidung zwischen genetischem und kulturellem Rassismus erscheint mir allein deshalb, auf jeden Fall für das Auftreten von Rassismus in Alltagsdiskursen, als wenig sinnvoll. Insbesondere schiene es mir falsch, einen kulturellen Rassismus bzw. einen Ethnozenrismus als weniger gefährliche Form der Diskriminierung von EinwanderInnen anzusehen, gegen die man auch leichter angehen könnte.²¹⁹

Die Ursachen für diesen heute nicht nur im Alltagsdiskurs sehr verbreiteten naturalisierenden Zugriff auf das Soziale herauszufinden, bedürfte einer viel gründlicheren Diskussion, als ich sie hier entwickeln kann. Hier nur einige Hinweise: Moishe Postone, der einen Zusammenhang zwischen der Kapitalform und der Biologisierung des Sozialen sehen zu können glaubt, meint daß im Verlaufe der Durchsetzung kapitalistischer Wirtschafts- und Gesellschaftsform „Gesellschaft wie historischer Prozeß ... zunehmend biologisch begriffen“ werden. Er spricht von einer dem Warenfetisch „immanente(n) Naturalisierung“. (Postone 1991, S. 8)

Diese Biologisierung des Gesellschaftlichen hat Folgen.

Gesa Siebert-Ott sieht sie folgendermaßen: *„Wenn man ... einen bestimmten (sozio-kulturellen, S.J.) Sachverhalt als natürlich im Sinne von naturgegeben beschreibt, dann entzieht man ihn zugleich der Diskussion.“* (Siebert-Ott 1991, S.364)

Und sie führt die folgende, keineswegs kritisch gemeinte Aussage als Beleg an:

„Die unbestreitbar vorhandene Fremdenfeindlichkeit erscheint als naturgesetzlicher Vorgang, der politisch nicht beeinflußt werden kann. Eine Politik, die auf Naturgesetze und deren Wirkungen reagiert, ist unbestreitbar vernünftig und bedarf keiner weiteren Begründung.“

Sie schreibt dazu:

„In dem vorliegenden Zitat scheinen Konflikte zwischen Einheimischen und zugewanderten Fremden eine unausweichliche Konsequenz zu sein für ho-

²¹⁸ Vgl. dazu Quinkert/Jäger 1991.

²¹⁹ Kalpaka/Räthzel sehen die Gefahr des Ethnozenrismus insbesondere darin, daß er leicht in Rassismus übergehen könne. (Vgl. 1990, S. 18)

mogene Gemeinschaften mit zahlenmäßig starken ethnischen Minderheiten.“ (ebd. S. 364)²²⁰

Ich führe nun zunächst einige Beispiele aus unserem Material an, bei denen genetische Charakterisierungen von EinwanderInnen im Vordergrund zu stehen scheinen, wobei auch hier bereits auffällig ist, daß sie wenig Trennschärfe gegenüber kulturalistisch begründeten Diskriminierungen aufweisen.

Beispiele für genetischen Rassismus und für Mischformen:

„...eigentlich, vom Blut her is die die (gemeint ist seine Frau, S.J.) ja eigentlich Französin, ne. Und, eh, von daher denk ich mir, so europäisch denk ich schon, bin ich schon ausgerichtet.“ (2/320-322). ; (50-jähriger Lehrer, der in einem Wohnviertel mit wenigen EinwanderInnen lebt und Grüne wählt, WAZ, Taz, FR, Spiegel und Zeit liest.)

Eine eher völkisch-biologistische Staatsauffassung zeigt sich auch, wenn dieser Herr sagt:

Leute „so wie ich, die dem Staat schon drei Kinder geschenkt haben“ (2/541f.)

Gefragt wird in einem anderen Interview nach der Haltung gegenüber Menschen mit „anderer Hautfarbe“. Die Antwort:

*Die Schwarzen, ja, wir hatten einen Schwarzen, der wa - (...) der war stellvertretender Betriebsführer! (...) Jo, wie gesach, dat geht ja nach Leistung. Wenn der wat leistet! Wir ham dann geschimpft auf den. Da warn da bei uns da auch Obermeister, die dat auch hätten machen können. Und **deer** is da vorgesetzt, ne? (3/448-467)* (ehemaliger Bergmann, 70 Jahre alt, SPD-Wähler)

Ein körperliches Merkmal wird genannt (Schwarzer); darauf betont der Mann, daß ihm diese Eigenschaft gleichgültig sei, solange der Betreffende die erwartete Leistung brächte; dann aber nimmt er das wieder zurück: Er kritisiert, daß dieser Mann den eigenen Leuten, die seine Arbeit auch hätten machen können, vorgesetzt worden sei.²²¹

In demselben Interview heißt es auf die Frage, woran es liege, daß viele Menschen in Afrika so arm seien:

Ja, ich mein, dat is ja nu ma - Dat is ja schon so lange, wie die Welt besteht. Die waren arm, und die werden von sich aus da nich mehr rauskommen. Is ja ne ganz andere Mentalität. Die sind ja nich so arbeitsfreudig wie wir, dat die dat von sich aus e bissel hochbringen. (...) wie gesach, Mentalität. Die sind einfach zu träge. (3/881-891)

²²⁰ Rechtsextremisten wie Christian Mattausch, Vielschreiber in der rechtsextremen Zeitschrift „Nation Europa“, betrachten Fremdenhaß gar als angeboren. Man vergleiche auch die Ansichten der einflußreichen Verhaltensforscher Lorenz und Eibl-Eibesfeldt sowie Jensen, Eysenck etc., deren Bücher Millionenauflagen erreichen und die hervorragenden Zugang zu den Medien haben.

²²¹ Hier liegt ein typisches Beispiel für die Strategie der Relativierung vor, durch die die rassistische Einstellung des Sprechers aber nicht verdeckt werden kann.

Auf die direkt folgende Frage, woher das komme, das sei doch schwer vorstellbar, denn diese Menschen seien doch Menschen wie wir, sagt er:

Ja sicher dat! Schon! Nur trotzdem! Dat mach vielleicht an de Sonne liegen. In Spanien, die ham ja so viel Zeit. „Wat we heute nich machen, machen we morgen, wenn morgen nich, übermorgen.“ Die schieben dat so .. (...) Zu heiß! Irgendwie, ob dat auf de Birne geht, sach ich (...) (3/894-898)

Leistungsbereitschaft, Verlässlichkeit und „andere Mentalitäten“, sowie natürliche Bedingungen, wie das Klima, bilden ein nicht zu entwirrendes Konglomerat.

Die Hautfarbe gilt vielfach als direktes Erkennungszeichen der EinwanderInnen, der Nicht-Deutschen:

Ja, ja, allein an der Hautfarbe, an den Haaren überhaupt, da sieht man ja äußerlich so, die sehn ja ganz anders aus, sind ja viel dunkler. (5/361-364)

Diese Aussage steht allerdings in direkter Verbindung mit der Kriminalität von Tamilen und Libanesen, die stärker ausgebildet sei als bei Deutschen. Ob dies etwas mit der genetischen Andersartigkeit zu tun hat, wird hier aber nicht eigens gesagt.

Auch Hautfarbe und Religion werden auf merkwürdige Weise miteinander gekoppelt:

In einem der Interviews wird von einem Äthiopier berichtet, der eine weiße Frau geheiratet hat, die als Entwicklungshelferin tätig war. Die Familie ist zusammen mit vier schwarzen Kindern nach Deutschland gekommen. Dann heißt es:

Ich habe da keine Berührungsängste. Man muß aber jetzt unterscheiden. Zwischen christlichen Sitten und mohammedanischen Sitten. Ich sag, wenn einer aus dem christlichen Kulturkreis kommt, der kann sich natürlich eher mit Leuten arrangieren, als wenn er aus dem nichtchristlichen Kulturkreis kommt. Genauso wie wir. Also, ich bin der Meinung, man tut sich da leichter. Ja, das ist wahrscheinlich auch schon von vorneherein schon, ne, keine Hemmschwelle mehr in dem Sinne, ne. Zumal für mich auch die Hautfarbe nicht entscheidend ist. Ich hab mich halt für diese Leute entschieden und hab et nie bereut. Muß man dann einfach so sehen. (7/186-198) (Techniker mit Abitur, in einer Wohngegend, in der fast keine EinwanderInnen leben.)

Zunächst bezieht sich dieser Mann indirekt auf einen schwelenden (genetisch argumentierenden) rassistischen Diskurs in der Bundesrepublik; er setzt sich ab von anderen, die „Berührungsängste“ haben. Diese Bemerkung setzt aber voraus, daß er davon ausgeht, daß es Menschen gibt, die solche Berührungsängste und Vorbehalte haben.

Dann aber folgt eine Einschränkung. Er führt ein anderes Kriterium ein: den Glauben. „Natürlich“, so sagt er, könnten sich Christen besser anpassen als Moslems. Hier ist gut zu beobachten, wie genetische Faktoren bei diesem Menschen an Bedeutung verloren haben und diese von kulturellen Faktoren abgelöst werden - ohne daß er sich das selber so klar machen würde. Im Gegenteil: indem er einen genetisch begründeten Rassismus (implizit) kritisiert, produziert er kulturellen Rassismus.

Ähnliche Äußerungen finden sich in anderen Interviews.²²²

Häufig wird das andere Aussehen der EinwandererInnen ganz allgemein angesprochen, wobei hier zwischen den verschiedenen Gruppen differenziert wird. So glaubt man am Aussehen z.B. Asiaten und besonders Afrikaner zu erkennen. (10/114-117)

Insgesamt werden solche primär genetisch bezogenen Merkmale von gut 2/3 der Interviewten angesprochen (16 mal).

Auf den ersten Blick kulturalistische Aussagen kommen nun ausnahmslos in allen Interviews vor, wobei Art und Häufigkeit natürlich verschieden sind. Aber selbst dann, wenn primär soziale und kulturelle Besonderheiten oder Eigenschaften angesprochen werden, werden Verbindungslinien zu Aussehen, biologischem Entwicklungsstand und Mentalität gezogen.

Im folgenden ein Beispiel anhand der bei EinwanderInnen angeblich häufiger zu beobachtenden Kriminalität:

Ja, diese ganzen Palästinenser und, und, und Türken, und es is für mich ungefähr - die sind für mich sehr hitzig, die, die, die, die handeln sehr, wie soll ich sagen, spontan, und und sind da etwas unüberlegt drin, ne, sind da so, sag ich mal, wie kleine Kinder noch, ne? Da wird mir zuviel noch mit Gewehren und Pistolen rumgeschossen, ne? Und Leute verprügeln und so, das is also Unsinn. Dat hatten wir hier gehabt und dat hat auch nich funktioniert. (9/575-579) (31 Jahre, abgeschlossene Lehre, ohne pol. Präf., niedriger Anteil von EinwanderInnen im Wohnumfeld)

Sehr deutlich kommt in dem folgenden Beispiel zum Ausdruck, daß die Kriminalität der Mehrheit der Einwanderer (hier: Türken) als Teil ihrer Unfähigkeit, sich anzupassen, angesehen wird:

**Jaa, also bei uns inner Clique so sind auch zwei, drei Ausländer - also et gibt Ausländer, die verhalten sich echt korrekt so, die passen sich an, eben den deutschen Verhältnissen - abber - überwiegend sind da auch die Türken, die dann inne Stadt sozusagen anmachen und drekt dat Messer ziehen so ungefähr, hab ich auch schonn en paarma erlebt, wenn man da mit drei, vier Mädchen durche Stadt geht, dann - man sieht die Türken schonn, dann kommse direkt hinterher und hah - schuppen ein und so, also die benehm sich echt daneben, muß ich schonn sagen. Un is klar dat irgndwie eh, die Deutschen dann auch en Haß dagegen ham - weil die sich ja nich anpassen können, wenn se sich anpassen würden, dann würd man sich auch mit denen verstehn. Also ich bin kein Ausländerfeind, abber ich kann dat verstehn, wenn andere Leute da en Haß drauf kriegen - so. Weil, die benehm sich ja wirklich daneben. (5/297-313)²²³*

Auch daß EinwanderInnen Ghettos bilden, wird als „Natur“ begriffen:

Dat ist im Moment die Natur so, nee? (17/267)

Hier vermischen sich zeitlich-soziale Sichtweisen mit naturbezogen-unveränderlichen.

Bei den anderen inhaltlichen Typen von Diskriminierungen von EinwanderInnen läßt sich dieses Schwanken in ähnlicher Weise beobachten. Da das

²²² Vgl. auch 9/317-326 und 707-748.

²²³ Ähnliche Fälle sind häufig: z.B. 3/437-446, 5/334-384, 12/32-33 oder 21/560-584 u.a.

Soziale als naturgegeben angesehen wird, ist es den Menschen gar nicht möglich, genetisch argumentierende Diskriminierungen von kulturalistisch argumentierenden zu trennen. Eine Differenzierung in rassistische und ethnizistische Diskriminierungen wird damit zugleich gegenstandslos. Wenn Gesellschaft Natur ist, Geschichte nur organisches Wachstum, sind auch soziale Unterschiede zwischen Menschen natürliche Unterschiede, worüber sich weiter nicht streiten läßt. Damit erweist sich hier m.E. auch der sogenannte kulturalistische Rassismus als biologistisch verankert. Es mag sein, daß unsere Analyseergebnisse darauf hinweisen, daß gerade die Nichtunterscheidung von Genetisch-Biologischem und Kulturellem zentrales Charakteristikum des derzeitigen rassistischen Alltagsdiskurses ist.

4.1.3 Deutsche Sprache bzw. Sprachprobleme

Die (deutsche) Sprache und Sprachprobleme von EinwanderInnen werden in den Interviews außerordentlich häufig angesprochen. Die Kenntnis der deutschen Sprache wird als Voraussetzung der Integration betrachtet; mangelnde Deutschkenntnisse gelten als Legitimierung der Ausgrenzung. (Vgl. dazu auch Miles 1991, S. 148)

Sprache galt und gilt auch heute noch für viele Menschen als Ausdruck der „Rasse“ und als Grundlage der Identität einer Nation.²²⁴ Die Idee von der einigenden Kraft der Sprache wurde besonders auch von rechtsextremen und rechtskonservativen Autoren wie Leo Weisgerber aufgenommen und massenhaft verbreitet. Gesellschaft wurde bei ihm zur „Sprachgemeinschaft“ hypostasiert.²²⁵ Sprache als deutsche Muttersprache erzeugt danach geradezu das deutsche Volk als Nation. Der Germanist Hans F.K. Günther, auch als Rasse-Günther bekannt, meinte sogar, daß jede Rasse ihre besondere Sprachform ausgebildet habe.²²⁶ Hitler dagegen meinte in „Mein Kampf“, Sprache und Rasse seien nicht miteinander verknüpft: Aus einem Neger oder einem Chinesen wird kein Deutscher, nur weil er Deutsch lernt, sagt er hier.²²⁷ Bei ihm stand der platte genetische Rassismus im Vordergrund: Das Blut, so schreibt er, lasse sich dadurch nicht umwandeln. – Sein Haß auf die Juden hätte sich über Sprache allein auch nicht rechtfertigen lassen, sondern nur über „Rasse“. Hitler bezeichnet die Anhänger der Rassen-Sprachtheorie denn auch als von gestern und als Nationalisten, die den

²²⁴ Vgl. auch Gesa Siebert-Ott 1991, S. 362 ff.

²²⁵ Vgl. Weisgerber 1941.

²²⁶ Nach Reumuth 1941, S. 23. Günther wirkte auch noch nach dem Krieg weiter und vertrat weiterhin rassistische Thesen. Vgl. z.B. Günther 1966; hier konnte er schreiben: „Menschenwürde ist ja nicht ein allen Menschen angeborener und eigener Zustand, sondern ein Vorbild für die Siebung und Auslese wie für die Erziehung.“ (ebd. S. 5)

²²⁷ Mein Kampf, Ausgabe München 1941, 626.-630. Auflage, S. 428.

Grundgedanken des Nationalsozialismus nicht begriffen hätten: die zentrale Rolle, die die „Rasse“ für das Schicksal eines Volkes spiele. Er bemühte sich freilich zusätzlich darum, die deutsche Sprache der Juden als völlig verdorben und „artfremd“ zu diffamieren. (ebd.)

Doch nicht nur bei den Nazis und Nationalchauvinisten der Vergangenheit war die Sprache ein wichtiger Faktor für die Ausschließung oder Einschließung von Menschen in die Nation. Wir haben es hier mit einer Vorstellung zu tun, die auch heute noch in unserer - und nicht nur in unserer - Gesellschaft fest verankert ist.

So formulierte der Entwurf des Ausländergesetzes von Feb. 1988 bekanntlich z.B.: *„Eine fortlaufende, nur von der jeweiligen Wirtschafts-, Finanz- und Arbeitsmarktlage abhängige Zuwanderung würde die Bundesrepublik tiefgreifend verändern. Sie bedeutete den Verzicht auf die Homogenität der Gesellschaft, die im wesentlichen durch die Zugehörigkeit zur deutschen Nation bestimmt wird. Die gesamte deutsche Geschichte, Tradition, Sprache und Kultur verlören ihre einigende und prägende Kraft.“* (Entwurf 1988, S. 23)

Man vergleiche auch die jahrzehntelange geführte Diskussion um die Teilung Deutschlands, die angeblich zur sprachlichen und damit nationalen Auseinanderentwicklung führen soll(te). Gleichwohl reicht es offenbar nicht, daß, wenn jemand - wie z.B. Kinder von EinwanderInnen - perfektes Deutsch spricht, ihn als Deutsche(n) zu akzeptieren, denn: „die Sprache ist es nicht allein“, sagt einer der Interviewten, „dazu gehören auch Sitten und Gebräuche ...“ Und die andere „Natur“. Umgekehrt werden aber auch solche Menschen als Deutsche akzeptiert, die gar nicht oder äußerst schlecht Deutsch sprechen, wenn sie sich ansonsten den deutschen Tugenden und Werten anpassen.

So bekommt man den Eindruck, daß viele, - nicht nur an der sog. sozialen Basis - das Verhältnis von Sprache, Rasse und Nation ziemlich verworren sehen. Eine Entwirrung ist ihnen auch nicht möglich, weil sowohl das Biologische als auch das Soziale unterschiedslos als natürlich angesehen werden.

In seinem Artikel „Die Nationform: Geschichte und Ideologie“ bemüht sich Etienne Balibar, die Funktion von „Rasse“ und Sprache bei der Herausbildung der, wie er sagt, „Ethnizität“ zu klären. „Die Geschichte zeigt uns“, schreibt er, „daß es zwei große konkurrierende Wege zu diesem Ziel gibt: die Sprache und die Rasse.“ (Balibar 1990, S. 119) Es handelt sich nach Balibar um „zwei Weisen ..., die historisch entstandenen Bevölkerungen in einen »natürwüchsigen« Zusammenhang einzubetten“. (ebd.) Dabei bedeutet nach Balibar „Die Produktion der Ethnizität ... auch die Rassisierung der Sprache und die Verbalisierung der Rasse.“ (ebd. 127)

Diese Vermischung von Sprache und Rasse als Begründerinnen der Ethnizität, egal ob gelegentlich einmal die Rasse oder die Sprache stärker betont

wird, meine ich, ist aber deshalb so leicht möglich, weil beide darin identisch sind, daß sie als „natürlich“ und ewig angesehen werden. Trotz Verbalisierung wird „Rasse“ als naturgegeben imaginiert und kann mit dem rassistisch-naturalisierten Verbalen verschränkt oder sogar identifiziert werden. Auch Hitler löste das Deutsch der Juden nur von der „Rasse“ ab und diffamierte es als undeutsch, um die Verbindung von echter deutscher Rasse und echter deutscher Sprache nur um so fester und ursprünglicher zusammenzurufen zu können.

Robert Miles sieht die Bedeutung der Sprachen für die Bestimmung von Nationen darin, daß die übliche Einteilung in Rassen nicht ausreichte, die Abgrenzung der Nationalstaaten voneinander z.B. in Europa zu begründen. Hier mußte sozusagen ersatzweise die Sprache herhalten. (Miles 1991, S. 148f.) Deshalb, so meint er, tauchen die Sprache wie auch die Sitten und Gebräuche im engen Zusammenhang mit dem Nationalismus auf. Weil also Sprache als Kriterium der Ausgrenzung fungiere, sei bei der Diskriminierung der Anderen durch Sprache eher von Nationalismus zu sprechen. Diese Bestimmung ist auf der Grundlage unserer Ergebnisse für den Alltagsdiskurs so nicht haltbar.

Das Problem besteht in unterschiedlichen Legitimationsversuchen von Ein- und Ausgrenzungen. Wo direkt rassistische Argumente nicht ausreichen, werden hilfsweise linguistische herbeizitiert. Solche Legitimationsargumente überschneiden sich nun teilweise: „rassistische“ Begründungen, seien sie an körperlich-natürlichen oder kulturellen Phänomenen festgemacht, überlagern linguistische; daneben stehen linguistische Argumente zwangsläufig außerhalb rassistischer, wenn es um die nationale Abgrenzung angeblich „rassisch“ verwandter oder identischer Bevölkerungen geht. Das ist ohne Widersprüche und Verwirrungen nicht zu haben. Und solche Widersprüchlichkeiten finden im Alltagsdiskurs auch ihren Niederschlag.

In vielen unserer Interviews gilt das Erlernen der Sprache als die wichtigste Voraussetzung der Integration in die Nation und als wichtigster Teil der Anpassung (z.B. 1/267-310).

Menschen aus Rußland und Polen werden erst dann als Deutsche akzeptiert, wenn sie deutsch sprechen gelernt haben (3/948): da wird geklagt: die wollen „die deutsche Identität“, können aber kein Wort deutsch etc. Deutsche Identität und deutsche Sprache werden als enger Zusammenhang gesehen.

Auf die Frage, was denn der eigentliche Unterschied zwischen Deutschen und EinwanderInnen sei, wird geantwortet:

Dat is ja vor allen Dingen is ja die Sprache. Das Schlimmste is ja die Sprache, dat ma sich nich verständigen kann. (3/332-333)

Gelobt wird ein „gebildeter“ Türke wie folgt:

Erstmal kann er sich vernünftig artikulieren, ne, und hält auch nicht so an den Sitten fest. (7/299f.)

Insbesondere an den türkischen Frauen wird kritisiert, daß sie nicht deutsch sprechen. Diese „werden ohne jegliche Deutschkenntnisse hierhergeholt“ (von ihren Männern (14/123-141).

Auch die „einfacheren“ Türken werden heftig getadelt, daß sie sich nicht die Mühe machen, deutsch zu lernen, sich aber trotzdem dreist benehmen, indem sie „alles anfassen“. Im Wortlaut:

Die sind schon viele Jahre hier. (...) Aber (...) die können immer noch kein Wort Deutsch. Ja, wollen die nich oder können die nich?! Irgendwat is doch, die leben hier, äh und haben doch einen Haß auf die Deutschen. Dat begreif ich nicht. Wenn ich meinewegen auswandern will, nach Amerika und beherrsche die Sprache doch nich, ja, da bemühe ich mich doch schon enn Jahr vorher mindestens, daß ich die Sprache kann. Oder is dat nich, dat is natürlich, wenn einer so denkt. Die kommen aber da, die sitzen da, wie en stummen Fisch un können nix. Greifen aber überall dran und sind dreist. Dat begreif ich nich. (11/356-366)

Hier werden natürlich-biologisch determinierte Fähigkeiten, gelernte Fähigkeiten und soziale Herkunft in zugegeben unverstandener Weise miteinander in Beziehung gesetzt. Die Tiermetaphorik „wie en stummen Fisch“ trägt ihr Übriges dazu bei, auch die andere biologische Qualität der - einfacheren(!) - Türken zu suggerieren.

Man wundert sich auch darüber, daß ein Einwandererkind perfektes Deutsch spricht, ohne daß die Eltern das könnten (8/16-22). Hier artikuliert sich eine Erfahrung, die im Gegensatz zu den Erwartungen steht. Für viele Deutsche ist die Fähigkeit, eine bestimmte Sprache zu sprechen, sogar an die Hautfarbe gebunden. Sprechen zum Beispiel schwarze Kinder Deutsch, kommt man aus den Staunen nicht mehr heraus.²²⁸

So ist denn auch die gemeinsame Sprache bei der Beurteilung von Ex-DDR-Bürgern besonders wichtig. Sie werden insbesondere deshalb eher akzeptiert, weil sie ja Deutsch sprechen. Wörtlich:

Aber ich seh die DDR-Leute schon als, als Deutsche an irgendwo, weil halt eben der Sprachgebrauch da is. Un, und, und die Sprache also da is, die deutsche auch, aber das hat nur geographisch was zu tun. (9/379-388)

Nationalität wird hier an der Sprache festgemacht und sogar mit geographischen Zusammenhängen gekoppelt. Die Vorstellungen von Nation, Sprache und Territorium gehen hier eine sehr unklare Verbindung miteinander ein.

Andererseits: Sprechen Einwanderer deutsch, wird zugleich beklagt, daß ihre Nationalität nicht mehr zu erkennen sei (10/109). Die gleiche Person berichtet wenig später, wie eine Türkin sich darüber beklagt, daß ihre Mutter nicht Deutsch lernen will. Sie verzichte genau so schwer auf ihre Sprache wie auf ihre Religion (10/491-511).

Insgesamt zeigen unsere Ergebnisse, daß die Ansicht von Robert Miles, daß immer dann von Nationalismus zu sprechen sei, wenn der Faktor Sprache,

²²⁸ Beobachtung außerhalb der Interviews.

Kultur, Sitte etc. als Ausgrenzungskriterium fungiere, so nicht zu halten ist. Gerade die Aussagen über den Stellenwert der deutschen Sprache zeigen, daß auch hier rassistische und nationalistische Phänomene eine Symbiose eingehen.

4.1.4 Deutsche/Deutschtum

Was dabei die Interviewten unter „Deutsch“ ganz allgemein verstehen, fördert ein ähnliches Bild zu Tage. Ganz selbstverständlich wird von deutscher Abstammung, deutschen Vorfahren und arischem Blut gesprochen. Deutschsein wird also mit biologischen Argumenten noch jenseits der Staatsangehörigkeit angesiedelt. Selbstverständlich fehlt auch hier die Vermengung mit kulturalistischen Einsprengseln nicht.

In einem der Interviews wird sogar als besonderes Charakteristikum durchaus positiv hervorgehoben, daß „der Deutsche“ einen Führer braucht etc. (13/1002-1014) Ob dies im „ewigen und schicksalhaften Charakter der Deutschen“ begründet ist oder ob es sich um eine sozio-kulturell bedingte Erbschaft, oder besser gesagt: Erblast handelt, bleibt offen.

Hervorgehoben wird auch der besondere Arbeitsfleiß, die Leistungsbereitschaft der Deutschen im Unterschied zu Fremden, hier auch aus der DDR (14/1059-1061), und die deutsche Sparsamkeit (17/1350-1374). Auch deutscher Ordnungssinn und deutsche Sauberkeit werden beschworen (ebd. 854 ff. und 424), sowie Fleiß und Zuverlässigkeit in der Arbeit und beim Lösen von Problemen (3/ 894-904). Besonders hervorgehoben wird auch die Arbeitsfreude der Deutschen. (3/887)

Die Deutschen werden als ein bißchen fanatisch (deutsch) angesehen (3/376), sie verzichten eher auf ihre Religion als auf ihren politischen Glauben (an Hitler) (3/384). Dieser Fanatismus besteht auch heute noch (3/389), obwohl das Deutschtum verlorengegangen ist, was bedauert wird. An dessen Stelle sei der Konsumrausch getreten (3/392). Eng wird das Deutschtum mit der Beherrschung der deutschen Sprache verbunden (s.o. 3/943-959). Doch die oberste deutsche Tugend scheint die Leistung zu sein (3/465 und 515-524). Wenn die Leistung bei Ausländern stimmt und sie sich brav und unauffällig verhalten, dann können sie auch schwarz sein (3/523 f.).

Zu finden sind jedoch auch gelegentlich Vorbehalte gegen die Deutschen. Nicht jede(r) ist unbedingt stolz darauf, eine Deutsche zu sein; aber die gleiche Person empfindet sich im Unterschied zu Ausländern schon als deutsch (12/331-388; vgl. auch 6/325ff.).

Auch findet sich Kritik an deutscher Seelenlosigkeit und Vereinsamung in Deutschland, an Konsumrausch etc. (19/538-581) Einer fühlt sich nur im Ausland als Deutscher wegen der Sprachbarriere (9/207-224), er lehnt nationale Gefühle ab (9/532-39), ebenso verbal-rassistische (9/530), wendet das aber so, daß auch die Ausländer in Deutschland ihre Sitten und Gebräuche

aufgeben sollen und sich anpassen sollen (9/540ff.). Ebenso meint er, daß bestimmte Tugenden und Nationalitäten miteinander verknüpft seien. (9/618-623) Im Ausland vermißt er die deutschen Tugenden erheblich (Pünktlichkeit etc.) (9/628 ff.). Obwohl das Deutschtum kritisiert wird, wird Deutschland als Heimat und Vaterland hochgehalten (22/378-401 und 439-472) (Italienerin, die 32 Jahre in der BR Deutschland lebt und einen deutschen Paß hat bzw. deren Tochter, die hier geboren ist).

Neben knallhart rassistischen und nationalistischen Aussagen sind somit durchaus Widersprüchlichkeiten zu beobachten, oft in derselben Person. Das angebliche *laissez faire* der Einwanderer wird einerseits bewundert, andererseits aber auch als unangenehm kritisiert. Was man sich mühselig angedressiert hat und was einem adressiert worden ist: die deutschen Tugenden, wird bei den EinwanderInnen vermißt, und ihr Fehlen wird als Mangel kritisiert. Was man nicht gelernt hat und nicht darf, wird bei denjenigen, die das für sich in Anspruch nehmen, heftig abgelehnt.²²⁹ Indem der Andere konstruiert wird, konstruiert sich auch das Selbst und umgekehrt. In diese Konstruktion des Selbst, die zugleich den Prozeß der „rebellierenden Selbstunterwerfung“, wie dies Nora Rätzzel formuliert hat, unter die gegebenen Herrschaftsstrukturen begleitet, fließen auch die damit verbundenen aggressiven Momente ein, ohne die die Selbstunterwerfung, die Suspendierung eigener Handlungskompetenzen für die Betroffenen nicht lebbar ist.²³⁰ Zu diesem Syndrom haben sich Adorno u.a. hinreichend geäußert, worauf ich hier nur verweisen möchte.²³¹

4.1.5 Nationalitäten: Der „deutsche Blick“ auf andere Nationen

Der Blick richtet sich in den 22 Interviews stark auf **europäische** Nationalitäten (angesprochen 149 mal), Asiaten 63, US-Amerikaner 13, Afrikaner 11, Australier 3.

Insgesamt werden 69 **verschiedene** Nationalitäten angesprochen.

In den Interviews werden angesprochen:

Türken in 21 Interviews, DDR-Deutsche in 16, Italiener in 15, Russen in 13, Polen in 12, Spanier in 11, Engländer in 9, Franzosen in 9, Niederländer in 8, Juden in 7, Cinti und Roma in 6, Iraker in 6, Asiaten in 4, Araber in 4, sowie viele Einzelnennungen (Jugoslawen, Rumänen, Ungarn etc.).

Schwarze/Dunkelhäutige werden in 13 Interviews genannt.

²²⁹ Siehe dazu auch Halls psychologische Interpretation, Hall 1989, sowie Miles 1991.

²³⁰ Vgl. Rätzzel 1991, S. 40.

²³¹ Vgl. Adorno 1973 und Hall 1989.

Man könnte eine Landkarte des deutschen Blicks auf andere Nationen zeichnen!²³² Dieser Blick ist mehr nach Osten gerichtet als nach Süden. Insbesondere „bedrohliche“ Nationalitäten (Türken, Polen, Russen, Iraker, (Ost-)Asiaten, Juden, Cinti und Roma) werden vor allem ausgemacht. Die Dritte Welt, Afrika geraten gelegentlich auch in den Blick:

da sind natürlich mit aus Ghana, Dritte Welt, Afrika un aus Ostasien und so weiter, da bewegen sich natürlich schlimme, eh, Wellen (...) auf uns zu. (2/376-379)

Insbesondere wird auch zwischen „guten“ und „weniger guten“ Nationalitäten unterschieden. So werden z.B. die Italiener gegen die Türken ausgespielt, um letztere in noch dunklerem Licht erscheinen zu lassen:

Die äh Italiener waren äh ein ganz anderer Menschenschlag, sie kamen auch äh viel öfter ins Geschäft, ließen sogar selbst Anzüge (...) hier arbeiten; das is äh unter diesen Türken äh nicht mehr der Fall. (18/345-350)

Nahezu alle Angehörigen anderer Nationen werden aus deutscher Sicht beurteilt; die Fähigkeit, andere Nationen als ebenso „normal“ anzusehen, ist nicht vorhanden bzw. sie bleibt völlig abstrakt, wenn es etwa heißt, daß dies im Grunde „ja auch Menschen“ seien. Diese Haltung könnte man als ethnozentrisch bezeichnen; da sie aber in aller Regel mit negativen Bewertungen aus der Perspektive der Stärkeren vorgetragen wird, haben wir es auch hier mit rassistischen Haltungen zu tun.²³³

4.1.6 Die Juden und die Funktion des Antisemitismus

„Die Türken sind die Juden von Heute“

Obwohl in unseren Interviews nicht explizit darauf abgehoben wurde, also keine entsprechenden Impulse vorgesehen waren und i.R. auch nicht gegeben wurden, äußerte sich eine ganze Reihe der Interviewten zu Juden, insbesondere in Verbindung mit der Zuwanderung von Juden aus der Sowjetunion.²³⁴ Dies erklärt sich zumindest teilweise daraus, daß zur Zeit der Interviews Dezember 1990/Januar/Februar 1991 eine Reihe von Berichten durch die Medien ging und sich Juden wegen des drohenden bzw. tobenden Golfkrieges in Deutschland aufhielten.

²³² Diese Karte habe ich einen Tag nach der Auswertung dieser Nationalitätenbezeichnungen in unseren Interviews in der Zeitschrift Quick gefunden. Hier werden 29 Nationen mit Zahlen von „Asylbewerbern“, die im ersten Halbjahr 1991 nach Deutschland gekommen sind, verzeichnet. 18 davon werden auch in unseren Interviews genannt.

²³³ Interessant ist, daß Lateinamerika dem „deutschen Blick“, der sich vornehmlich (aus deutscher Sicht) nach Osten und nach Süden richtet, völlig entgeht!

²³⁴ Von sechs Interviewten wurden Juden ohne irgendwelche Impulse der Interviewenden angesprochen. In anderen Interviews wurden die Juden in Verbindung mit Einwanderung generell angesprochen und zwar in Verbindung mit Hinweisen der Interviewenden auf Einwanderungen aus der Sowjetunion allgemein. Auch hier handelt es sich also um sehr schwache Impulse.

Die Aussagen über Juden sind fast ausnahmslos antisemitisch, wobei dies auch hier i.R. geleugnet wird: Ich bin zwar kein Judenhasser, aber ... (Int. 3).

Einige Beispiele:

Ja, die werden doch sowieso noch kommen, ne. Die wollen das ja langsam kontingentieren. Ich meine, daß da nur eine bestimmte Anzahl kommen und so. Sonst wird das natürlich, wenn z.B. Juden kommen aus Rußland, da sieht das anders aus. Da müssen sie auch noch Zeltstädte bauen. Daß die Ausländerfeindlichkeit noch größer wird, das liegt auf der Hand. (4/205-210)

Eine erstaunliche Passage enthält (neben vielen Stories über die Geschäftstüchtigkeit und die Betrügereien der Juden) Interview Nr. 3:

Frage: „*Stellen Sie sich mal vor: Et gibt arabische Länder, wo man kein Bier trinken darf ...*

Antwort Mann: „*Ouh! Alkohol, Alkohol - alles klar verpönt. Oder Schweinefleisch essen! Wir dürften das ja wahrscheinlich. Uns würden sie das ja zugestehn. Ja, die Juden auch ..*“

Antwort Frau: „*Die dürfen ja nicht alles essen. Bei uns da in M., da war ne Synagoge. Wir haben da auch mit Judenkindern gespielt. Wir wohnten ja Haus an Haus.*“

Mann: „*Schule!*“

Frau: „*Und dann warn bei uns auch reiche Juden. Da warn zwei große Kaufhäuser, und die sind noch rechtzeitig raus.*

Mann: „*32.*“

Frau: „*32.*“

Mann: „*Oder 33.*“

Frau: „*Da ham wer uns verabschiedet, ham wer geweint und so. Da warn wer da mit den Leuten .. Die kamen oft sogar und fragten, ob wer ma auf die Kleine aufpassen und und so. Ham wer alles gemacht.*“

Mann: *Jo, is ja auch kein Grund. .. So Nachbarschaft! Da ham wer anfänglich keine Probleme gehabt. Also, als ich da nach B. kam, da war ..*

Frau: „*Da war das schon anders.*“

Mann: „*33, da warn ja kaum noch welche da.*“ (3/739-758)

Die Vertreibung der Juden wird auch rückblickend einfach hingenommen, einfach konstatiert. Dies geschieht hier in einem positiven Kontext, dem aber überwiegend antisemitische Passagen gegenüberstehen.

Die antisemitischen Äußerungen stehen in den Interviews in einem Kontext, bei dem es sich primär um Einstellungen zu den verschiedensten EinwanderInnen dreht. Juden werden so in aller Regel aber nicht schlicht als beliebige Ausländer assoziiert, sie werden rückblickend betrachtet, wie z.B. aus der folgenden Passage klar ersichtlich ist:

Auf die Frage, ob feindselige Einstellungen gegenüber Menschen aus fremden Ländern eine „menschliche Eigenschaft“ darstellt, wird geantwortet:

Ja, aber jetzt hier so, jetzt nicht um, um die Deutschen zu verteidigen, das is, ne, aber man muß die Zahl auch berücksichtigen, die hier sind. Und, äh, is nur ma jetzt auch

wirklich noch, ich mein, wat, es war ja früher auch schon so, ne? Aber et is jetzt ja noch ma stärker - diese Sachen treten jetzt ja krass schon in Schulen auf, ne? Daß da türkische Gruppen sind, und und deutsche, also die Deutschen gruppieren sich eigentlich nicht so wie die Türken zum Beispiel. Die Türken, die treten nur in Gruppen auf. (...) Warum auch immer, dat, dat is mir jetzt also, und von daher is dat meine Meinung, daß die Sache verschärft wird, ne? Die wird nicht abbauen, die wird sich verschärfen, ne? (...)

Vielleicht - dat weiß ich aber auch nich so genau - wenn, daß, sagen wer mal so vier, fünf Generationen, ne, wenn se, das is meiner Meinung nach auch dasselbe Problem gewesen mit Juden. Juden haben sich auch abgekapselt und haben ihren Lebensstil weiter durchgeführt, das, das gab den Brennpunkt eigentlich, ne? Natürlich auch noch darin vielleicht gesehen, weil waren recht erfolgreich. Das sieht man dann natürlich au noch nich so ganz gerne, ne? Wenn der Türke schwer arbeitet und, und, und nicht viel hat, dann akzeptiert man den ja auch sofort. Aber sobald der mal nen größeres Auto fährt - dat sieht man ja au nich gerne, ne? (9/740-757)

Diese Passage zeigt:

Erstens, daß der Interviewte glaubt, Rassismus sei angeboren, daß dieser sich aber weiter verschärft, wenn zu viele Einwanderer da sind und diese Ghettos bilden, und wenn die Einwanderer erfolgreich sind bzw. reich werden.

Zweitens zeigt sie: Aus der Geschichte zieht der Interviewte das Beispiel des Verhaltens und der Behandlung der Juden heran, um die heutige Situation der Türken und den Haß gegen sie zu erklären. Hier wirkt offenbar die Parole nach, daß die Türken die Juden von heute seien.²³⁵

Wichtiger aber ist noch, daß der Interviewte das Verhalten der Juden dafür verantwortlich machte, daß es **den** „Brennpunkt“ gab. Das ist kein bloßer Ausrutscher, sondern möglicherweise eine mehr oder minder bewußte Anspielung an den Holocaust. Wenn diese Vermutung stimmt, dann werden hier nicht allein die Juden für den Holocaust selbst verantwortlich gemacht; auch die Türken erwartet ein Holocaust, wenn sie sich genau so verhalten wie die Juden im Dritten Reich, insbesondere wenn sie, wie die Juden, zu Reichtum gelangen. Der „Kult“, den die Türken mit großen Autos treiben (9/759), stellt für den Interviewten möglicherweise ein Vorzeichen dafür dar, daß es den Türken eines Tages genau so ergehen könnte wie den Juden, denn, wie er meint: Die Situation verschärft sich.

In einem anderen Interview (11/135-188) wird bedauert, daß jetzt auch noch so viele Juden einwandern, die man nicht „zurückjagen“ kann (11/142f.), obwohl „schon ganz Berlin voll von Juden“ sei (11/143). Hier wird eine heutige Gefahr einer Ghettobildung der Juden befürchtet (11/148) und auch, daß sie sich wieder „breit machen“ wie früher, wo ganz Berlin von Juden „besetzt“ war (11/148-152). Das wird als eigenartig empfunden und als zeitüberdauernde Eigenschaft („nach Hunderten von Jahren wieder“) bezeich-

²³⁵ Seit längerem kursiert in Deutschland der folgende Anti-Türkenwitz: „Ein mit Türken vollbesetzter Zug fährt in Istanbul ab - und kommt in Frankfurt leer an. Warum? - Er fuhr über Auschwitz.“ Diese anti-türkische Funktion antisemitischer Aussagen ist also Bestandteil des „Volksvermögens“. Vgl. dazu Albrecht 1989, S. 83 ff.

net. Leider verbieten es Gründe der Moral, die Juden an der Einwanderung zu hindern (11/152-154), im Unterschied zu den „Zigeunern“ und anderen „Volksgruppen“, die man „rausdrücken“ will. Dabei - wie früher - betrügen die Juden die deutschen Behörden, indem sie ihre Papiere fälschen. Angeraten wird, daß die Juden doch gefälligst nach „Jerusalem“ gehen sollten, was diese aber aus Angst vor dem Golfkrieg nicht machten: Der Jude ist also auch noch feige.

Auch aus der Sicht dieser älteren Frau ist der Antisemitismus zudem die eigene Schuld der Juden: Auch die Russen haben was gegen sie (11/165f.). Und in Berlin kommen die Juden vielleicht „vom Regen in die Traufe“ (11/169f.), worüber sich die Interviewte schieflacht. Sie korrigiert sich etwas, weil sie wohl selbst das Gefühl hat, zu weit gegangen zu sein, wie folgt:

Wär ja nicht zu wünschen, aber dann sollen se - aber warum wollen se nich nach äh (...) nach Jerusalem? (11/171f.)

Bedauert wird auch, daß man die Juden nicht an ihrem Äußeren und ihrer Sprache erkennt (11/183f.), im Unterschied zu „Termilen (sic!) und Türken“, die, selbst wenn sie Deutsch reden, „ne andere Betonung“ haben (11/191).

Hier tut sich das alte Bild vom wandernden, ghettobildenden, raffinierten, betrügerischen, sich verstellenden, feigen Juden auf, gegen den man leider aus moralischen Gründen, also wegen des Holocaust, nicht so rigoros vorgehen kann wie gegen andere „Volksgruppen“, obwohl wir längst genug „Ausländer“ im Lande haben, die wir ja nun nicht gewollt haben, wie einst die Gastarbeiter (11/137-141).

Juden werden durchaus in Verbindung mit anderen Einwanderern gesehen, die zu uns „hereinströmen“, aber anders als diese. Auch hier ist der umgekehrte Blick angebracht: Die Asylsuchenden und die Flüchtlinge werden mit den Juden in einem Atemzug genannt. Das Bild entsteht, daß auch ihnen begegnet werden könnte, wie den Juden im Dritten Reich. Diese Gedankenzusammenhänge werden dadurch suggeriert, daß die Interviewte nicht selten auf Ideologeme der Nazis anspielt, etwa in: sie kommen, obwohl wir nicht so viel Platz haben (11/110), wir sind „ein Volk ohne Raum“.

Doch nicht nur ältere Leute tragen antisemitische Argumente vor: In der folgenden Passage, der Aussage eines 33-jährigen Zahnarztes, der längere Ausführungen zum Staat Israel (als Unrechtsstaat) vorangehen, sehen wir das Klischee vom Juden, der selbst Schuld am Antisemitismus ist:

Aber gerade äh, gerade in dem Bezug in der Sowjetunion, wo tatsächlich jetzt wohl - wieder Juden - ja, ich will nicht sagen verfolgt, aber zumindest also - nicht gerade beliebt sind, sieht man ja eben, daß es nicht nur an den Deutschen liegt. Die also jetzt die bösen Menschen in der Welt sind und jetzt was gegen Juden haben, sondern tatsächlich - andere Völker genauso - äh nicht gerade - wie soll man sagen, also daß es auch in anderen Völkern Menschen gibt, die also ihren Minderheiten nicht unbedingt nur positiv gegenüberstehen. (14/333-340)

Beachtlich ist die Argumentationsstrategie, mit der der Interviewte sich von dem peinlichen Thema Juden wegzumanövrieren versucht und auf Minder-

heiten ganz allgemein zu sprechen kommt, wobei zugleich eine Übertragung stattfindet.

Auch die Ja/Aber-Konstruktion findet sich in Verbindung mit der Ablehnung der Juden:

Ich hab auch nix gegen Juden, aber warum die jetzt alle plötzlich in die BRD kommen, dat macht doch einen irgendwo stutzig, nee? (14/66-667)

Für manche(n) sind die Juden („der Jude“!) nach wie vor Anlaß zu mehr als aufgeregten Reaktionen und klischeehaften antisemitischen Assoziationen:

...wenn ich das (im Weltspiegel, S.J.) sehe mit Afrika,(...)mit, mit, mit, eh, Mogadischu, Somalia und so weiter, und so fort, eh, Israel zum Beispiel, der Jude auch, der Jude wird niemals eh, eh Ruhe geben. Der Jude wird immer der Zankapfel der Welt bleiben. Ehm, der kann in seinem eigenen Land keine Ruhe geben. Er kann es nicht, und er wird es auch nicht tun. Und das ist das, was ich einfach nicht begreifen kann und nicht begreifen will, aus nem einfachen Grunde, weil, ich finde, ehm, zum Beispiel meine Kinder interessieren sich auch nich mehr dafür, was damals war. (20/272-281)

Was vergangen ist, soll endlich vergangen sein! Zu beachten sind hier auch die festen Wendungen und die erstaunlichen rhetorischen Mittel: Der Jude wird niemals Ruhe geben. Er kann es nicht, und er wird es auch nicht tun. Er ist der Zankapfel der Welt! Solche Formulierungen schließen nahtlos an den Diskurs der (alten und neuen) Nazis an.

Aufrechnen von Schuld und Relativierung der Verbrechen des Dritten Reiches, die durchaus zugegeben, aber auf den „einen“ Mann Hitler abgewälzt werden, ist im gleichen Interview ebenfalls zu beobachten:

Was geht uns die ganze Geschichte an? Gar nix! Und so wars im zweiten Weltkrieg auch. Die sind diesem Affen, diesem Halbgescheiten hinterhergelaufen. Der Deutsche ist doch heute noch, eh, eh, eh, eh, nich gut angesehen in der Welt. (...) Deshalb, das läuft uns immer noch hinterher. Und das ist ja auch das, was uns der Jude nicht vergißt, verständlicherweise einerseits, andererseits sag ich mir, der soll die Klappe halten, soll erstmal Ordnung bringen in seinem eigenen Land. Wozu er ganz einfach nicht fähig ist. Denn da schlachten die Leute sich ja auch gegenseitig ab, gegen die Palästinenser usw. usf. Ja, finden Sie das richtig? Ich finde das nicht richtig. (20/435-449) *(40-jährige Taxifahrerin)*

Die Historikerdebatte läßt grüßen! Parallelen zeigen sich auch zu rechtsextremen Diskursen, die sich die „Bewältigung“ der Vergangenheit aufs Panier geschrieben haben.²³⁶

Nur in einem einzigen Interview werden Juden als Menschen anderen Glaubens und eines anderen Lebensstils kurz erwähnt. Dies geschieht, um anderen Einwanderern ebenfalls das Recht auf auf ein gewisses Anderssein zuzusprechen zu können:

²³⁶ Vgl. den Artikel von Gerd Klaus Kaltenbrunner „Bestimmt Hitler die Richtlinien der Politik?“ von 1987, in dem ganz ähnlich argumentiert wird.

Bei Juden zum Beispiel. Die haben auch en anderen Glauben und anderen Lebensstil. Warum soll ich den anderen das nicht auch zubilligen? Warum? (21/637-638)

Dabei ist die Frau, die hier spricht, keineswegs frei von rassistischen Vorstellungen. Doch ihr geht es auch um Toleranz in Glaubensfragen:

Ich kann ja jetzt nich en Mohammedaner zum Kat-Katholiken, oder Evangelisten machen, oder irgendwas. (21/624-625)

Auffällig ist insgesamt, und darin unterscheiden sich die Aussagen über Juden von denen über andere EinwanderInnen, daß die Juden insgesamt nicht so sehr unter den Kategorien abweichender Sitten und Gebräuche und von krimineller oder ökonomischer Bedrohung gesehen werden.²³⁷

Das „Stichwort“ Juden evoziert den rückwärtigen Blick auf das Dritte Reich, auch dann, wenn es um heute einwandernde Juden aus Rußland geht. So kann nicht ausgeschlossen werden, daß der heutige Antisemitismus eine andere Funktion hat als der Rassismus gegenüber EinwanderInnen: Juden bedrohen keine deutschen Besitzstände und keine deutschen Frauen, ja, sie sind im Grunde gar nicht vorhanden.²³⁸ Sie bedrohen aber das Selbstbild der Deutschen als Schatten der Vergangenheit, der in unsere deutsche Gegenwart hineinragt. So steht der Antisemitismus, der in unseren Interviews geäußert wird, sicherlich enger mit einem deutschen Nationalismus in Beziehung als mit dem alltäglichen Rassismus. Aber: Die Erwähnung von Juden richtet sich nicht allein gegen diese selbst, sondern gegen andere Einwanderer: Wenn es zu viele sind, sehen wir kommen (oder möchten wir sogar?), daß ihnen das gleiche Schicksal widerfährt wie den Juden im Dritten Reich.²³⁹

Es ist zu vermuten: Antisemitismus wird strategisch gegen EinwanderInnen eingesetzt, um die Folgen der Anwesenheit und weiterer Einwanderung generell drastisch an die Wand zu malen. Er erweist sich als Element rassistischer und nationalistischer Argumentationsstrategie.²⁴⁰

²³⁷ Vgl. dazu auch die Ergebnisse der Untersuchungen von Ruth Wodak zum Antisemitismus in Österreich. (Wodak u.a. 1990, S. 279ff.)

²³⁸ Zum Antisemitismus ohne Juden vgl. auch von Braun/Heid 1990.

²³⁹ Der überwiegende Teil der Interviewten, die sich antisemitisch äußern, lebt in Stadtvierteln mit einem großen Anteil an EinwanderInnen (7:2). Da nur 9 der Interviewten insgesamt in einem Stadtteil mit niedrigem EinwanderInnenanteil leben, läßt sich hier möglicherweise ein Zusammenhang sehen: Die Nähe von EinwanderInnen erweckt unmittelbare persönliche Bedrohungsgefühle, deren man sich mit teilweise aggressiven Gegenstrategien zu erwehren versucht.

²⁴⁰ Auffällig ist, daß keine(r) der Interviewten mit antisemitischen Einstellungen einen Schulabschluß aufzuweisen hat, der über den Hauptschulabschluß hinausginge. Das besagt zwar nicht sehr viel, weil davon auszugehen ist, daß antisemitische Einstellungen auf den Gymnasien bewußt tabuisiert worden sind. (Bergmann/Erb 1991, S. 75 konstatieren: Je höher der Bildungsabschluß, desto weniger Antisemitismus. Und: Wir haben es mit einem überkommenen ideologischen Komplex zu tun, der

Diskursanalytische Studien, die diese Vermutungen bestätigen könnten, stehen noch aus. Da unsere Themenbereiche den Antisemitismus nicht gezielt ansprachen, ist das erhobene Material noch zu schmal, als daß sie sichere Schlußfolgerungen erlaubten.²⁴¹ Die Tatsache aber, das sich trotzdem Antisemitismus zeigte und die Qualität, in der er sich zeigte, lassen den Schluß zu, daß Rassismus und Antisemitismus zumindest auch unterschiedliche Funktionen haben.²⁴²

4.1.7 Cinti und Roma

„Zigeuner“, so bezeichnet man in unseren Interviews im allgemeinen Angehörige der Cinti und Roma, werden in unserem Corpus von sechs Interviewten angesprochen, obwohl - mit einer Ausnahme - nicht eigens danach gefragt worden ist. Dies ist um so erstaunlicher, als - und das erinnert an den Antisemitismus ohne Juden - nach dem NS-Völkermord an den „Zigeunern“ nur noch etwa 40 000 Cinti und Roma in Deutschland leben.

Roma und Cinti werden in der folgenden Passage direkt mit Juden assoziiert. Unmittelbar nach einem Bericht über den Exodus bzw. die Vertreibung und Vernichtung der Juden heißt es unvermittelt bei einem älteren Ehepaar (Interview Nr. 3):

Frau: „So meine Tante G., wenn die ma Wäsche gewaschen hatten un die hing draußen un dann kamen da immer die Zigeuner durch, un dann hat se, ob dat ihr Kind war oder Fremde, die Kinder genommen un: „Kommt hierher!“ und dann ..

Mann: „Die Zigeuner kommen!“

Frau: „Die Zigeuner kommen!“ Tür zugeschlossen ..

Interviewer: **Und weshalb?**

Frau: Ja, die ham immer geklaut, die Zigeuner.

durch höhere Bildung stärker aufgelöst wird. (ebd. S. 82)) (Bergmann/Erb 1991 fragen nicht nach der Anwesenheit von Einwanderern in den Stadtvierteln.)

²⁴¹ Interessant ist aber, daß Antisemitismus in allen Altersgruppen vorkommt, eher weniger bei den über 60jährigen. Er kommt allerdings nicht vor in der Gruppe der 20-30jährigen.

²⁴² Im Rahmen einer umfassenden empirischen Untersuchung zum Antisemitismus im gegenwärtigen Deutschland (Alte BRD) auf der Grundlage von standardisierten Befragungen kommen Bergmann/Erb zu dem Ergebnis, daß der Antisemitismus zwar ein singuläres Phänomen darstelle, daß er aber auch „Teil einer allgemeinen xenophobischen Haltung (sei), die sich heute primär gegen die Arbeitsmigranten und Asylbewerber richtet.“ (Bergmann/Erb 1991, S. 206) Sie sehen auch, daß Antisemitismus sich nicht an ökonomischen, sozialen und Bedrohungsängsten festmacht. Auch halten sie es nicht für ausgeschlossen, „daß die in den 80er Jahren anwachsende Ausländerfeindlichkeit aus nationalistischen Motiven (?) auch wieder zu einer stärkeren Ablehnung der Juden führt“, obwohl diese insgesamt in den vergangenen Jahren eher abgenommen habe. (ebd. S. 299) Welche **Funktion** der Antisemitismus haben könnte, außer „zur (sog.) Bewältigung der Vergangenheit beizutragen“, wird damit jedoch nicht sichtbar.

Mann: Kinder geklaut sogar!

Frau: Und aber die Wäsche ham die ..

Mann: Die ham doch anscheinend die Kinder geklaut, nä?

Frau: Die auch! (Unverständlich) Die standen auf einmal in de Tür drin! Un da hatten die auch schon immer die Kopftücher auf, un die Kinder hier drin (Zeigt: Tragtuch) Da hat M. gesagt: „Nein, danke!“ Un dann hat se immer so getan, als ob dä Onkel G. dagewesen wä: Doch: „Komma schnell!“ Un dann sin die Frauen wieder abgehauen, nä!? Jaah!“ (3/759-774)

Das Ehepaar erzählt hier in einer Geschichte aus zweiter Hand von einem Ereignis, das längere Zeit zurückliegt. Durch eine Zwischenfrage will der Interviewer das Gespräch auf die aktuelle Situation bringen:

Interviewer: Ich meine, wo se das Thema gerade ansprechen. Das ist ja auch so durch die Presse gegangen mit den Sinti und Roma.

Mann: Jaja! Die sind ja auch ganz arm dran! Dat is ja jetz schon ..

Frau: Sin dat auch Zigeuner?

Interviewer: Was heißt „Zigeuner“? Die nennt man so! Das sind dieselben, das ist nur eine andere Bezeichnung.

Mann: Sicher, ich mein, die sind arm dran. Wie weit sind die schon verteilt in Deutschland? Ich mein, schon als Kinder ham wer die Zigeuner gehabt. Un das sin ja schon über sechzig Jahre. Un jetz auf einmal wolln se die abschieben. Un dat soll doch so teuer werden noch. Ich weiß nich, mit wieviel tausend sollen die abfinden, damit die da überhaupt rübergehen nach da.

Frau: Die hatten auch hübsche Kinder!

Mann: Ja auch! Un nette Frauenzimmer. Warum nich? Ich mein, jeder hat ja mal gern wat Schönes! (Lacht.) Jaah!!! (3/775-789)

Das Stereotyp „Die Zigeuner klauen (Kinder)“, bedrohen also unser Eigentum, ist offenbar ganz fest verankert. Gegen diese Bedrohung kann man sich nur mit Tricks und Täuschung wehren. Hauptkennzeichen der Frauen sind die Kopftücher (wie bei türkischen Frauen!). Die Korrektur des Interviewers, daß „Zigeuner“ Cinti und Roma sind, wird von der Frau mit Erstaunen zur Kenntnis genommen. Sie weiß (wohl aus der Presse) um Cinti und Roma, identifiziert sie aber zunächst nicht als „ihre Zigeuner“. Die Ablehnung der Bezeichnung „Zigeuner“ im öffentlichen Diskurs hat hier gewisse Früchte getragen, zugleich aber möglicherweise dazu geführt, daß die leidvolle Geschichte der Cinti und Roma, insbesondere deren Vernichtung im Dritten Reich, im Alltagsbewußtsein in Vergessenheit gerät. Der Mann bezieht sich dann ganz klar auf die derzeitige Situation der Cinti und Roma: Die sind arm dran. Er äußert durchaus Mitleid und begründet seine Haltung, daß diese nicht „abgeschoben“ werden dürfen, damit, daß sie ja schon lange „da“ seien. Über ihre Vernichtung im Dritten Reich wird aber kein Wort verloren. Wesentlich dafür ist ihm hier dagegen das Kostenproblem: „dat soll doch so teuer werden.“ Und wer soll das bezahlen? 8000 Mark sollte die NRW-„Rückkehrhilfe“ für Roma und Cinti- betragen, eine wahrlich geringe Summe, die sich der Staat die Lösung des Roma-und-Cinti-

*das is wohl schon mal vorgekommen. Also böse werden se dann und schimpfen, ne?
(18/357-410)*

Cinti und Roma sind also fremdländisch, dunkelhaarig und böse, wenn man ihnen nichts abgibt; sie stehlen und betteln, und sie flößen ganz allgemein Angst ein. Eine Erinnerung an die Vergangenheit stellt sich auch bei dieser Frau nicht ein.

Bedrohlich könnten die „Zigeuner“ werden, „wenn sie überhand nehmen“ und „man weiß ja nit, wat kommt, ne.“ (21/49-57) Aber der gute deutsche Mann weiß sich zu helfen:

Wenn sie uns belästigen, uns „auf den Wecker fallen“ erhalten sie Ohrfeigen, „aufn Kopf“. (21/69f.) „Denn ich würde mal sagen, wir habn so mit unserer Arbeit unsern bescheidenen Wohlstand erworben.“ (21/81f.)

Hier zeigt sich offen die Bereitschaft zu Tätlichkeiten, wie sie spätestens seit Saarlouis dann auch massenhaft vorgefallen sind und weiter vorfallen.

In diesem Interview, in dem an vielen Stellen das Betteln der Ausländer getadelt wird, was immer wieder auf Cinti und Roma verweist, wird aber auch der Völkermord an den Cinti und Roma angesprochen:

...wenn ich dat seh, wie die hier vorbeilaufen, mit Lederjacken und so, ne, versteh ich nicht, woher dat Geld kommt für die Jacken. Nur als Beispiel wohlgemerkt.

Iss auch nicht schön - dat macht ja auch nix. Wir sind damit groß geworden, wir hatten 1939 hier vorne Zigeunerlager x die wurden allerdings von x Adolf hinweggetan, und wir hatten damals nicht mal Schwierigkeiten, die haben nicht geklaut, gar nichts - weiß ich auch nich, wat da rechtens ist... (21/194-201)

Die Wendung „von Adolf **hinweggetan**“ macht Schauern, weil sie an die „saubere“ technische Durchführung des Genozids erinnert. Im Kontext der Umgangssprache des Ruhrgebiets wirkt diese Formulierung wie Gestein von einem anderen Stern. Daß die Verfolgung der Cinti und Roma, die größtenteils durchaus seßhaft waren, dazu beigetragen hat, daß diese zu „Zugvögeln“ (ebd.183) geworden sind, wird nicht einmal im entferntesten gesehen.

Der Völkermord an Cinti und Roma, durch den - wie Historiker schätzen - zwischen 250 000 und 500 000 Menschen umgekommen sind (Kreft 1991, S. 38), ist in allen anderen Interviews erfolgreich verdrängt. Während Antisemitismus aber in unseren Interviews in Gestalt von Drohungen gegenüber allen Einwanderern und Flüchtlingen eingesetzt wird, werden Cinti und Roma als besonders unerwünschte, weil bedrohliche, „unseren“ Reichtum mindernde Menschen gesehen und behandelt. Sie sind offenbar der besonders unerwünschte Prototyp „des“ „Ausländers“.

4.1.8 Wie man über „die Anderen“ spricht:

4.1.8.1 Vorbemerkung

Sind bis zu diesem Punkt die Inhalte, Themen und Einstellungen der Interviewten analysiert worden, die auftreten, wenn man über „die Anderen“ spricht, so soll jetzt untersucht werden, **wie** man über „die Anderen“ spricht, welcher Argumentationsstrukturen man sich bedient, welche „Bilder“ über „die Anderen“ produziert werden, insgesamt: mit welchen sprachlichen Mitteln man sie charakterisiert etc.

Rassistische Haltungen und Einstellungen werden i.R. nämlich nicht einfach und offen geäußert, sondern man bedient sich dazu vielfältiger Strategien, um nicht als RassistIn zu gelten; man äußert seine Ablehnung, seine Befürchtungen und auch seine Vorstellungen, wie das „Ausländerproblem“ zu lösen sei, oft versteckt und vorsichtig usw.

4.1.8.2 Argumentationsstrategien

In Verbindung mit rassistischen Aussagen werden oft mehr oder minder geschickte Redestrategien angewandt, mit denen man solche Aussagen etwas abmildern, umschreiben, leugnen, relativieren, nachträglich einschränken möchte usw. Sie finden sich auf allen Diskursebenen: Immer wieder hört man: Ich bin kein Rassist bzw. Ausländerfeind, wir sind keine rassistische bzw. ausländerfeindliche Gesellschaft. (Vgl. auch van Dijk 1987, 1991 und 1992a)²⁴⁵ Selbst das Wort Rassismus ist in der Bundesrepublik noch stark tabuisiert, „wenn es gegenüber Demokraten verwendet wird.“ Rassismus wird in aller Regel nur bei Angehörigen rechtsextremer Gruppierungen gesehen. Erst in der Zeit nach den pogromartigen Ausschreitungen in Verbindung mit der Asyldebatte im Herbst 1991 findet man das Wort „Rassismus“ wieder verbreiteter im öffentlichen Diskurs.²⁴⁶

²⁴⁵ Vgl. jetzt auch van Dijk 1992b. Hier diskutiert van Dijk die Leugnung von Rassismus auf allen Diskursebenen, die er in den letzten zehn Jahren untersucht hat. Die folgende Aufstellung von Strategien der Äußerung/Verleugnung von Rassismus nimmt die Ergebnisse van Dijks auf und differenziert sie weiter aus. Reeves (1983) spricht von „discursive deracialisation“, rassistischen Haltungen, die in nicht-rassistischer Terminologie einherkommen. Einen Überblick über die Forschung zu diesem Bereich gibt Billig 1991b, S. 123ff.

²⁴⁶ Ab Herbst 1991 tauchten immer wieder Stellungnahmen von Prominenten „gegen Rassismus“ in der Presse auf. Wie sehr das Wort „Rassismus“ aber vorher tabuisiert war, zeigte sich in einer Debatte des Schleswig-Holsteinischen Landtags, bei der der Fraktionsvorsitzende der SPD, Gert Börnsen, den CDU-Abgeordneten, die das Bundesverfassungsgerichtsurteil gegen das kommunale Wahlrecht für EinwandererInnen verteidigten, vorwarf: „Das ist im Kern ein Stück Rassismus.“ Diese Aussage rief eine heftige Kontroverse hervor, in deren Verlauf Börnsen geradezu gezwungen wurde, dieses Wort ungesagt zu machen. Der CDU-Vorsitzende Klaus Kribben nannte den Rassismus-Vorwurf „abwegig, beleidigend und verletzend.“ Andere sprachen von einer Diktion, die „unser gesamtes parlamentarisch-demokratisches Sy-

Rassistische Einstellungen offen zuzugeben, wird denn auch tunlichst vermieden. Mit den verwendeten Verharmlosungs- und Verdeckungsstrategien reagieren viele Menschen demnach auf die heute verbreitete soziale Norm, daß es unanständig und undemokratisch ist, rassistisch zu sein. Diese Norm ist historisch, sozial und situativ jedoch erheblichen Schwankungen unterworfen. Rassismus äußert sich je nach den Umständen mehr oder minder offen. Er kann auch durch bestimmte anerzogene Grundhaltungen („christliche Nächstenliebe“ etc.) überdeckt sein.

In unseren Interviews sind solche Redestrategien überaus häufig anzutreffen. Die bereits dargestellten negativen Bewertungen werden nicht selten strategisch abgemildert, durch positive Aussagen über EinwanderInnen „ausgewogen“ (s.o.). Oder man ist bemüht, trotz geäußerter „ausländerfeindlicher“ Haltungen, wie man fast durchweg zu sagen vorzieht, ein positives Bild der eigenen Person zu zeichnen, das Gesicht zu wahren usw. In unseren Interviews fanden sich nun die folgenden Redestrategien:²⁴⁷

1. Ja, aber - Strategie

Dies ist allgemein und auch in unserem Corpus die häufigste Strategie, rassistische Einstellungen zu verbrämen. Sie gehört zum rhetorischen Grundrepertoire aller rechtsextremen und faschistischen Ideologen wie etwa Schönhuber, Le Pen etc., sie ist aber auch wichtiger Bestandteil (strategischer) Alltagskommunikation. In 12 unserer Interviews wird über 40 mal davon Gebrauch gemacht; nicht selten taucht diese Redestrategie geradezu durchgängig auf.²⁴⁸

Das klassische Beispiel sieht folgendermaßen aus:

Ja, ich hab nichts direkt gegen Ausländer (Lachen), aber irgendwie, eh, ist es nicht so sehr schön, eh, von Ausländern umgeben, eh, zu wohnen; (1/29-31)

stem trifft“ und der CDU eine „geistige Verbindung zum Nationalsozialismus unterstellen“ wolle. Interessant hier die Begriffsdefinition eines CDU-Abgeordneten: „Der Begriff des *Rassismus* ist eindeutig als ein negatives moralisches Werturteil belegt, so daß, wenn es gegenüber Demokraten gebraucht wird, der Betreffende, der sich nicht dagegen wehrt, als politisch und moralisch disqualifiziert gilt. Es ist notwendig, diese für uns ungeheuerliche, beschwerende und in ihrer Wirkung auch beleidigende Äußerung zurückzunehmen, weil sonst ein gedeihliches Klima in diesem hohen Hause nicht möglich ist. ... Es gibt im sprachlichen Umgang Grenzen, die wir im Interesse unserer Demokratie einzuhalten haben. Dieser Vorwurf überschreitet das Zumutbare und Erträgliche.“ Vgl. die Protokolle der Landtagssitzungen vom 13., 14. und 27. November 1990.

²⁴⁷ Die folgenden Strategie-Typen tauchen ohne Ausnahme auch in den Untersuchungen van Dijks zum alltäglichen Rassismus in den Niederlanden und den USA auf, vgl. van Dijk 1987 und 1992b. Die zusammenfassende Untersuchung van Dijks über die Leugnung des Rassismus in den verschiedensten Diskurstypen zeigt aber, daß es für unterschiedliche Diskurse auch in unterschiedlicher Weise bevorzugte Redestrategien dieser Art gibt.

²⁴⁸ So z.B. 10mal in Interview 12: 162, 209, 276-77, 359-64, 446-450, 472-74, 495-99, 574, 675-77, 743-45. Ähnlich häufig wurde sie verwendet in Interview 1, 5 und 6.

2. Positive Selbstdarstellung

In ebensovielen Interviews (12) stellen sich die SprecherInnen jeweils mehrfach selbst möglichst positiv dar, als Demokraten, „Ausländerfreunde“, beliebt bei ausländischen Kollegen etc. Hier sticht Interview 3 mit achtmaliger positiver Selbstdarstellung hervor. Ein Beispiel, in dem sich der deutsche Arbeiter gleichsam als Engel der ausländischen Kollegen feiert, ist das folgende:

Ich hab .. dat is schon zehn Jahre her - auf de Kokerei mit vielen Ausländern da zusammengearbeitet (...) Die sachten da immer, Hein-Heinz, bleib du bei uns. Ich hab da Vorarbeiter gemacht teilweise (...) Hein bleib bei uns. (...) Ich hab mich sah gut mit denen verstanden. (...) Keine Probleme. (3/161-172)

Solche positiven Selbstdarstellungen tauchen bevorzugt dann auf, wenn harte Negativwertungen gefallen sind oder „vorbereitet“ werden.

3. Direkte Verleugnungsstrategien

Direkte Verleugnungsstrategien, die van Dijk insbesondere im Diskurs der Politiker feststellen konnte (van Dijk 1991b), sind im Alltagsdiskurs offensichtlich selten anzutreffen.

3.1. Ein Beispiel für **Handlungsverleugnung** (Das hab ich überhaupt nicht getan/gesagt) findet sich in Interview Nr. 12:

*Interviewter: Türken, die sich, öh, eh * assimiliert haben in die deutsche Gesellschaft, die sind halt - gehn auch um zehn Uhr schlafen und, ne also, weiß, was ich meine, leben halt mehr in Kleinfamilien ...**

Interviewfrage: Und genau die sind dir lieber?

*Interviewter: * Kann man besser mit umgehen, entspricht dem eigen Kulturkreis mehr, ne? Datt möcht ich ma sagen ...*

Interviewfrage: Also muß ne Anpassung stattfinden, von den Ausländern zu uns hin ...?

Interviewter: Hab ich nich gesacht, hab ich kein bißchen gesacht! (12/393-404)

3.2. Auch die **Strategie, angeblich mißverstanden worden zu sein** (Das hab ich nicht gemeint, ich bin mißverstanden worden), findet sich nur selten:

In Interview Nr. 1 wird durchweg eine sehr ablehnende Haltung gegenüber EinwanderInnen vertreten, und negative Bewertungen finden sich in großer Anzahl. Die Interviewte sagt direkt zu Beginn:

Die Wohnlage gefällt mir nicht so besonders, weil um mich herum sehr viele Ausländer wohnen; vor allen Dingen Türken (...) Mich stört das insofern die Mentalität der Ausländer eine total andere ist als die der Deutschen, vor allen Dingen geht es da um Sauberkeit (...) (1/2-8)

Auf die Frage, es müsse dieser Frau dann doch eigentlich gefallen, wenn die Regierung Programme für Ausländer gestrichen habe, antwortet sie:

Eh, Sie scheinen mich da nicht so ganz zu verstehen; ich bin ja nicht, eh, eh, insofern negativ gegen Ausländer eingestellt, indem ich sag, man soll nichts für Ausländer tun, eh, meine Gefühle Ausländern gegenüber sind eigentlich zwiespältig; ich mein, ich lehn sie

*nicht direkt ab, aber, eh, ich bin auch nicht der Mensch, der jetzt, eh, direkten Kontakt mit ihnen fördern würde oder, * ihnen gegenüber mich besonders verhalte, daß (ich) sie besonders gut mag. (1/314-324)*

Neben dem Hinweis auf ein angebliches Mißverständnis finden sich in dieser Passage weitere Strategien der Relativierung, so auch wieder die Ja-Aber-Strategie.

4. Verniedlichung (Es wohnen zwar zu viele hier, aber sie haben ja auch Geschäfte, in denen man einkaufen kann)

Auch diese Strategie ist für den Alltagsdiskurs offenbar nicht sehr typisch; sie tritt nur gelegentlich auf. Ein Beispiel:

Zunächst wird bedauert, daß das Warenangebot in türkischen Geschäften nicht gut sei. Dann heißt es auf die Frage, ob das denn auch an dem hohen Anteil der EinwanderInnen liege:

*Also, ich glaub schon, weil mittlerweile gibt's ja wirklich - äh - Einkaufsviertel in M. z.B. - äh - , wo da nur noch türkische Geschäfte sind, * und das ist natürlich ganz klar auf die Bevölkerung hier ausgelegt, ich meine, ich finde das nicht schlecht, z.B. gehe ich auch gerne bei türkischen Geschäften einkaufen, weiß ich, türkische Spezialitäten, so Eßsachen z.B., aber wie gesagt, jetzt so auf Modesachen ausgerichtet, oder - äh - weiß ich, Möbelgeschäfte oder so weiter, das hat dann alles hier'n bißchen, so so null-acht-fünfzehn-Ware, die halt billiger ist, ne? (6/101-114)*

5. Rechtfertigung (Sich z.B. auf angeblich objektive Tatsachen und Zwänge berufen.)

Solche Rechtfertigungen tauchen nicht selten auf, werden aber häufig durch Floskeln wie „meine ich, ich weiß es nicht so genau, wieder relativiert. In dem folgenden Beispiel ist Deutschland ein Land ohne Raum:

...das würde ich also eher begrüßen als daß die Leute alle in unser Land einfließen und alle hierher kommen, weil der Lebensraum hier so schon sehr eng war und also immer enger wird. (1/200-204)

6. Entschuldigung (Ich kann nichts dafür, es tut mir leid, aber es herrsch(t)en besondere Bedingungen. Die Zahl der EinwanderInnen ist einfach zu groß. Sie verhalten sich eben auch falsch, sind kriminell etc.)

*Das hielte ich also für wesentlich sinnvoller, als alle, mühselig und beladen, der Welt hier aufzunehmen, ne. Irgendwo is ja auch, denk ich ma, dat Schiff hinterher, eh, vonner Besiedlungsdichte her, eh, erschöpft, ne, denk ich mir. Auch ökologisch gesehen, wenn so viele Menschen aufeinander sitzen, da werden ja auch dadurch, eh, dichte Bebauung dann auch, äh, manifestieren sich ja Aggressionen je verdichtner, äh, verdichteter ich baue, desto, äh, eher besteht die Gefahr der Verslumung. Wir sehen ja so, eh, Agglomerationsräume wie New York auch, nech? Oder, eh, je höher ich bau, mit Menschen, die enger, eh *, desto enger ich die zusammenpferche, desto aggressiver wird dat ganze, ne. Un, da sind die Räume hier im Ruhrgebiet, denk ich ja auch, weitgehend * eh * sagen wer ma, vonne Infrastruktur her schon ausgereizt. (2/413-425)*

Zur Rechtfertigung der Ablehnung weiterer Einwanderung wird hier Argument an Argument gereiht, wobei der hier sprechende Oberstudienrat tief in die Kiste seines „Wissens“ greift: Von der angeblichen Übervölkerung (Das Boot ist voll!), über „humanökologische“ Gründe, städtebauliche Argumente

bis hin zu Konrad Lorenz Aggressionstheorie muß alles herhalten, was sich an vorgeblichen Fakten gegen das „Einfließen“ weiterer Einwanderer vorbringen läßt. Dieser Mann tut sich mit seiner Ablehnung deshalb besonders schwer, weil er als fortschrittlich, weltoffen und tolerant gelten möchte.

7. Umkehrung (Wir sind nicht (allein) schuld, sondern sie. Nicht wir sind Rassisten, sondern sie.)

Solche Strategien tauchen in sechs Interviews jeweils mehrfach auf. Beispiele:

Und ich habe mir sagen lassen, daß, eh, türkische Bewohner gesagt haben: Man lebt hier ja sehr gut, nur es dürften noch weniger Deutsche in diesem Gebiet wohnen; das wäre noch schöner, wenn wir Türken ganz unter uns wären. (1/52-56)

Also, dat is doch wirklich seltsam, die Ausländer untereinander - (Lachen) - haben noch mehr Haß aufeinander, wie die Deutschen bei den jeweiligen Ausländern. (11/251-253)

sieht man ja eben, daß es nicht nur an den Deutschen liegt. (14/335-336)

8. Sich hinter Autoritäten/Anderen/Systemen verstecken

In knapp der Hälfte der Interviews verschanzen sich die Interviewten hinter anderen Menschen, die sich negativ über EinwanderInnen und Flüchtlinge geäußert haben.

kann ich nur vom Hörensagen (behaupten). (5/391)

*Ich hab mir das erzählen lassen, ich kann das *äh* nicht selbst beurteilen. (18/243f.)*

Eine Spielart dieses Sich-Versteckens ist, sich selbst als negativ darzustellen, um seine negative Aussage über Andere zu legitimieren:

Ich fühl mich hier manchmal wie ne alte Spießerin, die sich über spielende Kinder aufregt und (...) Ausländer mit asozialem Pack gleichsetzt. (12/356-359)

9. Relativierung (Einerseits-andererseits. Ich lehne sie ja nicht direkt ab, aber andererseits; obwohl ... etc.)

Solche Relativierungen tauchen in mehr als der Hälfte unserer Interviews mehrfach auf.

Nö, nö, stört mich nicht. Solange mich keiner angreift oder belästigt. (21/567f.)

Tun Deutsche auch, aber ich glaub oder - auch nach dem, was mein Vater (unverständlich) is das eben bei Ausländern häufiger (...) (12/731-733)

In diesem Beispiel versteckt sich die Sprecherin zugleich hinter der Autorität ihres Vaters.²⁴⁹

²⁴⁹ Ein geradezu klassisches Beispiel für die Relativierung des Rassismus der Deutschen durch Verweis auf andere Länder enthält die Quick vom 13.2.1992 auf S. 28-31.

10. Sich hinter Unwissenheit zurückziehen.

Solche Vorbehalte sind relativ häufig. Sie tauchen in fast allen Interviews an vielen Stellen in Gestalt von „meine ich, ich weiß das nicht so genau, nehme aber an“ etc. auf.

Ja, das weiß ich nich, also ich hab Ihnen bloß gesagt, daß ich das annehme. (22/229f.)

Das Arsenal an Strategien, Rassismus zu verstecken, zu leugnen und zu relativieren, ist also enorm. Das erklärt sich wohl daraus, daß man gegen die Norm, daß es nicht anständig ist, rassistisch zu sein, nicht offen verstoßen möchte, daß man also das Gesicht wahren will etc. Die Alternative, tatsächlich auf rassistische Haltungen zu verzichten, stellt sich allerdings kaum jemandem. Zu bedenken ist allerdings, daß auch die Norm, gegen die man nicht verstoßen möchte, von den Interviewten ja internalisiert sein muß, so daß man auch davon ausgehen kann, daß sich die in den rassistischen Diskurs Verstrickten selbst in einer Situation des inneren Konflikts befinden. Diese Annahme, die besonders nachdrücklich von Billig unterstrichen wird (Billig 1991b, S. 127f.), enthält Hinweise für Ansatzpunkte antirassistischer Arbeit und antirassistisch wirksamer Gegenargumente.

4.1.8.3 Humanitäre Argumente zur Legitimierung von Rassismus: Die Türken unterdrücken ihre Frauen²⁵⁰

In 2/3 unserer Interviews haben wir im Zusammenhang mit rassistischen Einstellungen eine Argumentationsfigur gefunden, die uns auf den ersten Blick verwirrte, da sie eine recht widersprüchliche Struktur enthält. Ich gebe dazu zwei Textbeispiele:

*Mich stört das insofern, weil die Mentalität der Ausländer eine total andere ist als die der Deutschen, ** vor allen Dingen geht es da um Sauberkeit, um, **, was mich daran auch stört, die Diskriminierung der Frau, habe ich zumindest das Gefühl; wenn man die Leute paarweise, eh, sieht, ist es halt so, daß die Frau die schweren Taschen tragen muß, die Männer einige Meter hinter den Frauen laufen und ich hab eben das Gefühl, daß die Frau sehr wenig Freiheit genießt in diesen Ländern. (1/6-14)*

Diese Aussage stammt von einer 52-jährigen verheirateten Frau aus der Unterschicht, die in einem Wohngebiet mit einem hohem EinwanderInnenanteil lebt.

Also, daß ne Türkin nen Deutschen geheiratet hat, so was hört und sieht man hier wohl selten - weil, äh - meiner Ansicht nach doch die Frauen bei den Türken sehr äh - ja sehr unterdrückt noch sind. Und dementsprechend sorgt ja - sorgen d', die Väter und die Brüder noch dafür, wen die - wen die Tochter heiratet, und da wird schon darauf geachtet, meiner Meinung nach, und das sehe ich also auch hier in meinem Patientenkreis. (...) Äh, was es wohl häufiger gibt, daß äh - eben türkische Jungen sich

²⁵⁰ Diesen Abschnitt habe ich teilweise wörtlich dem Manuskript eines Vortrags entnommen, den Margret Jäger am 4.2.1992 in Tübingen gehalten hat. In ihrer Dissertation geht sie dieser Frage auf der Grundlage einer zusätzlichen Reihe von Interviews genauer nach.

*hier ne deutsche Frau äh - suchen, beziehungsweise - ne Freundin - ähm. Ja, ich weiß nicht, daß also - m - wenn also ich n Mädchen kennen würde, * also ich würde schon versuchen - äh - der klar zu machen, daß eben - doch ne andere Kultur ist, und dementsprechend sie sich das genau überlegen sollte, insbesondere eben - daß die türkischen Männer doch ne ganz andere Einstellung zu Frauen haben, und - äh - eben die, das Mädchen nicht damit rechnen darf, daß sie dann entsprechend gleichberechtigt ist, sondern doch immer - m - ne untergebene Rolle spielen wird wahrscheinlich. (14/397-416)*

Diese Passage entstammt dem Interview mit einem 31-jährigen Zahnarzt, der ebenfalls in einem Wohngebiet lebt, in dem viele EinwanderInnen zu Hause sind.

Hier wird ganz offensichtlich die mangelnde Gleichstellung der Frau bei ausländischen Mitbürgern zum Grund dafür gemacht, diese abzulehnen.

Doch so glatt, wie das auf den ersten Blick erscheint, ist die Sache auch wieder nicht. Beim zweiten Hinsehen zeigt sich, daß bei keinem der beiden Befragten eine Position vorliegt, die sich uneingeschränkt mit den Rechten der Frau identifiziert - auch und gerade, wenn wir berücksichtigen, ob die Vorbehalte gegenüber EinwanderInnen von einem Mann oder von einer Frau geäußert werden.

So präzisiert die Interviewte die von ihr so wahrgenommene Diskriminierung der Frau damit, daß diese immer die schweren Taschen zu tragen hätte. Das weist auf ein Verhältnis von Mann und Frau hin, dem sie offenbar anhängt, in dem der Mann sozusagen »der Kavalier« der Frau ist.

Auch den Zahnarzt interessieren ganz offensichtlich nur die deutschen Frauen bzw. Mädchen. Die angeblich so unterdrückten türkischen Frauen geraten nicht in sein Blickfeld. Aber die deutschen Frauen können auch nicht mit seiner Solidarität rechnen, wenn sie einen Türken heiraten. Sie hätten wissen müssen, was dann ihre (eingeschränkten) Rechte und Pflichten sind. Hier geht durchaus die Vorstellung mit ein, daß es schon richtig ist, daß der Mann bestimmt, was Frauen zu tun und zu lassen haben. Bei den Deutschen ist dies halt nur liberaler. Aber sollten Frauen diesen liberalen Raum verlassen, so stehen sie sozusagen in einem anderen Hoheitsgebiet.

Trotz dieser Einschränkungen, die darauf hinweisen, daß bei beiden SprecherInnen ein widersprüchliches Verhältnis zur Gleichstellung von Frauen und Männern vorliegt, darf der Grundtenor ihrer Aussage bei der Analyse nicht vernachlässigt werden. Hier geht eben auch ganz wesentlich mit ein, daß die Sprecherin bzw. der Sprecher demokratische Rechte von Frauen mit dem von ihr bzw. ihm so wahrgenommenen Verhalten türkischer Männer ins Verhältnis setzt und auf dieser Grundlage ihre bzw. seine negative Haltung begründet.

Hinzu kommt, daß wir die gleiche Argumentationsfigur auch sehr häufig in den Medien und im bundesdeutschen Blätterwald finden. Ein Beispiel dafür, das Aufsehen erregt und die Gemüter bewegt hat, ist das Buch und der Film

„Nicht ohne meine Tochter“ von Betty Mahmoody. Das Buch ist mittlerweile in die 36te Auflage gegangen, und es muß mit einer LeserInnenschaft von ca. 10-12 Millionen Menschen in der BRD gerechnet werden. Der gleichnamige Film war wochenlang in den Kinos ausverkauft.

Humanitäre Argumente in Verbindung mit rassistischen Einstellungen finden sich nun in unseren Interviews mehr oder weniger ausgeprägt. Dabei geht es aber nicht immer nur um das Verhältnis von Mann und Frau. Eine vergleichbare Argumentation liegt vor, wenn die in der Türkei noch geltende Todesstrafe als Zeichen unreifer Demokratie gewertet wird, weshalb die Bundesregierung die Türkei ächten solle und weshalb auch das Wahlrecht von EinwanderInnen abzulehnen sei. Oder: Israel hat die Palästinenser von ihrem Land vertrieben, deshalb sollen die Juden mal endlich Schluß machen mit ihrer Anklage der Deutschen. Auch hier werden mangelnde demokratische Rechte bemüht, um eine Ablehnung der Türken bzw. der Juden zu rechtfertigen.

Doch in den meisten Fällen ging es in unseren Interviews um Frauen, um das Verhältnis der Männer aus Minderheitengruppen zu ihren Frauen, die sie unterdrücken.

Es ist nun sicherlich auch von Bedeutung, ob die Kritik von einer Frau oder von einem Mann geäußert wird. Bei aller Vorläufigkeit, denn eine genaue Beschäftigung mit diesem Themenkomplex steht noch aus, vermuten wir folgendes:

Bei Frauen ist wohl eher davon auszugehen, daß hinter dem Einklagen von Gleichberechtigung bei anderen Bevölkerungsgruppen und deren Ablehnung aus diesem Grund sich zugleich „Rebellion“ und „Unterwerfung“ verbergen. Sie lehnen das von ihnen bzw. der Öffentlichkeit so konstruierte Verhältnis von Mann und Frau, wie es der Islam teilweise vorsieht, ab, weil sie befürchten, daß dies letztlich auch hier Schule machen könnte, was für sie einen Rückschritt bedeuten würde.

Hier sind sicherlich Einflüsse der Frauenbewegung der 60er/70er-Jahre auszumachen - zumindest, was die ideologische Ebene angeht. Indem sie die ungleiche Stellung von Männern und Frauen ablehnen, rebellieren Frauen dagegen, in eine ähnliche Position kommen zu können, bzw. gegen ihre ähnliche Position, in der sie sich möglicherweise realiter befinden. Dazu paßt auch, daß sich die Frauen in unseren Interviews viel heftiger und aggressiver gegenüber ihren eingewanderten Geschlechtsgenossinnen äußern und diese als faul, hinterlistig etc. charakterisieren. Für sie sind sie heimliche Verräterinnen.

Daß sie ihre Ablehnung bzw. Emanzipationsbestrebungen jedoch ausgerechnet an den Einwanderern und Flüchtlingen festmachen, das ist das **unterwerfende** Moment, das in ihren Aussagen liegt. Sie verlagern damit ein übergeordnetes Problem auf eine Gruppe, die sie von den Deutschen abgrenzen können und wollen. Indem sie dies tun, akzeptieren sie den Saxis-

mus der deutschen Gesellschaft und geben sich der Illusion hin, als sei dieser hier kein Problem mehr.

Dagegen verweist die gleiche Argumentation bei einem Mann eher darauf, daß er gegen den Verlust an Macht über Frauen klagt, sozusagen als unmittelbare Verminderung seiner eigenen Handlungskompetenz, indem er „neidisch“ auf die türkischen Männer schaut, die nach seiner sozialen Konstruktion noch über Macht über Frauen verfügen. Daß er dann dieses Verhältnis trotzdem ablehnt und nicht gutheißt, kann durchaus verschiedene Gründe haben. Einer könnte zum Beispiel sein, daß er sich mit seinem Machtverlust abgefunden hat und diesen nun auch von anderen Männern verlangt. Auch hier hätten wir es mit einer Spannung zwischen Rebellion und Anpassung zu tun, die jedoch anders gelagert ist.

Dies sind hier jedoch erste Interpretationsversuche, deren Berechtigung noch nachgegangen werden muß. Das halten wir auch deshalb für wichtig, weil wir die Feststellung gemacht haben, daß auch fortschrittliche Menschen, zum Beispiel aus der Frauenbewegung, nicht dagegen gefeit sind, zu solchen rassistischen Einstellungen zu kommen. Doch hier liegen möglicherweise wieder andere Motive vor.²⁵¹

4.1.8.4 Die Sprache der Interviewten

„Der Zweck der Mythen ist, die Welt unbeweglich zu machen.“ (Roland Barthes 1964, S. 147)

4.1.8.4.1 Vorbemerkung

Besonders die Syntax, aber auch der Wortschatz allgemein, trägt die typischen Merkmale der Umgangssprache im Ruhrgebiet, neben den üblichen Verkürzungen etc. gesprochener Sprache. Auf solche Merkmale wird im folgenden nur eingegangen, wenn sie für unser Thema von Wichtigkeit sind. So können, um ein Beispiel zu nennen, Versprecher, sprachlich markierte Verzögerungsphänomene, Häufungen von sog. Gesprächswörtern etc. darauf verweisen, daß die Interviewten im Hinblick auf Aussagen zu EinwanderInnen nicht so recht „mit der Sprache herauswollen“. Auf sprachlicher Mikroebene handelt es sich hierbei um sprechstrategische Phänomene, deren Untersuchung flankierende Aussagen zu den Haltungen gegenüber EinwanderInnen zulassen.

Im folgenden sollen jedoch die Kollektivsymbole, die verwendeten Bedeutungsfelder, die Pronominalstruktur, die Verwendung von Sprichwörtern

²⁵¹ Ob das Verhältnis zwischen eingewanderten Männern und Frauen, zwischen islamischen Männern und Frauen tatsächlich so ist, wie es die Deutschen vermuten, und wie diese Konstruktion zustande gekommen ist, steht hier übrigens nicht zur Debatte.

und Redewendungen, sog. Gesprächswörter und die Funktion der vielfach verwendeten narrativen Elemente besondere Aufmerksamkeit erfahren.

4.1.8.4.2 Kollektivsymbole

Unter Kollektivsymbolen versteht man Symbole als „kulturelle Stereotypen ..., die kollektiv tradiert und benutzt werden.“ (Drews, Gerhard, Link 1985, S.265) Jede Kultur besitzt „ein synchrones System von Kollektivsymbolen“. (ebd. S. 266) Kollektivsymbole sind Symbole „mit kollektiven Produzenten bzw. Rezipienten (insgesamt: mit kollektivem Träger)...“ (ebd. S. 267)

Der Interdiskurs²⁵² wird nun von diesem synchronen System kollektiver Symbole zusammengehalten, deren wichtigste Verkettungen Katachresen (Bildbrüche) sind. Das System von Kollektivsymbolen ist nach Jürgen Link „der kitt²⁵³ der gesellschaft. es suggeriert eine imaginäre gesellschaftliche und subjektive totalität für die phantasie. während wir in der realen gesellschaft und bei unserem realen subjekt nur sehr beschränkten durchblick haben, fühlen wir uns dank der symbolischen sinnbildungsgitter in unserer kultur stets zuhause. wir wissen nichts über krebs, aber wir verstehen sofort, inwiefern der terror krebs der gesellschaft ist ...“ (Link 1982, S. 11) Das System der Kollektivsymbole dient einerseits so dazu, die Widersprüche der gesellschaftlichen Wirklichkeit zuzudecken, ein harmonisches Bild der (immer gleichen, „normalen“) eigenen Welt zu erzeugen, jede auch noch so dramatische Veränderung symbolisch zu integrieren, deutlich zwischen „Normalität“ und „Abweichung“ zu unterscheiden usw. Andererseits können sie dazu dienen, diese Abweichungen von dieser Normalität symbolisch zu kodieren und zu überhöhen („Fluten von Einwanderern“). Sie tragen so dazu bei, Mythen (i.S. von Roland Barthes) im Massenbewußtsein zu verankern. (Barthes 1964)

Das heute in der BRD (und anderen westlichen Industrienationen) funktionierende System der Kollektivsymbolik stellt nun eine schematisch zweigeteilte, dualistisch nach Schwarz und Weiß, nach Freund und Feind, nach Innen und Außen, Oben und Unten, Rechts und Links entgegengesetzte Struktur dar, die durch verschiedene Kollektivsymbole repräsentiert werden kann: „So kann der Westen ... ein Flugzeug sein, das sich durch die Turbulenzen einer Wirtschaftskrise oder terroristischer Bedrohungen bewegt.“ (Link 1991b, S. 79) So bedeutet etwa die Mitte die Normalität, repräsentiert z.B. durch eine Aussage wie: Die Waage darf nicht zu weit nach rechts oder nach links ausschlagen. So bedeutet das Haus unsere Gesell-

²⁵² Zum Terminus Interdiskurs führt Link aus: „Aus den verschiedenen spezialdiskursen sammelt sich nun in den redeformen mit totalisierendem und integrierendem charakter (z.b. journalismus, z.b. populärwissenschaft und populärphilosophie...) ein stark selektives kulturelles allgemeinwissen, dessen gesamtheit hier *interdiskurs* genannt wird.“ (Link 1986, S. 5f.)

²⁵³ Die in diesem Zitat unterstrichenen Wörter sind nach Link Kollektivsymbole.

schaft, die durch Fluten, wilde Tiere, Krankheiten, die eingeschleppt werden, bedroht sein kann.²⁵⁴

Kollektivsymbole haben nun nicht allein diese Oberflächenfunktion von verstellender Vereinfachung und Groborientierung; zusammen mit den Kollektivsymbolen tauchen im Bewußtsein der Rezipienten weitere Bilder auf bis hin zu ganzen Szenarien. Heinrich Böll, der sicher etwas von der Wirkung von Bildern verstand, etwa schrieb: „Schon bei der bloßen Verwendung einer Nationalitätsbezeichnung tauchen Bilder auf, die wir meistens nicht einmal mehr kontrollieren und auch nicht mehr korrigieren können.“²⁵⁵ Gemeint sind „Bilder im Wortsinne ...: bestimmte Fotos etwa, oder Bildeinstellungen, oder Karikaturen, oder suggestive Formulierungen in Sprache...“ (Link 1991b, S. 73f.)

In unseren Interviews tauchen die so gefaßten Kollektivsymbole zu Hunderten auf, jedoch häufig in besonderer Weise. Während wir einerseits eine Fülle sehr plastischer Kollektivsymbole gefunden haben, wie etwa Schiff oder Boot in Verbindung mit Formulierungen wie „Das Boot ist voll!“, womit darauf verwiesen werden soll, daß wir keine neuen Einwanderer mehr aufnehmen sollten, finden sich vielfach blasse Formulierungen, die die Innen-Außen-Hier-Dort-Mitte-Rand Topik direkt ansprechen. Dem unterschiedlichen Gebrauch dieser Markierungen soll im folgenden genauer nachgegangen werden.

In allen Interviews tauchen ohne Ausnahme plastische Kollektivsymbole (etwa Boot, Schiff, Flut, Welle) auf sowie viele abstrakte, wenig plastische Bezüge auf das Schema der symbolischen Funktionsweise des Politischen (etwa hier-dort).²⁵⁶ Daneben gibt es gelegentlich Mischformen wie etwa „hier aufnehmen“, „bei uns einfließen“, wo zwar durch das Verb die Assoziation bewirkt wird, bei dem Hier handle es sich um ein Gefäß, einen Körper, unser Haus etc., ohne daß solche Bilder hier voll versprachlicht wären.

Sehr verbreitet ist die Fluß-Flut-Welle-Metaphorik:

Ich finde es im Grunde besser, wenn man Unterstützungen gibt, daß die Leute sich in ihren eigenen Ländern wohlfühlen und daß sie in ihrem eigenen Land, eh, Lebensbedingungen vorfinden, die, eh, so sind, daß man eben menschenwürdig, eh, dort wohnen kann. das würde ich also eher begrüßen als daß die Leute in unser Land

254 Vgl. dazu die verschiedenen theoretischen Ausführungen Links und seine konkreten Materialanalysen u.a. in der Zeitschrift kultuRRevolution. Einen Überblick findet man in Jäger 1991c.

255 Zitiert nach Link 1991b, S. 73.

256 Eine solche Unterscheidung wird bei Link nicht vorgenommen. Ihm geht es darum zu zeigen, wie das „Symbolfeld des Politischen“ durch konkrete Kollektivsymbole in Texten repräsentiert wird, insbesondere in der Sprache der Medien und der Literatur. Es dürfte eine Eigenart der gesprochenen Alltagssprache unserer Interviews sein, daß hier neben konkreten Kollektivsymbolen eine Vielzahl direkter und sehr abstrakter Markierungen dieses Symbolfeldes auftritt.

einfließen und alle hierher kommen, weil der Lebensraum halt so schon sehr eng war und also immer enger wird. (1/195-204)

Die Frau fühlt sich durch das „Einfließen“ der Fremden bedroht und beschwört ein Bild einer geradezu sintflutartigen Gefahr: unser Lebensraum (!) wird überschwemmt, die Wasser steigen, so daß es für uns immer enger wird und wir Gefahr laufen, in der Flut zu ertrinken.²⁵⁷

Auch die Schiffsmetaphorik wird verwendet. So zum Beispiel in folgender Passage:

...nein, da wär es anner - an unserer Regierung auch ne weitsichtige Investitionspolitik zu machen, auf Sri Lanka oder inner Dritten Welt. Un da hielt ich et für sehr sinnvoller, manche Produktionsstätten aus ökologischen Gründen schon hier noch mehr Schwerindustrie rein, oder Automobilindustrie; Umweltverschmutzer. Manche Investition auch dort zu machen, auf Sri Lanka oder inner Dritten Welt, um den Leuten dort Arbeitsplätze zu schaffen, ja. Das hielte ich also für wesentlich sinnvoller, als alle, mühselig und beladen, der Welt hier aufzunehmen, ne. Irgendwo is ja auch, denk ich ma, dat Schiff hinterher, eh, vonner Besiedlungsdichte her, eh, erschöpft, ne, denk ich mir. (2/407-417)

Dieser Oberstudienrat hat sich schon so sein Weltbild zurechtgelegt: Den Dreck raus halten, Umweltverschmutzung nicht hier, sondern bitte in der Dritten Welt. Dreck zu Dreck! Denn „unser Schiff“ ist eh „erschöpft“; ein merkwürdiges Bild im übrigen. Er meint wohl: vollgeschöpft, findet das Wort nicht (s. die vorangegangene Pause) und verfällt auf eine semantische Kontamination, die Überfülle mit Erschöpfung in eins assoziiert. Hier taucht ein Weltszenario auf, das ein sauberes Deutschland enthält und sich jeder christlichen Nächstenliebe gegenüber den „Wirtschaftsflüchtlingen“ (Z. 406) zu enthalten habe: Die Mühseligen und Beladenen zu erquicken kann nicht „unsere“ Aufgabe sein (vgl. Matthäus 11, Vers 28), denn dann droht die Gefahr, daß es untergeht. So konnte ja schließlich auch die Arche Noah nur von jeder Tierart ein Pärchen aufnehmen, wenn man die Sintflut überstehen wollte.²⁵⁸

Daß ein Schiff von der Besiedlungsdichte her erschöpft sein kann, verweist zudem darauf, wie sich im Bewußtsein des Sprechers Bilder katachretisch verknüpfen. So läßt sich das imaginierte Weltbild trotz aller Widersprüche zusammenhalten.²⁵⁹

Die Flut, die „uns“ bedroht, „unser“ Schiff gefährdet, soll zudem bereits weit weg von uns eingedämmt werden: in den Herkunftsländern der Flüchtlinge.

²⁵⁷ Die Flut- und Flußmetaphorik taucht in einer Reihe weiterer Interviews ebenfalls auf: vgl. z.B. 2/343, 345, 377: 4/88, 196.

²⁵⁸ Vgl. dazu auch die verbreitete Schiffsmetaphorik in Karikaturen, die häufig auch die Anspielung auf die Arche Noah enthalten.

²⁵⁹ Hier wird Jürgen Links These von den katachretisch mäandernden Kollektivsymbolen und deren Funktion für den Zusammenhalt imaginerter Weltbilder auch für den Alltagsdiskurs nachhaltig bestätigt.

Auch muß das deutsche Schiff flott bleiben:

Wenn se die reinlassen in der Masse, dann sind wer nachher genau so aufem Trockenem wie die. Dat bleibt nich aus! Ich weiß ja nich, wieviel wir hier noch aufnehmen können. (3/922-924)

Hier zeigt sich die Angst, „unser Schiff“ könnte stranden, wenn wir noch weitere „Millionen“ hineinlassen. Das Szenario assoziiert aber auch die Wüste, in der „die anderen“ leben und die „uns“ auch droht, wenn die Anderen massenhaft hierherkommen: Wenige Zeilen vorher hieß es in einer Kritik an der päpstlichen Bevölkerungspolitik:

„Dä will ja, dat se sich noch mehr wie Sand am Meer ... Aber ma muß doch aufem Boden bleiben.“ (3/912-913)

Sandmassen bedrohen „uns“, entweder als Sandbänke, auf denen unser Schiff stranden kann, als Wüsten, in denen wir verdursten, oder als Ballast, der unser Schiff zum Sinken bringt. Das Bild von der Wüste und dem uns bedrohenden Sand gehört offenbar zum festen Bestandteil des Weltbildes dieses Bergmanns, der auch seinen Stollen gegen die hereinbrechenden Massen von Sand, Stein und Geröll absichern mußte. Die Redewendung, „man müsse auf dem Boden bleiben“, führt ein zusätzliches Bild katachretisch hinzu: Die Stabilität muß gewahrt bleiben.

In Verbindung mit dem drohenden Golfkrieg wird das Bild nun noch erheblich um Wolken und Feuer und Sandstürme erweitert:

wenn dat da wirklich zum Knallen kommt, dann wird dat schon wat geben. Hundertdreißig Tage ham wa noch Ölvorrat. Un wenn dat da wirklich zum Knallen kommt, dann gnade uns Gott! Wenn dä wirklich da die ganzen Ölfelder ansteckt, wie ä sachte, nä, denn dat kriecht man ja nich me gelöscht, dat Feuer. Dann verbrennt ja alles! Dann kommen die Wolken, die Wolken, die kommen bis hier rüber. Bestimmt! ... Damals, wie der große Sandstuem, wa!? Da ham wer ja auch den Sand hier rübergekriecht, und wenn da solche Wolken - solche Ölfelder brennen, dann kriegen wir den Dreck auch noch ab. (3/644-654)

Abstrakte Symbole und Pragma-Symbole, also solche Bilder, die direkten Realbezug haben, verbinden sich hier zu einem Szenario apokalyptischen Ausmaßes. Die Bedrohlichkeit des Außen wird als real imaginiert: Sand, Feuer und Finsternis bedrohen unsere heile Welt und drohen sie zu vernichten. Daß dies kein Hirngespinnst ist, belegt der Mann durch den Verweis auf den realen Wüstensand, der vor einigen Jahren tatsächlich unsere schönen Autos mit Staub befleckt hat.

Bevorzugt treten EinwanderInnen und Flüchtlinge auch in Massen oder auch als „Menschenmaterial“ und „in Rudeln“ auf:

Is schon ne ganze Masse, wat se da reingeschleppt haben“ (3/322-324)

Dat is ja unheimlich, wie die da mit dem ganzen Menschenmaterial kein Ende haben. (3/328-329)

*was für uns Deutsche natürlich n bißchen ungewöhnlich is, daß die in größeren Mengen *äh* zusammen auftreten, ich sage immer hier „in Rudeln auftreten“. (18/99-102)*

Die Flüchtlinge als Individuen verschwinden in der gesichtslosen Masse oder in Ghettos:

Die typische türkische Mutter (...) bleibt von daher irgendwie in nem türkischen Ghetto innerhalb von nem - äh, falsch in nem türkischen Vakuum innerhalb der deutschen Gesellschaft. (16/237-245)

Das Ghetto - das die Sprecherin nicht genannt haben will, offenbar weil sie damit die Ghettos der Juden assoziiert - ist aus der Sicht der Deutschen interessanterweise ein Vakuum, leer, nicht gefüllt, weil leer von Deutschen, eventuell auch ein bedrohliches Loch im eigenen Gesellschaftskörper.

Andere Kollektivsymbole sind z.B. „Deutschland als Angelhaken“ (1/193)²⁶⁰, „wasserdichtes (Asyl)Verfahren“ (2/405), „die Menschen sitzen aufeinander“ (2/418), „die Räume sind ausgereizt“ (2/424ff.), das „Kopftuch“ (mehrfach als Pragmasymbol für die türkische Kultur, unter dem es gelegentlich von Läusen wimmelt (3/219)), „unser geregelter Ablauf“ (3/717), das „Gefälle“ (Wohlstandsgefälle), das „Netz, durch dessen Maschen man fällt“ (6/450), das „gemachte Nest“ (6/293), „Barrieren“ (9/221), „Bayrisches Hofbräuhaus“ (für Deutschland) (9/558), der „Brennpunkt“ (9/753), die „Zwitterstellung“ (10/457), der „Hut, unter den man alles kriegt“ (10/81), der „Kulturkreis“ (12/399), die „Waage“ (16/121ff.), aus dem „Lot“ sein (16/655ff.), Deutschland „platzt aus den Nähten“ (17/88-899), die „Völkerwanderung“ (18/288), der „Himmel auf Erden“ (18/228), der „Zankapfel“ (20/275), „Zugvögel“ (21/182) usw. usw.

Blasse Formen von Kollektivsymbolen, z.B. solche, bei denen nur noch das Verb eine Metapher impliziert, ohne daß diese selbst versprachlicht wäre, treten z.B. auf in:

ist es nicht mehr möglich, daß man noch mehr Ausländer aufnimmt. (204-206)

Also, dat echte Asylanten - politisch verfolgte - durchkommen... (2/405f.)

Flüchtlinge dringen in einen Raum ein, der aber nicht genauer bestimmt wird. Es ist „unser“ Lebensraum, in den sie eindringen.

Die Topik verdünnt sich nicht selten zu knappen Ortsadverbien und vagen Richtungsangaben:

die Ausländer können sich hier, auch wenn sie es vielleicht wollen, schlecht integrieren (1/103-105)

und daß sich die Lebensbedingungen dort verbessern. (1/209)

*Die meisten Politiker wollen die Ausländer lieber rein als raus **, lieber raus als rein, Entschuldigung. (1/297-298)*

Meine ursprüngliche Vermutung, daß die Verwendung plastischer und wohl ausgeführter Kollektivsymbol(systeme) besonders bei Leuten mit Abitur und akademischer Ausbildung sowie „gehobener“ Zeitungslektüre anzutreffen

²⁶⁰ Hier hat im übrigen ein Perspektivenwechsel stattgefunden: Aus dem fremden (uns bedrohenden) System heraus werfen die Einwanderer ihre Rettungsangeln über uns aus.

sei, während alle anderen eher blasse Topoi zur Orientierung im System der politischen Symbolik verwenden, bestätigte sich nicht.

Da Kollektivsymbole ein bevorzugtes Mittel des Mediendiskurses sind, können wir davon ausgehen, daß ihr so häufiges Auftreten im Alltagsdiskurs auf die intensive Einwirkung des Mediendiskurses zurückzuführen ist. „Tendenziell gilt heute“, so schreibt Jürgen Link, „daß keine politische Aussage mediengerecht ist, wenn sie nicht symbolisch kodiert ist.“ (Link 1991b, S. 77) Als besonders stark schätzt auch van Dijk den Einfluß des Mediendiskurses auf das Alltagsbewußtsein ein. (van Dijk 1991, S. 40f.) Da zudem die Affinität des hier untersuchten Alltagsdiskurses zum Mediendiskurs auch in anderen Zusammenhängen aufgezeigt werden konnte, kann wohl mit einigem Recht behauptet werden, daß die Kollektivsymbolik der Medien in den Alltagsdiskurs penetriert, oder umgekehrt und allgemeiner: Auch anhand der Untersuchung der Kollektivsymbolik erweist sich der Einfluß der Presse.

Eine ähnliche Funktion wie die Kollektivsymbole haben auch Gegenüberstellungen wie „wir“- „die anderen“, „unser“- „ihr“, da auch sie der Aus- und Abgrenzung des Anderen dienen.

4.1.8.4.3 Bedeutungsfelder

Als Bedeutungsfelder fasse ich Gruppen von Wörtern, die bestimmte Lebens-, Sozial-, Natur- etc. -bereiche ansprechen. Ich meine damit nicht sprachliche Felder im Sinne Jost Triers, der davon ausgeht, daß sich sprachliche Inhalte wechselseitig begrenzen etc. (Trier 1931). Mich interessiert mehr die Vorstellung von Wirklichkeit, die die Leute im Kopf haben, als die lexikalischen Mittel, die sie dazu benötigen.²⁶¹ Daher gehe ich von der Bedeutung der Wörter im jeweils aktualisierten sprachlichen Kontext aus, als Voraussetzung dazu, ihre für die Sprechenden jeweilig konkrete Bedeutung zu ermitteln. Auf dieser Grundlage haben wir die Wörter „Wirklichkeitsbereichen“ zuzuordnen versucht.²⁶² Auf diesem Wege wollten wir ermitteln, was für die von uns interviewten Leute wichtig ist und um was sich ihr Denken und Trachten bewegt.

Eine zusammenfassende Analyse der Bedeutungsfelder aller Interviews kann nur grobe Hinweise darauf geben, wo die Themen- und Interessenschwerpunkte aller Interviewten liegen. Gleichwohl möchte ich darauf nicht verzichten, weil diese, wenn auch grobe Analyse, Schlußfolgerungen für die

²⁶¹ Das ist nicht abbildtheoretisch zu verstehen, sondern diskurstheoretisch. Vgl. dazu die Überlegungen von Link 1992.

²⁶² Eine Auseinandersetzung mit der Lehre vom sprachlichen Feld halten wir an dieser Stelle nicht für erforderlich. Vgl. dazu aus der Sicht der inhaltsbezogenen Sprachwissenschaft Hoberg 1970.

Beschaffenheit des „sozialen Blicks auf und die Vorstellung von Wirklichkeit“ zuläßt.

Beachtet werden muß bei diesem Bemühen jedoch auch, daß den Interviewten bestimmte „Gegenstände“ angeboten worden sind. Ich erinnere deshalb an die in den Interviews von den InterviewerInnen angesprochenen Themen:

- Nachbarn, Nachbarschaft, Stadt
- „Ausländer“, falls die Interviewten nicht von sich aus darauf zu sprechen kommen
- Geschehen und Erlebnisse in Parks, öffentlichen Verkehrsmitteln, Geschäften
- Arbeit, Beruf
- Schule (falls die Interviewten schulpflichtige Kinder haben)
- Quellen des Wissens (Medien, Bekannte, eigene Erfahrungen)
- Situation der Frau
- Vereinigung Deutschlands/Öffnung des Ostens
- Europäischer Markt und Abschottung nach außen

Die Bedeutungsfelder in unseren Interviews sind in der Reihenfolge ihres Umfangs die folgenden:²⁶³

- Wohnen, Wohnumfeld, Nachbarschaft (ca. 600)
- (andere) Kultur, Sitten, Gebräuche ca. 500)
- Familie, Verwandtschaft: ca. 450
- Nationen/Nationalitäten (ca. 400)
- Orte, Städte ca. 400
- Arbeit, Beruf ca. 350
- Zeit, Zeitbezüge: ca. 320
- Politik, Wirtschaft ca. 270
- Verkehr ca. 200
- Gemüt, „Mentalität“, Gefühl, Verstand ca. 200
- Nation, Heimat ca. 170
- Medien ca. 150
- Geld, Wohlstand ca. 150
- Krieg, Bedrohung durch andere Staaten ca. 120
- Natur, Tiere ca. 120
- Institutionen ca. 80
- Geschäfte ca. 60

²⁶³ Eine Computerauswertung war hier nicht möglich, da die Wortbedeutungen im jeweiligen Kontext definiert werden. Das Verfahren, die aktuellen Bedeutungen zu codieren und maschinell auszuwerten, wurde erwogen, aber wegen des riesigen Aufwandes an Arbeitszeit und eines sich in Grenzen haltenden Ertrags wurde darauf verzichtet. Die folgenden Angaben sind daher relativ grob. Sie stützen sich auf 15 100%ige Auswertungen „von Hand“, für den Rest der Interviews wurden i.R. nur alle 10 Zeilen Stichproben genommen. Auch die Verben und Adjektive sind nach diesem Verfahren ausgewertet worden. Ihre Analyse wird hier nicht eigens angeführt, weil sie im Vergleich zur Analyse der Substantive keine neuen Erkenntnisse zu Tage gefördert hat.

- Körperteile ca. 50

Diese groben Bedeutungsfelder spiegeln die Themenvorgabe in den wesentlichen Bereichen.

Auffällig ist, wie oft Zeit und Zeitbezüge angesprochen werden, zumal keiner der „Impulse“ darauf abzielte. Dies verweist auf die vielen historischen Bezüge, die vorgenommen worden sind, auf „den Blick zurück“. Der Blick auf die Vergangenheit, auch die des Dritten Reiches, spielt doch eine erhebliche Rolle. Daneben gibt der Umfang dieses Bedeutungsfeldes auch einen Hinweis darauf, wie wichtig in unserer kapitalistischen „Industriekultur“ zeitliche Begrenzungen, Vergleiche etc. sind. Dabei ist auch die disziplinierende Funktion der (sozial erzeugten) Zeit mit dem Resultat einer sozusagen „inneren Zeitdisziplin“ zu beachten.

Auch die Verweise auf Gemüt, „Mentalität“, Gefühl und Verstand sind relativ häufig. Die Interviewten beschäftigt die Basis von Denken und Fühlen erheblich. Möglicherweise spiegelt sich hier das, was Etienne Balibar „das Begehren nach Erkenntnis“ genannt hat, die er den Menschen unterstellt, den Versuch also, sich in der Wirklichkeit zu orientieren, darüber zu philosophieren, wie menschliches Wissen, menschliches Verhalten etc. sich ereignen. (Balibar 1989, S. 369f.)

Das Denken kreist zudem stark um Besitz und Wohlstand, die Sicherheit der eigenen Existenz. Auch Natur und Tiere beschäftigen viele der Interviewten.

Überraschend ist die große Zahl der angesprochenen Nationen (s. auch dort) und die Häufigkeit der Erwähnung von bestimmten Nationen insgesamt. Das Außen wird offenbar sehr aufmerksam, wenn auch selektiv, zur Kenntnis genommen. Ebenso das Innen: Wohnen, Wohngebiet, Nachbarschaft, (Nah-)Verkehr, Familie, Verwandtschaft, der Ort, die Stadt, in der man lebt, sowie Arbeit und Beruf. Auch hier spiegelt sich eine Außen-Innen-Polarisierung, die anhand anderer sprachlicher Aspekte bereits konstatiert werden konnte.

4.1.8.4.4 Der Gebrauch der Pronomina

Pronomina dienen dazu, das Ich von dem Anderen, „uns“ von „denen“, die nicht zu uns gehören, das, was mir gehört und mir zusteht, von dem, was anderen gehört und zusteht, abzugrenzen und zu unterscheiden, ohne daß die gemeinten Personen direkt „beim Namen genannt“ werden. Sie stehen „für“ etwas. Ich beziehe mich hier zunächst auf die Darstellung der „Anderen“ und des „Ich, Wir“ als Gegensatz, gehe aber auch auf Unterscheidungen innerhalb des „Wir“ ein.

Interessant sind hier besonders die Darstellungen der Deutschen und der EinwandererInnen als Nationalitäten. Wenn von einzelnen Menschen die Rede ist, zeigen sich keine Auffälligkeiten. Da die Interviewten sehr viel aus

eigener Erfahrung (ich, wir) oder doch fast immer ganz konkret berichten, tauchen verallgemeinernde Pronomina relativ selten auf, wenn aber, dann in besonders aufschlußreicher Weise.²⁶⁴

Das deutsche Volk wird den EinwanderInnen etwa folgendermaßen gegenübergestellt:

Ja, ich meine, wir sind ja selber schuld. Wir ham die ja hier reingeholt. Die sind ja nicht von alleine gekommen. (3/245f.)

Der Sprecher identifiziert sich mit den Deutschen, obwohl ihn ja keiner gefragt hat, ob er „Gastarbeiter“ geholt haben möchte oder gar selbst holen wollte. Die Einwanderinnen sind „die“ als amorphe Masse.

Aber es gibt auch Distanzierungen zu diesem „Wir“ in Gestalt eines „Sie“. Vgl.:

Is schon ne ganze Masse, wat se da reingeschleppt haben! (3/322f.)

Der Interviewte verweist auf die Politiker, die er hier nicht als Teil des Wir versteht. Er äußert Unzufriedenheit mit der Politik, während oben Zustimmung, Identifikation signalisiert wird. Dabei handelt es sich um den gleichen Vorgang: Die Anwerbung von „Gastarbeitern“. Während er oben meint, das Problem sei unser aller Schuld, wälzt er hier die Verantwortung auf die Politik ab. Die Aussage ist hier auch viel schärfer: oben war von „die“ die Rede, hier von einer „Masse, die reingeschleppt wurde“. Neben allgemeiner Identifikation zeigt sich spezielle Abgrenzung gegenüber den Politikern.

Aber die Abgrenzung gegenüber den Politikern wird nicht lange durchgehalten. Unmittelbar folgend, heißt es im gleichen Interview, und hier geht es nicht mehr um „Gastarbeiter“, sondern um Asylbewerber:

Dat is ja nu - hier ham wer ja nun noch Glück, nich? Wenn dat nun alles, vom Libanon und wo die alle herkommen. Da kann man ja hier anundfüsich ganz froh sein! (3/323-325)

Tauchen größere „fremde Massen von weither“ auf (Asylbewerber) (= „dat alles“) (Libanon, Orient), sieht der Interviewte Deutschland bedroht, mit dem er sich als „wir“ sofort wieder identifiziert. In „man“ bezieht er sich weiter als Person in die (deutsche) Allgemeinheit ein.

Hier zeigt sich die unterschiedliche Wahrnehmung von Asylbewerbern und Gastarbeitern, die man ja geholt hat, während die anderen kommen und „scheinheilig“ um Asyl bitten. So heißt es etwa 3/432ff.:

Aber dat kann man ja gar nich mehr überprüfen, wenn welche vom Libanon kommen und von wo die herkommen. Wie will man denn da überprüfen, ob der wirklich politisch verfolgt is oder ob der nur hierhegekommen is, um zu arbeiten und Geld zu verdienen, wo der dann in einigen Jahren wieder zurückgeht. (3/432-436)

²⁶⁴ Ich gehe im folgenden zunächst von einem Interview aus, weil die Besonderheiten des Pronominalgebrauchs in größeren Kontexten besser verdeutlicht werden können als durch Einzelbeispiele. Im weiteren werde ich dann auch die anderen Interviews einbeziehen.

Interessant ist hier, daß die Asylbewerber hier als Einzelpersonen wahrgenommen werden: „der“, nachdem sie unmittelbar zuvor im Plural als „welche“, „die alle“ bezeichnet worden sind. Der Einzelne verschwindet hier in der großen Masse.

Auffällig ist das Springen zwischen Allaussagen und den Einzelfallbeispielen, mit denen die Allaussagen erhärtet werden sollen. Das ist eine spezifische Form der Beweisführung, die aus den Medien (vgl. die Bildzeitung) hinreichend bekannt ist (Kasuistik).

Die Identifikation mit dem allgemeinen deutschen „Wir“ wird auch bei der Rede über den drohenden Golfkrieg deutlich. Obwohl der Interviewte kein Öl braucht und nicht Auto fährt, meint er:

... wenn dat da wirklich zum Knallen kommt, dann wird dat schon wat geben. Hundertdreißig Tage ham wa noch Ölvorrat. ... Wenn dä wirklich da die ganzen Ölfelder ansteckt, wenn ä dat wirklich macht, wie ä sachte, nä, denn dat kriecht man ja nich me gelöscht, dat Feuer. Dann verbrennt ja alles! Dann kommen die Wolken, die Wolken, die kommen bis hier rüber. Bestimmt! (3/644-650)

Die Wolken werden den Mann zwar auch persönlich beeinträchtigen, fürchtet er, und er erinnert sich an den großen Sandsturm, der den Wüstensand bis „zu uns“ brachte. (s. auch Kollektivsymbole). Aufgebracht konstatiert er wenig später:

Das Schlimme is ja nun, dat wir - dä is ja fanatisch, abe wie gesach, warum dä so haart is... (3/656-657)

Der Mann sieht also insbesondere die Bedrohung von „uns“.²⁶⁵

Das verallgemeinernde deutsche „Wir“ bezieht sich auch auf die (alte) Bundesrepublik. Zu den Folgen der „Vereinigung“ meint er:

Bezahlen müssen wir den Spaß! Ob dä Kohl jetz uns versprochen hat, daß das ohne Steuern und alles abgeht ... (3/546-548)

Oder:

Ich fürchte, dat wir noch drankommen. (3/550)

Wie diffus die Sicht von verallgemeinerndem und persönlichem Wir ist, geht aus der folgenden Passage hervor:

Und wenn das Wirklichkeit is, eh, das könn we ja nich - we kenn ja die Geschichte nich. (3/664-665)

„Er“ kennt die Geschichte nicht und spricht trotzdem von „wir“. „Die“ Deutschen kann er damit nicht gemeint haben, aber wen dann?

In der folgenden Passage ist dagegen völlig klar, daß er „die“ Deutschen meint, mit denen er sich identifiziert und deren „Jungs“ marschieren müssen:

²⁶⁵ Vgl. auch Zeile 3/876-880, wo der Interviewte, ein »kleiner« Rentner, um „unsere“ Millionen bangt, die man nicht (an die Einwanderer) verschleudern soll.

Ja, un die Türkei is ja auch dadran. Un dadurch hängen we ja da mit drin! Wenn dä die Türkei irgendwie anpackt - we sind ja Nato-Verbündete - dann müssen wir ja auch da mitmarschieren. Un dat is für unsere Jungs - man weiß et ja nich - ja nich so schlimm. (3/671-674)

Von dem „wir“ unterscheidet er aber weiterhin die Politiker:

... dann bleibt uns ga nix anderes übrig. Da brauchen die keine Gesetzesänderung für machen. ... dat we da mithelfen müssen. ... dann sim wer mit drin. (3/687-693)

Mit dem „Wir“ grenzt der Mann auch die Männer von den Frauen ab:

Frauen ham da noch was, was wir nich haben. (3/808 passim)

Er (sein männliches Ich) plustert sich als Saubermann gegenüber seiner Frau auf. (3/858-873)

Es gibt also

- das persönliche „Wir“ (Ich, Du etc.),
- das „wir“, mit dem die Männer sich von den Frauen abgrenzen,
- das verallgemeinernde „Wir“ = Deutschland,
- und das die Ex-DDR ausschließende „Wir“ = Deutschland.

zu dem „Se“, die Politiker, noch einmal abgegrenzt werden.

Alle diese „Wir“ stehen den Anderen (die, dä etc.) gegenüber. Anders: Neben dem persönlich sozialen Zusammenhang gibt es die Frauen, das deutsche Volk, die Einschränkung dieses Volkes auf die Ex-BRD und die Abgrenzung gegenüber den Politikern - zum einen; die Grenzen dazwischen sind manchmal fließend.

Das „Ich“ ist in diesem Interview (Nr. 3) demgegenüber eher schwach, aufs Persönliche begrenzt, klein („Dat versteh ich auch nich“. (3/680); viele Reden werden mit „ich meine, ich glaube“, „Ich meine, dat is meine Meinung.“ (981)) etc. eingeleitet). Stark betont, taucht das männliche Ich gegenüber der Frau auf (3/859-873), und wenn es um die typischen deutschen Tugenden wie Sauberkeit, Ordnungssinn, Pünktlichkeit etc. geht (vgl. 3/862 ff.). Das gilt auch für die anderen Interviews mit Leuten nicht-akademischer Berufe bzw. ohne Abitur. Das „Ich“ ist zwar nicht restlos unterdrückt, steht aber längst nicht so stark im Vordergrund wie das „Wir“ der verschiedensten Ausprägungen und erst recht nicht so stark wie das „Ich“ der Interviewten mit Abitur.

Die hier insgesamt sichtbar werdende üppige und differenzierte Weise des „Wir“-Gebrauchs dominiert zwar, findet sich so jedoch nicht in allen Interviews. In Interview 12 z.B. verwendet die 23-jährige Studentin das „Wir“ ausgesprochen selten:

Wir leben auf Kosten verarmter Länder. (12/643f.)

In diesem Interview wie auch in einigen anderen ist denn auch die besondere Häufigkeit der Verwendung der 1. Person Singular zu beobachten, so zum Beispiel in Interview Nr. 6 mit einem 23jährigen Studenten der Ver-

messungstechnik.²⁶⁶ Er berichtet fast ausschließlich aus der Perspektive seines Ich. In den 520 Zeilen seiner Rede verwendet er rund 300 mal sein „ich“ bzw. Ableitungen davon. Er gebraucht diese Strategie als eine Art „Rückendeckung hinter sich selbst“, worauf auch die vielen subjektivierenden „find ich, mein ich“ etc. verweisen.

Dieser Verwendung des Ich korrespondiert das häufig verwendete verallgemeinernde „man“, das wie eine Art verallgemeinernden Stellvertreters auch des „Ich“ wirkt:

... weil ich hier aufgewachsen bin, von daher macht man - verbringt man die meiste Zeit hier. (6/16f.)

Hinter dem „man“ kann sich das „ich“ auch zu verbergen versuchen:

man kann nicht alle Asylanten über einen Kamm scheren... (6/396f.)²⁶⁷

Ähnliches gilt für Formulierungen wie „die Leute“ (für „die Deutschen“). Solche Formeln dienen aber auch der verallgemeinernden Bezeichnung „der anderen“.

Die Dominanz des „ich“ vor dem „wir“ ist, von einer Ausnahme abgesehen, in allen Interviews mit Studierenden bzw. Akademikern zu beobachten.²⁶⁸ Das „Wir“ kommt in diesen „Studierten-Interviews“ zwar gelegentlich auch vor, aber im allgemeinen nur dann, wenn von ganz persönlichen Verhältnissen, der eigenen Familie etc. die Rede ist oder als Plural Majestatis. Nur zweimal findet sich eine derartige Dominanz des „Ich“ bei Menschen ohne Abitur. Die Interviewte in Nr. 15, die 128 mal „Ich“ verwendet, bedient sich nur 2mal des „Wir“; sie ist 34 Jahre alt, hat einen Realschulabschluß, lebt als Single und ist selbständige Schauwerbegestalterin. Die Taxifahrerin in Interview 20 verwendet das „Ich“ meist nur in Verbindung mit Floskeln der Unsicherheit wie „ich mein, ich glaub“ neben „wir“, wobei „wir Westdeutsche“ dominiert. Zu vermuten ist, daß jüngere und eher gebildete junge Leute dem unterworfen sind, was als Individualisierung und verstärkte Ichbezogenheit bezeichnet werden kann.²⁶⁹

Eine quantitative Betrachtung der Pronomina zeigt im übrigen, daß die Einwanderer sehr viel häufiger hinter Pronomen verschwinden, insbeson-

²⁶⁶ Vgl. aber auch zum Beispiel Interview Nr. 10, 12.

²⁶⁷ Vgl zu dieser Strategie auch die Einzelinterviewanalyse von Stefanie Hansen, wo diese Strategie im Zusammenhang mit der Grundeinstellung des Interviewten im einzelnen beleuchtet wird.

²⁶⁸ Nämlich in den Interviews 2, 6, 12, 10, 14, 16. Der Interviewte in Nr. 7 hat zwar Abitur; er ist ein 43 Jahre alter Techniker, aus der Eifel kommend, der ein sehr eingeschränktes kleinbürgerliches Leben führt und für diese Gruppe insofern untypisch ist.

²⁶⁹ Eine genauere Auseinandersetzung mit diesem Problem ist im Rahmen dieser Untersuchung nicht möglich. Ich verweise auf die differenzierte Forschungs-Diskussion bei Leiprecht 1990.

dere hinter „die“, „die alle“, während die Deutschen tendenziell sprachlich konkreter gefaßt werden.

An den Pronomina zeigt sich häufig auch die Kontextgebundenheit des Sprechens. Beispiel:

Die sind ja noch nicht eingegriffen. Se sind aber wohl schon nahe dran! Wenn et zum Knall kommt, dann müssen se auch da sein! Ja, nun! (3/703-704)

Mit dem letzterem „se“ sind „Deutsche Jungs, die an die Front sollen“ gemeint, was erst mühsam aus dem weiteren Kontext zu erschließen ist. Diese Kontextgebundenheit führt auch dazu, daß das Verständnis des Gemeinten gelegentlich sehr stark erschwert oder gar verunmöglicht wird:

Das ist dann bloß zuviel alles. Ja, die haben dann auch Befürchtungen, wenn das schlechter wird oder wieder ne starke Diktatur ne, daß denen dann auch schlechter geht. Der Antisemitismus macht sich ja auch schon breit. Deswegen hauen so viele ab, bestimmt. Von Rumänien kommen ja auch immer noch welche, Asylanten und so. (4/252-357)

Das könnte man als sprachliche Ungeschicklichkeit oder als Folge einer Konzentrationsschwäche abtun, was es sicher auch ist. Zugleich wird aber hier deutlich, wie wenig Wert auf klare Unterscheidungen der Personen gelegt wird: es sind sie alle, die da kommen und uns beschweren.

4.1.8.4.5 Die Funktion von Sprichwörtern und Redewendungen

„Der Mythos tendiert zum Sprichwort.“ (Barthes 1964, S. 145)

Für die Sprechweise der Interviewten ist der Gebrauch von Sprichwörtern, (mehr oder minder) fester Redewendungen, Sätzen, Vergleiche etc. charakteristisch. Eine Abgrenzung dieser sprachlichen Mittel ist in einer Vielzahl von Fällen nicht möglich, ja, die Frage, ob es sich im einzelnen Fall um eine Redewendung handelt oder nicht, ist vielfach nur intersubjektiv auszuhandeln.²⁷⁰

Relativ problemlos ist die die Markierung von Sprichwörtern, deren Funktion in unseren Texten ich mich zunächst zuwenden möchte:

Sprichwörter

„Sprichwörter sind allgemeine Aussagen oder Urteile, mit denen eine gegebene Situation erklärt, eingeordnet, beurteilt wird. Der Sprechende beruft sich dabei auf die »Volksweisheit«, d.h. auf die allgemeine Erfahrung, die diese Sätze geprägt hat.“ (Burger 1973, S. 54) Sie haben Autorität.

Es stellt sich die Frage, in Verbindung mit welchem Sachverhalten Sprichwörter geäußert werden.

Voll ausgeführte Sprichwörter tauchen z.B. in Interview 3 immer zusammen mit kritischen Aussagen über EinwanderInnen und Juden auf:

²⁷⁰ Vgl. dazu Januschek 1986, bes. S. 52 ff.

Nachdem Juden als betrügerische Kaufleute mehrfach vorgestellt worden sind, charakterisiert der Interviewte den Weg, auf dem diese zu Reichtum gekommen sind, wie folgt:

Ich nehm dat an, dat dat typisch is, denn von nix kommt nix. (3/609)

Unmittelbar darauf holt er zu einer (weiteren) diskriminierenden Juden-story aus und meint:

Die Juden „die haben sich an dä Hauswand den Kaftan saubergescheuert. (...) Und auf einmal warn se gemachte Leute. 3/611-615)

Sich an der Hauswand den Kaftan sauberscheuern: Diese Aussage ist nicht ganz einfach zu verstehen. Sie hat den Charakter eines Sprichwortes, zumindest aber einer festen Redewendung. Sie ist heute wohl wegen ihres inhärenten Antisemitismus mehr oder minder ungebräuchlich geworden. So fragt denn auch der Interviewer nach, was diese Aussage bedeute, und der Mann antwortet:

Den Rücken ham die dauernd an die Wand, haben die sich den saubergescheuert. Die hatten ja weiße Wände da in de Eifel, da hamse sich saubergescheuert, und en paar Jahre von dem Bauchhandel und wat se da so getrieben haben, warn die gemachte Leute. (3/618-621)

Durch den Interviewer mehr oder minder gezwungen, das Sprichwort zu erklären, flüchtet der Mann ins Konkrete, um sich und dem Fragenden den Inhalt des Gesagten zu verdeutlichen. Dieses Verfahren ist sehr bezeichnend für diesen Mann: Er stellt sich vor, daß die Juden in sauberer weißer Kleidung, deren Sauberkeit sich aber nur der Tünche oder Kreide des Eifelhauses verdankt, einen guten sauberen Eindruck zu machen versuchten, obwohl sie in Wirklichkeit schmutzig waren, um durch dieses Täuschungsmanöver ihre Ware besser an den Mann und die Frau bringen zu können. Diese merkwürdig erscheinende Denkhaltung erklärt sich daraus, daß der Interviewte ein Sauberkeits- und Ordnungsfanatiker erster Güte ist. Diese „Tugend“ verbindet sich bei ihm hier mit seinem tiefsitzenden Antisemitismus. Besonders wichtig scheint mir aber auch hier, daß das Sprichwort in enger Verbindung mit der Diskriminierung der Juden verwendet wird und zugleich einen antisemitischen Einschlag hat. Dieser Spruch wird dann auch noch mit der Redewendung „ein gemachter Mann sein“ verbunden.

Im folgenden läßt sich der Mann über die mangelnde Ordnungsliebe der EinwanderInnen aus, worauf er doziert:

Ordnung ist das halbe Leben. (3/867)

Die „anderen“ bereiten uns zu hohe Kosten, deshalb meint der Interviewte:

Irgendwo muß man die Kirche im Dorf lassen! (3/880)

Hier kritisiert er die Nicht-„Normalität“ der angeblich zu hohen Kosten, die die Einwanderer uns aufzwingen. Dabei beruft er sich konkretisierend auf eine wichtige Autorität, die durch das Sprichwort selbst nahegelegt wird:

Sacht der Herr Pastor! (3/880)

Die „Faulheit“ der Spanier bekräftigt er kritisch mit der abgewandelten Lebensweisheit:

Wat we heute nich machen, machen we morgen, wenn morgen nich, übermorgen.
(3/895f.)

Den „faulen“ Spaniern wird hier in den Mund gelegt, daß sie die deutsche Sentenz: „Was Du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen!“ partout nicht befolgen wollen. Sie stellen unsere Normen sozusagen auf den Kopf und setzen noch eins oben drauf, indem sie ihre „Faulheit“ auch in der nächsten Zukunft - „übermorgen“ - beizubehalten gedenken.

Auch in der folgenden Erzählung über Türken, die mit Sack und Pack billig reisen wollen und „uns“ in öffentlichen Verkehrsmitteln den Platz wegnehmen, wird die Kritik durch ein Sprichwort - hier ein „Tell-Zitat“ - unterlegt:

die Gelegenheit war günstig. Die versuchen immer wieder die günstige Gelegenheit herauszupicken. (3/1048f.)

Das zum Sprichwort gewordene Zitat wird dann noch weiter verallgemeinert, wobei das Picken zudem noch Einwanderer mit Tieren (Hühnern, Vögeln) assoziiert.

In Verbindung mit Betrachtungen über die „anderen“ Eßgewohnheiten von Türken bemerkt ein 60-jähriger Rentner und ehemaliger Kranführer:

Jedem das Seine! (4/549)

Wo mag er diesen Spruch wohl herhaben? Die zynische Parole, die in jedem KZ zu lesen war und sagen sollte, daß die KZ-Insassen ihr Schicksal selbst verschuldet und auch verdient hätten, hat sich in seinem Schatzkästlein deutscher Sprüche fest verwurzelt.²⁷¹

Die Armut der Herkunfts-Länder wird durch folgenden Spruch zu relativieren versucht:

...und dann wird immer natürlich dabeigesagt, daß die BRD eben eins der reichsten Länder ist, und wir herrlich, wir leben wie Gott in Frankreich ... (11/338-340)

Redewendungen

Feste oder stehende Redewendungen stellen, ähnlich wie die Sprichwörter, eine Weise des nichtwörtlichen Sprechens dar. Sie sind „Routinen des Sprechens“, „Einheiten der Sprachbewußtheit“.

Ihr häufiger Gebrauch verweist auf solche Routine.²⁷²

Sie haben in unseren Interviews eine den Sprichwörtern vergleichbare Funktion von Verallgemeinerung und Bekräftigung der Kritik an den Ein-

²⁷¹ Zugleich ist hier in aller Kürze das Konzept Ethnopluralismus auf den Punkt gebracht: Deutschland den Deutschen, den Türken die Türkei!

²⁷² Vgl. die Ausführungen bei Januschek 1986, S. 59 ff.

wanderern. Sie kommen natürlich sehr viel häufiger vor als Sprichwörter. Dazu eine Auswahl von Beispielen:

werden die (Menschen in fernen Ländern) veranlaßt, ihr Glück au ma hier zu versuchen. (2/384f.)

Die zu „uns“ komenden Einwanderer sind demnach eine Art Glücksritter. Man denke auch an die Liedzeile: Man muß sein Glück probieren, marschieren ...

Wenn die Leistung nich stimmt, dann kanne ja nix verdienen, dann kann er ja nix verlangen. (3/519-521)

Bezahlen müssen wir den Spaß. (3/546f.)

Wenn der Golkkrieg ausbricht,

Dann gnade uns Gott! (3/647)

Zur Frage des Einsatzes deutscher Truppen am Golf wird gesagt:

Da geht ja kein Wech dran vorbei! (3/700)

Die folgende Aussage

Der Jude is - ich kann dat ja aus meiner Sicht sagen - dat is ja en Geschäftsmann. (3/581f.)

stellt eine immer noch gängige feste Redewendung dar, die als solche bereits antisemitisch ist.

Kritisch gegenüber den TürkInnen wird angemerkt:

Jaah! Ich mein, en bissel Ordnungssinn (muß sein) (3/854) 273

Weitere Redensarten in diskriminierenden Kontexten sind in den folgenden Passagen zu finden:

*Wenn natürlich alle Ausländer jetz, die hier reinkommen und Sozialhilfe empfangen wollen und hier **auffer faulen Haut sitzen** und dafür dat ich Steuern zahlen darf, dann föhl ich mich benachteiligt. (5/776-780)*

*die sollen doch erstmal selber ein bißchen arbeiten und sich hier nicht **ins gemachte Nest setzen**. (6/292f.)*

*man kann nicht alle Asylanten **über einen Kamm scheren**.(6/396f.)*

*da ist natürlich klar, daß die Leute hier rüberkommen, sich hier **den Himmel erhoffen**... (6/441f.)*

*und da muß jeder sein **Schäflein beitragen**. (9/395)*

Über die einwandernden Juden wird hämisch gesagt:

*Vielleicht kommen se ja vom **Regen in die Traufe**.(11/169f.)*

Gegenüber den Ansprüchen von DDR-Bürgern wird gesagt:

*Wir (**finden**) unser Geld nicht auf der Straße. (18/272)*

273 In Interview 3 fanden sich über 200 mehr oder minder feste Redewendungen.

Solche festen, und weil fest, sehr verbreiteten Wortverbindungen dienen dazu, den Aussagen den Charakter allgemeiner Gültigkeit zu verleihen. Sie enthalten häufig moralische Volksweisheiten, die verbreitet akzeptiert sind und üblicherweise auch zu Bewertungen verwendet werden.²⁷⁴ Die sozial verankerten und geregelten sprachlichen Versatzstücke dienen zudem der Verallgemeinerung und Bestärkung des Gesagten und sind somit auch als redestrategische Elemente zu verstehen.

4.1.8.4.6 Gesprächswörter wie ne, ja, ehm etc. und ihre Funktion

Auffällig sind die vielen ne, nich, newa (= nicht wahr?! = Bist Du/ Sind Sie nicht auch dieser Meinung, Sehen Sie das (nicht) auch so?) und ähnliche Formen, die meist am Satzende bzw. an markanten Stellen auftauchen. Sie strukturieren nicht nur die Rede, indem sie deutliche Pausen, Satzenden etc. markieren. Sie werden auch als Bekräftigung des Gesagten und zugleich als Frage intoniert. Die Funktion ist zweifelndes Heischen um Bestätigung und Bekräftigung der Richtigkeit des Gesagten zugleich. Die Interviewten scheinen sich nicht so ganz sicher zu sein, ob das richtig ist, was sie gesagt haben, nicht sicher, ob der Gesprächspartner der gleichen Meinung ist wie er/sie etc., wollen sich aber dessen Zustimmung vergewissern. Auch hier sieht man die bereits beobachtete Strategie der Relativierung und der Unterstreichung des Gesagten auf mikrostruktureller Ebene. Solche Gesprächswörter erscheinen am häufigsten in Gestalt des „ne“. Auffällig ist hier, daß Leute mit Abitur etc. deutlich weniger von solchen Mitteln Gebrauch machen. Eine Ausnahme stellt auch hier der Techniker aus der Eifel dar (Interview 7). So kann man schon folgern, daß Menschen mit „höherer“ Bildung sprachlich sicherer im Interview auftreten und durchsetzungsfähiger wirken.

Die Herkunft dieser Negationsform läßt sich an Interviews ablesen, in denen in gleicher Funktion ausgeführtere Floskeln erscheinen wie „mein ich, so ähnlich, ich weiß es nicht, das begreif ich nicht, kennst du ja, ja, tja“ etc. Interview 11 z.B. enthält fast keine „ne“, dafür aber eine Vielzahl solcher Gesprächskontaktwörter, die dazu dienen, Zweifel und Bestätigungswunsch zugleich zu artikulieren. Strategisch gesprochen, liegt hier der Wunsch nach Akzeptanz und Nähe vor, gerade wenn heikle Aussagen fallen. Oft ist zu beobachten, daß Aussagen über EinwanderInnen gehäuft mit Unterbrechungen gespickt sind, die dann durch „äh, eh, mhm“ etc. gefüllt werden. Dies verweist darauf, daß Aussagen dieser Art als gefährlich empfunden werden, weshalb man Denkpausen benötigt, um die „richtigen“ Worte zu finden. Auch hier zeigt sich auf einer Mikroebene das Bemühen, einen guten Eindruck zu machen und sich keine Blöße geben zu wollen. Menschen mit Abitur verfahren so, daß sie solche Denkpausen etwas elabo-

²⁷⁴ Zu sprachlichen Bewertungen vgl. Sandig 1979.

rierter füllen, mit „das kann ich jetzt nicht so genau sagen, das kennst du ja“ usw.

4.1.8.4.7 Zur Funktion der narrativen Strukturen: Geschichten

In den Interviews ist häufig zu beobachten, daß die Gesprächspartner zu längeren Geschichten ausholen oder aber doch zu episodentartigen Erzählansätzen bzw. Erzählungsbruchstücken, bei denen dann ein expliziter Schluß fehlt, Argumente übersprungen werden etc. Solche Geschichten werden in den konversationalen Interviews durch den Gesprächspartner gelegentlich beeinflußt oder gar gestört. Die Art und Weise, wie wir die Interviews geführt haben, ließ der Erzählfreude i.R. jedoch freien Lauf. In diesen Geschichten liegt daher am authentischsten freies Reden vor, so daß diese für die Ermittlung rassistischer Einstellungen besonders wichtig sind. Insgesamt ließ sich feststellen:

Daneben, daß solche narrativen Elemente sicherlich auch Ausdruck einer gewissen Freude am Erzählen sind, haben sie aber im Rahmen der Argumentation der Sprechenden eine bestimmte Funktion: Das eigene Urteil abzusichern und zu legitimieren, ohne daß man sich in jedem Fall mit dem Inhalt der Geschichten identifizieren lassen muß. Sie haben so auch eine gesprächsstrategische Funktion.

Neben Berichten aus eigener Erfahrung stehen Geschichten, die Versatzstücke („volkstümlicher“) sozialer und verallgemeinerter Erfahrungen sind, die mündlich weitergegeben und teilweise über Generationen tradiert werden können. Solche Geschichten stellen eine Art „Volksvermögen“ dar (Rühmkorf), das in der offiziellen Kommunikation nicht oder selten anzutreffen ist, normalerweise versteckt auftritt und somit Bestandteil einer Art „Untergrundkommunikation“ ist.²⁷⁵ Oft handelt es sich sogenannte „kleine Formen“, ähnlich wie Witze²⁷⁶, Fabeln oder auch Märchen. Oft ist das Erzählen solcher Geschichten von Lachen begleitet. Sie werden offenbar auch als humoristische Einlagen verstanden, mit denen der Zweck verfolgt wird, „eine gemeinsame verstoßene Billigung zu erzielen für etwas, das wegen moralischer Hemmnisse nicht ausdrücklich gebilligt werden kann.“ (Myrdal 1944, S. 39)

Aber auch die Geschichten aus eigener Erfahrung sind nicht nur individuelle und zufällige Erlebnisdarstellungen. Sie enthalten zumeist „typische“ Vorfälle, Beobachtungen etc. meist stereotyp negativen Charakters im Hinblick auf Einwanderer und Flüchtlinge. Mit anderen Worten: Ganz bestimmte Negativeinstellungen bilden den Plot dieser Geschichten. Sie dienen dazu, diese Negativeinstellungen durch Verweis auf die eigene Erfah-

²⁷⁵ Vgl. dazu genauer Winnick 1961.

²⁷⁶ Vgl. dazu besonders Albrecht 1989.

rung glaubhaft zu machen und selektive Wahrnehmungen zu verallgemeinern und aufgestellte Behauptungen zu illustrieren und zu bekräftigen.

Geschichten, erzählte Episoden bieten, wie gesagt, eine reichhaltige empirische Basis für die Untersuchung rassistischer Einstellungen, denn in solchen mehr oder minder geschlossenen Formen der Mitteilung drücken die Interviewten sehr offen ihre tatsächlichen Ansichten aus.²⁷⁷

Eine genaue Analyse der gefundenen Erzählstrukturen würde im Rahmen dieser Gesamtanalyse zu weit führen.²⁷⁸ So viel sei jedoch betont, daß auch die in unseren Interviews anzutreffenden Erzählungen über Minderheiten in der Regel in hohem Maße sozial sind und nicht im Kern individuell.²⁷⁹ Sie sind häufig historisch über lange Zeiträume hin tradiert (vgl. im folgenden die Judenstory Nr. 4) und in gewisser Weise verfestigt. Sie repräsentieren somit sozial verbreitete Haltungen und Einstellungen. (Vgl. van Dijk 1987, S. 62ff.)

Anhand des Interviews mit einem besonders erzählfreudigen älteren Ehepaar (Bergmann, 69 Jahre, Hausfrau 70 Jahre: Interview 3) soll dies nun etwas ausführlicher dargestellt werden, worauf dann auch auf weitere Interviews im Überblick eingegangen werden soll.

Der Text des Interviews enthält ca. 30 i.R. breiter ausgeführte Episoden/Begebenheiten bis hin zu abgerundeten vollständigen Stories. Um einen Eindruck von der Dichte der Erzählungen und Episoden zu vermitteln, gebe ich diese im folgenden in der Reihenfolge des Interviewablaufs (in Auswahl) wieder:

77-89: Wohnungssuche eines Türken

Mann: (...) Da sollte mal oben mit Kind in de 5. Etage, da warn se ausgezogen, da wollte ein Türke, der hat dat probiert, ne, daß er nur probetalber - probieren geht über studieren - sach ich immer ...

Ja und da?

Mann: Aber der Hausherr hat se nich gelassen.

Frau: Ja, komm mal nach oben (unverständlich)

Weshalb?

Mann: Wie ich, wahrscheinlich.

Das war ne türkische Familie!?

²⁷⁷ Vgl. dazu auch van Dijk 1987, S. 65.

²⁷⁸ Vgl. etwa zu Erzählstrukturanalysen Ehlich 1980. Van Dijk analysierte die Strukturen der in einem Corpus von 100 Interviews auftretenden Erzählungen nach Kategorien wie „setting, orientation, complication, resolution, evaluation/conclusion“. Er zeigt z.B. daß in (fast) allen Geschichten „Komplikationen“ auftreten, und betrachtet dies als ein Hauptkennzeichen der Geschichten über EinwanderInnen. Diese Beobachtung trifft auch für unsere Interviews zu.

²⁷⁹ Van Dijk schreibt: „They are not *I*-stories, but *we*-stories...“. (van Dijk 1987, S. 68)

Mann: Türkisch, jaah!

Frau: Ja, der sachte: „Lassen se alles stehn!“ Wollte nix bezahlen. Alles stehn!

Der Erzählcharakter wird durch „da sollte mal ...“ einleitend sehr deutlich. Hier wird die türkische Familie als Eindringling in „unsere“ Wohnung dargestellt, die sich auf „unsere“ Kosten („Wollte nix bezahlen“) bereichern will. Dieser Versuch wurde durch den deutschen Vermieter noch abgewehrt. In der folgenden Geschichte aber ist ihm dies gründlich mißlungen:

89-136: Über eine Polin

Mann:(...) da war einmal die Polin, die is ja jetz auch schon fünf Jahre oder noch sechs, die is ja auch da reingezogen...

Und die wohnt auch noch da?!

Mann: Die wohnt noch da! Die hat ja auch mit dem Krach. Die hat gesacht: Ja, sie kriegen dat Geld. Und jetz sind schon fünf Jahre rum. Der hat immer noch kein Geld gesehn.

(...)

Frau: Die Türkin, die hat et geschafft.

Mann: Die Polin! Die is ja reingekomm. Aber wie gesacht, die is auch ganz raffiniert.

Dat würde mich aber auch noch mal interessiern, also, die is also - die hat sich also beworben um die Wohnung, und, naja, und sie war ja offensichtlich dann auch in der engeren Wahl, und wat, is da irgendwie was, Sie sachten, ja, die wollte alles stehen gelassen haben und so? Und wat hat der Vermieter dazu gesacht?

Mann: Ja, dä hat gesacht: „Dat kommt ja garnich in Frage!“

Aber wie die Polin eingezogen is, dä hat sich mit der eingelassen und hat ihr alles hängen lassen, Gardinen und einiges andere, und wie gesacht, vor zwei Jahren, wa dat her, da sacht er: „Du, ich hab bis jetz noch kein Pfennig gesehn von der!“ Die hatte en Sohn, unne Tochter. Die Tochter war ja Krankenpflegerin.

Ehem!

(...)

Mann: Jaah! ... Naja, ich meine, sie versteht halt ihr Geschäft also. Wat irgendwie rauszuholen is an Geld vonne, ..., wie heißt dat, vonnet So - Sozialamt undsoweiter? Da is die ja so ganz clever drin. Dann hat se en paar Monate gearbeitet, dann hat se damals - isse se dann so krank geworden en Jahr, mit dem Hals da, da hatte se en steifen Hals ...

Frau: Halskrause!

Mann: Jaja, ich mein, wä dat eben vosteht, nich?! Und dä Junge, dä, ja, hübsch wa auch dat Mädchen, abe dä Junge wa wieder so ganz ...

Frau: Stur, ne?!

Mann:Mhm!

Frau: Abe jetz grüßt ä schon.

Die Polin hat also mehr Erfolg, doch sie ist keineswegs weniger raffgierig als die Türken. Sie betrügt den (gleichen) Vermieter, der sich dummerweise mit ihr „eingelassen“ hat - hier sind die sexuellen Untertöne nicht zu überhören - , sie simuliert eine Krankheit und lebt auf unsere Kosten von Sozialhilfe.

Auch hier liegt eine ganz klare Einleitung vor (Da war einmal) und auch die Schlußpointe ist geschickt als Verallgemeinerung gesetzt: „Jaja, mein ich, wä dat eben vosteht ...!“ Die Polin war geschickter als die Türkenfamilie, die aber ähnliches im Schilde führte.

Hier beruft sich das Ehepaar auf eigene Erfahrungen, mit denen doppelt abgesichert werden soll, daß EinwanderInnen „uns“ an die Tasche wollen bzw. auf „unsere“ Kosten zu leben versuchen.

217-223: Das Kopftuch

Mann: Aber da gab's ja keine Schwierigkeiten.

Frau: Wenn man sich gesehen: Wie geht's?“ So!

Mann: Außer wie gesagt, die Frau I., aach! Die sacht - die hat also außem Fenster geguckt, und da hat die denn gesehn, die haben die Kopftücher abgemacht, und das wimmelte von Läusen.

(...)

Mann: Da isse dann ruckzuck, is se dann, wie se dat gesehen hat, isse dann: „Mann, hier bleib ich nicht wohnen, dann hab ich auch noch die Läuse hier drin!“ Isse gleich .. „Schluß!“

Diese Geschichte aus zweiter Hand wird von dem Mann erzählt. Nachdem er betont hat, daß es keine Schwierigkeiten mit ausländischen Nachbarn gegeben habe, relativiert er dies durch eine Geschichte, die er von einer Bekannten gehört hat. Aus zweiter Hand wird ein massiver Vorwurf gegen die Türkinnen erhoben: Sie sind schmutzig und voller Ungeziefer. Läuse gelten deutschen Saubermännern und -frauen als ekelhafte, schmierige Krankheitsüberträger. Sie bringen Fleckfieber und andere ansteckende Krankheiten, und sie gelten als Blutsauger. Dieses Ungeziefer droht in deutsche Häuser einzudringen; da kann man nur die Flucht ergreifen. Die verhüllte türkische Frau scheint dem deutschen Mann daneben Gegenstand ganz besonderer Phantasien geworden zu sein: Unter der Hülle verbirgt sich ekelhafter Schmutz. Mit dieser Geschichte versucht der Mann zu legitimieren, daß er das Zusammenwohnen mit TürkInnen für höchst problematisch hält.²⁸⁰

224-232: „Ausländer“ in der Straßenbahn

Auf die Frage hin, ob er schon mal mit EinwanderInnen ins Gespräch gekommen sei, erzählt der Mann zunächst ganz freundlich:

Mann: (...) Inne Straßenbahn schon ma. Bin ich mit de Straßenbahn gefahn, da ham se schonma gefracht mit dem - mit dem Faschein, nich?!

... um dann aber sofort zum Klischee des schlechten Verhaltens der Einwanderer in der Öffentlichkeit zu greifen. Da bricht es ohne weiteren Anstoß geradezu aus ihm heraus:

Mann: Mit de Beine saßen se da. So wa das. Einer war ja dadran ..

²⁸⁰ Zur Funktion des Kopftuchs als Pragma-Symbol s. o.

Wie?

Mann: Einer muß ja dadran gewesen sein! (lachen)

233-239: Ausländische Frauen in der Straßenbahn

Die Assoziation „Erlebnis in der Straßenbahn“ wird weiter ausdifferenziert:

Mann: Einma da bin ich auch mit de Straßenbahn gefahn, mein Gott, die Frau, die hatte zwei Kinder dabei, und die hatte dann - , eh, wa se so am Kucken. Ich gefragt, ob ich ihr helfen könnte. Jah! Da möchte se noch en Schein holen, weil sons müssen se naher Strafe bezahlen. Ach, hat die sich bedankt! War ne junge Frau .. mit zwei Kindern. Die darf ja nur für ein Kind en freien Schein fahn. Ja, in de Straßenbahn! Wat hat die sich bedankt danach bei mir.

Diese positive Selbstdarstellung balanziert die vorangegangene heftige Attacke wieder aus.

302-312: In der Straßenbahn

Die Straßenbahn hat es den Interviewten angetan. In der folgenden Episode imaginiert die Frau einen Spanier, der in Wirklichkeit nur ein deutscher Flüchtling aus der DDR war.

Frau: Die Spanier, die warn ja immer Straßenbahnführer.

Mann: Spanier ham we ja viele auf Straßenbahn!

Frau: Da grüßt uns heut imme noch einer. Der winkt und bleibt stehen mit seine Bahn und sacht: „Heinz, wie geht es?“

Mann: Ja, dat is aber kein Spanier, dat verwechsels du..

Frau: Ja! Ja! Ja! Dat is eine ausse DDR.

349-360: Ramadan

Mann: Näh, die Sprache allein is nich. Dat is bei denen Sitten und Gebräuche, dat kann man ja dann auch mit reinnehmen, daß die - .. Und dann wenn die Ramadan feiern auf Arbeit. Das war ja ne Katastrophe, newa?! Da ham die ja bis Mitternacht - , wir warn ja auf Nachschicht, da ham die nix gegessen. Aber wenn dann zwölf Uhr drüber war, dann ging`s aber ran.

(...) Dann ham se, wat glaum Se, wat die gegessen ham. Also ich hab mich immer gewundert: Solche dicken Zwiebeln, da ham die so reingebissen, als wenn wir in Apfel beißen.

(...) Jaha! Und dann. Dat Gemüse dabei. Also die ham wirklich viel Grünzeug gegessen. Ich hab mich ja da gewundert, ich sach: „Jungs! Da könnt ja gar nicht arbeiten von dem Grünzeug. Da muß doch nach wat schmecken, ma wat anderes rein oder wat!“ Ne!

Selbst das andere Eßverhalten ist eine „Katastrophe“. Der deutsche Arbeitsmann, der hier von eigenen Erfahrungen berichtet, kann sich nicht einmal vorstellen, daß andere Menschen nach Maßgabe anderer Sitten und Gebräuche leben können.

401-427: Schweinefleisch

Es wird allgemein beklagt, daß jeder für sich allein lebt, Nachbarschaften abgestorben sind. Auf die Frage, wie dies denn bei den ausländischen Mitbürgern aussehe, antwortet der Mann:

Mann: (...) Dat tut bei denen genau so zutreffen wie bei uns. Denn wir sehen ja: Wenn die ne Weile hier sind, ham die ne ganz andere Meinung, als wie wenn se am Anfang kommen. Wenn se kommen, sind sie noch fanatisch auf ihre Reljon und auch auf alles, wat da so dran is. Abe wenn die ne Weile hier sind... Weiß man! Wir ham ja verschiedene gekannt. Die dürfen ja kein Schweinefleisch essen. Nä! Un dann ham wer se erwischt hier in Duisburg - ich weiß jetz nich mehr den Namen - ham wer se erwischt hier in Duisburch, dat einer Eisbein gegessen hat. Und dann ham wer se natürlich aufgezogen. Oh, da wurd der giftig, oh, da wurd der wütend, wurd der: „Dat dürft ihr nich weitererzählen! Dat darf keiner wissen“ und so, un der sprach auch nich so gut Deutsch wie der andere. Aber ... Da werden die genauso schon langsam von abgehn von ihrem Fleisch ..

Als besonderes Zeichen von Anpassung und Deutschwerdung wird hier die Fähigkeit betrachtet, Schweinefleisch essen zu können. Ohne Zweifel handelt es sich hier um eine Anspielung auf die orthodoxen Juden, die besonders daran erkannt wurden, daß sie kein Schweinefleisch aßen. Wer Schweinefleisch (aß)ißt, (war)ist nicht Deutscher! Mit dieser Geschichte unterstreicht der Mann seine Anpassungsforderung und legitimiert sie dadurch, daß er den Prozess der Anpassung als eine Art Witz verniedlicht.

437-447: In der Straßenbahn

Die folgende Geschichte besteht aus drei aufeinander bezogenen Episoden:

Frau: Dat ham wer auch schon festgestellt, sang wer ma so, daß wer mit der Straßenbahn gefahren sind: die Türkenjungens sind frech. Hier auf de Ma- Straße ham se en Fahrer . .

Mann: Mit der Gaspistole!

Frau: bedroht, ne? Un de andere hat ihm nich - ..., also mancher -...

Meinen Sie, daß die „Ausländer“ die Kriminalität - ...

Frau: Ja, da in dem Ding war's mal schlimm. In B., ne? Da haben se allerhand, ne, bis da ma Ordnung reingekommen is. Ja, das war schon ma - Ne Bekannte von uns, die M., die is da eingeladen worden inne Türkei, da is se sehr nett behandelt worden. Freundlich! 14 Tage war se da. Ne?!

Türkische Jugendliche werden im ersten Zugriff als rabiate Kriminelle geschildert. Auf die Zwischenfrage des Interviewers hin erfolgt eine verallgemeinernde Bekräftigung, worauf sich die Frau selbst unterbricht, um eine positive Episode anzufügen, die ihre harte Aussage relativiert. Im Ausland sind die Türken nett. Hier schwingen ethnopluralistische Momente mit: Deutschland den Deutschen, den Türken die Türkei!

484-494: Zigarettenspitzen

Mann: Nä, ich seh an und füe sich, auf de Abeit, da bin ich mit allen gut ausgekommen. Ich weiß, ich hab -, ich war da en paar Tage in Urlaub gewesen, als ich zurückgekommen bin, da hatten se so selbstgemachte Zigarettenspitzen. Ne ganze Zeit lang, jede Woche oder wann, hatt er mir wieder eine Zigarettenspitze mitgebracht. Is die alte schon kaputt? Ich hab ja damals noch selbs gedreht, da hab ich immer Spitze gehabt, ne?! Jetz wo ich Filter rauch, brauch ich die nich mehr. Die haben mir dat etliche Jahre immer wieder - ...

Diese positiv wirkende Story soll die Beliebtheit des Vorarbeiters bei seinen Gastarbeiterkollegen unterstreichen. Die Funktion ist nur eine positive

Selbstdarstellung: Wenn die Türken so nett zu ihm sind, wie unglaublich nett ist er dann?

494-501 Besuch

Im folgenden mischen sich positive und negative Charakterisierungen:

Frau: Wo wer da gewohnt haben, da waren viel Türken. Da kriechten wir Besuch von München, war die R. da, ne!? „Mein Gott“, sacht die, „die hatten ja hübsche Kinder!“ Die hatten so große Augen gehabt. „Ja, wat is denn hier los?“ Ja, da spielen die alle. Die hätt se am liebsten mit nach Hause genomm, München, ne?! Jaah!

Mann: Jaah!

Frau: Ja, es gibt auch welche, die sind furchbar. Wenn man da zu H. runter geht, ne?! Manche, aber jetzt sind se alle schon gepflegter.

Mann: Ja, so im allgemeinen is ja ganz klar, de Wohlstand, dat hebt sich ja. Mit dem Wohlstand könn se ja - (unverständlich) un dann könn se ja schon besser aussehen. Wie gesagt, die Kopftücher, dat is ja furchbar, dat se die nich weglassen. Ne?! Aber dat is eben Relijon, dat is Religion, ne?!

Die Kopftücher sind **das** Kollektivsymbol für die mangelnde Integrierbarkeit der Moslems. Selbst bei höchster Anpassungsleistung (=Erwerb von Wohlstand und äußerlicher Assimilation) wird die andere Religion auf ewig ein Integrationshemmnis bleiben.

569-578: 1. Judenstory²⁸¹

Mann: Ja, ich weiß, ja als Kinder. Wir haben zwei-, dreiunddreißig, wie die Machtübernahme war, wir hatten ja in B. fast keine Juden, aber den armen Juden, der da kassiert hat, der hat ja immer kassiert, da haben ja immer die Leute gekauft, un da kam der jede Woche kassieren, 50 Pfennig, oder ne Mark, die Sachen abbezahlen, und dem hamse das Fahrrad, ich war ja damals selbs en Kind, 10, zweiunddreißig, ham se dem das Fahrrad oben auf de Laterne draufgehängt, hamse dem. Wie se dat gemacht ham, weiß ich einglich gar nich ..

Frau: Der arme Kerl!

Mann: Sons, sons ham wer einglich mit Juden in B. keine Probleme gehabt.

In dieser ersten von einer ganzen Reihe von Erzählungen über Juden wird aus eigener Erfahrung berichtet: Zunächst taucht das klassische Bild vom Juden als wanderndem Händler und Geldeintreiber auf. Dann wird von einem (lustigen) Streich berichtet, den man dem Mann gespielt hat. Aber: „Sons, sons ham wer einglich mit Juden in B. keine Probleme gehabt!“

Hier liegt eine geradezu klassische Opfer-Täter-Umkehr vor: Dem Juden wurde übel mitgespielt. Das aber war für den Mann ein Problem!

581-599: 2. Judenstory

Die Judenassoziation ruft weitere Bilder und Szenarien hervor:

Mann: Ich fürchte dat. Der Jude is ja - ich kann dat ja aus meiner Sicht sagen, dat is ja en Geschäftsmann.

²⁸¹ Zu den Geschichten über Juden vgl. auch die Ausführungen zum Antisemitismus.

(...) Ne!? Denkt immer: „Wer mach n Geschäft!“ Ich weiß ja nich, wie set drehen! .. Da habe ich doch kürzlich - de T. , dä hat da Bekannte in Mallorca, nä in (...) Gran Canaria. Un da hat dä en Juden kennengelernt. Un dä hat ihm erzählt, wie ern Geschäft macht. Da wa eine große Familie, de Schwei .., die waren Metzger. Un dä hat immer so billiges Fleisch verkauft. Jah! Wie will dä dat machen? Ja, sacht er: „Da gilt ja der Handschlach!“ Wenn dä gesacht hat: „Für die Kuh brauch ich hundert Mark!“, dann hat der die Hand drauf, und dann hat er gesacht: „Ich gib zehn Mark!“ Da war der Handschlag .. (lacht laut). Dat is aber doch einglich kein Geschäft.

Das ist eine knallhart antisemitische Erzählung aus dritter Hand mit moralischer Schlußfolgerung, die, so wie sie ist, immer wieder weitererzählt werden kann. Entsprechendes gilt auch für die folgenden Geschichten, die allerdings noch schärfer antisemitisch artikuliert sind:

599-607: 3. Judenstory

(...) Dann hat dä dat andere Beispiel auch von dem erzählt. Dä hat Anzüge verkauft. Hundert Mark sollten die kommen. Und dä die gekauft hat, dä wollte aber keine hundert Mark dafür bezahlen. Dä wollte nur 75 dafür bezahlen. Hat auch gesach: 75! Jetzt hat der dem die Anzüge geliefert, war auch schriftlich, jatz warn die aber mit so kurze Hosen. „Ja“, sacht der, „wat hasse mir den da angedreht?“ „Ja, du has doch die Anzüge bezogen.“ „Aber doch mit lange Hosen!“ „Ja, dann musse für die langen Hosen musse noch 25 Mark extra zahlen.“ Dat war doch schon so hintenrum.

608-621: 4. Judenstory

Mann: Ich nehm dat an, dat dat typisch is, denn von nix kommt nix. Wir warn - inne Eifel war ich mal inne Kur. Dat is aber auch schon gut dreißich Jahre her. Also da sachten - dat waren schon so ältere Leute - die haben sich an dä Hauswand den Kaftan saubergescheuert. Sacht er! En Jahr lang. Dat muß also schon ganz früher gewesen sein.

(...) Und auf einmal warnse gemachte Leute.

Wat heißt ... Ich hab die Redewendung nicht verstanden: den Kaftan saubergescheuert

...

Mann: Den Rücken ham die dauernd an die Wand, ham die sich den saubergescheuert, sacht er. Die hatten ja weiße Wänd da in dä Eifel, da hamse sich saubergescheuert, und nach en paar Jahre von dem Bauchhandel und wat se da so getrieben haben, warn die gemachte Leute.

Diese Geschichte kann durchaus sehr alt und immer wieder überliefert sein. Die Redewendung, deren Bedeutung dem Mann (und übrigens auch Kennern der Geschichte der Juden in Deutschland) nicht bekannt ist, verweist ebenfalls auf die Altertümlichkeit dieser Kolportage. Der Versuch des Mannes, die Redewendung wörtlich zu nehmen, bringt ihn natürlich auch nicht weiter.

627-642: 5. Judenstory

Frau: Wie ich noch en Kind wa, da warn die Pens noch hier, drei Jungens, meine Tante, und die hat dann auch immer vom Juden direkt ..

Mann: Gekauft!

Frau: So gekauft, und dann - und dann immer am Samstag bezahlt, immer abbezahlt, und auf einmal kricht sie sonne Rechnung, nich. Und dann isse dann dahin, un da sach ich: „Maria, der kommt doch jeden Samstag hier vorbei. Du bezahls doch!“ Nein, dä is nich drauf eingegangen, un da sacht die, da sacht die: „Nehm se doch die Kleine mit, die

kann das doch bezeugen.“ War ich mit, nich: „Ja sicher, is der jede Woche gekommen un hat das Geld geholt. Ich hätt auch ma gern 50 Pfennig gehab“, sach ich. Und dann mußte alles zurückzahlen. Jaah! Un - Das hab ich nich vergessen. Als ich da ers den Juden sah, un hab da alles beguck, ja! Und dann . ne!? - und dann hab ich nachher auch von meiner Tante 50 Pfennig gekricht, ne?!

Mann: Damals 50 Pfennig, dat wa ja viel Geld in der Zeit.

Frau: Das is so lang gutgegangen, nich, dat ... un auf einmal, da is maa was -

Diese Geschichte aus eigener Erfahrung knüpft an die erste vom geldeinsammelnden Juden an. Kam in der ersten Geschichte dieser Jude noch glimpflich davon, so erscheint er hier als Betrüger.

744-758: 6. Judenstory

Frau: Die dürfen ja nicht alles essen. Bei uns da in M., da war ne Synagoge. Wir haben da auch mit Judenkindern gespielt. Wir wohnten ja Haus an Haus.

Mann: Schule!

Frau: Und dann warn bei uns auch reiche Juden. Da warn zwei große Kaufhäuser, und die sind noch rechtzeitig raus.

Mann: 32

Frau: 32

Mann: Oder 33

Frau: Da ham wer uns da verabschiedet, ham wer geweint und so. So warn wir da mit den Leuten... Die kamen oft sogar und fragten, ob wer ma auf die Kleine aufpassen und so. Ham wer alles gemacht.

Mann: Jo, is ja auch kein Grund .. So Nachbarschaft! Da ham wer anfänglich keine Probleme gehabt. Also, als ich da nach B. kam, da war ..

Frau: Da wa das schon anders.

Mann: 33, da warn ja kaum noch welche da.

Hier berichtet das Ehepaar über positive Einstellungen und Verhaltensweisen gegenüber Juden. Die Erfahrung der Deportation der Juden, die „nicht rechtzeitig raus gekommen sind“, wird den anderen, negativen Geschichten entgegengestellt. Hier soll unterstrichen werden, was der Mann an anderer Stelle sagte: Ich bin ja kein Judenhasser ...

831-861: Türkenstory über Sauberkeit

Mann: Ja, sicherlich. Die Ausländer! So weit ich weiß, das Problem is nu mal da. Die Frage is nur: Das Problem, wie wir das vom Tisch kriegen. Wir müssen uns mit denen arrangieren.

Frau: Ich würde nie dadrüber schimpfen, nich?!

Mann: Ja, ich weiß ..

Frau: So wie H. immer!

Mann: Die hat ja auch ne schlechte Nachbarschaft.

Frau: Eine Schwägerin von uns und hat auch keine guten Nachbarn, in B. also, wenn we dahin kommen. Nich!? Sicher, die hat de Türken voe de Tür, auf den Rasen, da is se

manchmal, da flippte se dann manchmal aus. Ich sach: „H. , dat darfse nich so nehm.“ „Ooch“, sacht se.

Wat findet se an denen nich in Ordnung?

Frau: Ja, die sind ihr nich sauber genuch. Nich?!

Mann: Wie gesach! Du sachst ja damals ma ..

Die sind ja draußen, die kommen ja nich rein ..

Frau: Jah!

Mann: Jah! Wie gesach, wenn de die so erzählen hörs: Die Ascheneimer quellen über. Dat nächste mal, da schmeißen die da alles daneben, ob dat weggeholt wird oder nich, näh?! Dat is natürlich für die nebendran wohnen .. - nebendran dat Haus, steht dä Aschenkübel un alles quillt über, un alles liecht daneben. Kommtma dadran vorbei, dann sieht dat natürlich nich gut aus.

Und was meinen Sie, woran das liegt?

Mann: Jaah! Ich mein, en bisschen Ordnungssinn - ich mein, die müssen ja auch inne Türken en Ordnungssinn gehabt haben. Die können ja nich einfach alles dahinschmeißen un liegen lassen. Wird schon einer kommen, der dat saubermacht! Ich meine -

Sie meinen also, daß die sich hier schlechter benehmen als zu Hause?

Mann: Nä! Ich nehme an, dat die dat zu Hause so machen. Denn wir ham ja auch Deutsche.. - wir ham ja auch unsere, die dat machen. Dat se dann alles dahinschmeißen und sagen: „Ach!“ Dat seh ich ja oft genuch.!!!

Durch Berufung auf eine Dritte Person objektiviert man das Urteil und schützt sich zugleich gegenüber dem Vorwurf, rassistisch zu sein. Der Interviewer lockt den Mann jedoch aus der Reserve: Die machen das zu Hause genauso! Doch dieser versucht, sofort wieder zu relativieren: Aber es gibt auch schmutzige Deutsche.

927-942: Tantenstory

Mann: Zum Beispiel in Berlin is ja genaudatselbe! Wer ham - Die Tante hat ja jetzt dat Haus auch, ganz alleine! Da is ja auch einer gekommen, en Bekannter von ihrer Tochter: „Eine Person für son großes Haus?! Dat darf doch nich zulässig sein!“

Hier stehn auch viele Wohnungen leer.

Mann: Jah!

Wär nicht son Problem.

Mann: Abe wer will sich mit zwei oder drei andere in eine Wohnung setzen, die viel zu groß is. Dat isset!

Müßte man umbauen!

Mann: Jouh! Irgenwie wat machen. Aber bei der is dat schlecht zu machen. Da wa se richtig sauer: „Da hasse mir abe einen mitgebracht, dä würde mir am liebsten noch dat Haus wegnehmen.“

(...) Von de Grünen wa dat einer! Ich sach: „So schnell kann dä dir dat Haus ja nich wegnehmen.“

Hier wird das Wohnungsproblem angesprochen, scheinbar ohne auf EinwanderInnen bezug zu nehmen, indem man ganz allgemein zu parlieren scheint. Unmittelbar vorher ist jedoch von den Ausländermassen die Rede gewesen,

die man nicht verkraften könne. Das Wohnungsproblem ist so ganz klar auf die EinwanderInnen bezogen.

987-1007 Türkenrowdies in der Straßenbahn

Mann: Die warn dahinten inne Straßenbahn. So zehn / zwölf so Rowdies. Auch Türken. Die haben da einen Lärm gemacht, und de Fahrer hat sich nachher nich meh getraut, nich getraut, die zur Ordnung zu rufen. Da hat ihm einer gesacht: Rufen se die Polizei an, dann soll die die gleich raussetzen. Da hat dä die denn angerufen, die Polizei, die kam dann ande übernächste Haltestelle kam dann die Polizei. Dä hat sich nich getraut, denen was zu sagen.

Und was hat die Polizei gemacht?

Mann: Die hat se rausgesetzt. Die warn ja schon die ganze Zeit am Radau ..

Frau: Imme die Leute am belästigen!

Mann: Die Leute belästigt. Die Beine aufem Sitz, ohne Gnade, näh!? „Wat quatschse , wat guckse mich so blöd an?“ wuede dann für jeden gesacht. Und dann hat dä angerufen un is noch soundsoviel Stationen gefahn, un dann kam die Polizei, un dann ham die Ordnung geschafft.... Ich meine, wenn da jetzt nu ne Masse is, dann sind die ja stark, un dann is dat ja schnell passiert. Daß da mal Gewalt is gegen Gewalt is. Wenn dat ja nur einzelne sind, die müssen dann ja kuschen, ne?!

Frau: Ich hab ma gesehn, so von draußen, da ham se de Straßenbahn mit dem Fuß so ...

Mann: Dagegengetreten!

Frau: Die waren ganz wild!

Diese Geschichte nimmt das Vorangegangene inhaltlich auf, auch wenn die Problematik an ganz anderen Ereignissen festgemacht wird. Hier wird „bewiesen“ bzw. an die Wand gemalt, was „uns“ blüht, wenn z.B. die Türken die Übermacht gewinnen: Das Chaos bricht aus ...

1051-1063: Türken

Frau: K. kannst Du dich noch erinnern, wie wer einmal in Berlin gestanden haben am Flughafen.

Mann: Jah!

Frau: Mein Gott!

Mann: Der Flugzeug mußte weg, aber erst mußtese auch warten. Da könn se ja nich egal en Flugzeug nehmen. Die hatten Wagen voller Kinder, also das war voll, dat fiel bald runter, links un rechts mußten se se festhalten. Wat die alles mitgenommen haben! Pakete, Sachen, die se selber gar nich gebrauchen konnten, ham se alles mitgenommen für die Verwandtschaft da ... (Unverständlich)

Frau: Ich bin immer stehen geblieben, un hab gedacht, so viel ..

Mann: Normal is ja festgeleg, wieviel se .. Dat wird ja gewogen! Aber dat wa auch ne einmalige Sache, wa dat! Jaah! (Bietet Zigarette an!)

Interessant ist hier die „Arbeitsteiligkeit“ von Mann und Frau: Sie erzählt, und er liefert die Schlußfolgerungen.

Als besonders erzählfreudig erweisen sich auch die Gesprächspartner in den Interviews 9, 11, 12, 16, 17, 18 und 21. Besonderheiten stellen Interview 12 und Interview 13 dar, weil hier ausführliche Erfahrungsberichte aus dem

Stadtteil bzw. ein Bericht mit sehr stark autobiographischem Charakter vorliegt.

Zusammenfassung:

Die Geschichten sind oft durchaus interessant und abwechslungsreich erzählt. So werden Dialoge in wörtlicher Rede aufgebaut, „Pointen“ werden nicht verpatzt usw. Der Duktus dieser Geschichten ist fast immer erzählend-retrospektiv. Die Funktion ist hier zunächst die, die Authentizität und Glaubwürdigkeit des Gesagten zu untermauern. Oft exemplifizieren diese Stories vorangegangene allgemeine Aussagen; typisch dafür sind einige der Judenstories und insbesondere auch die „Zigeuner“-Story, die weiter oben im Abschnitt über Cinti und Roma behandelt worden ist. Doch genauer betrachtet, zeigt sich: Ganze Geschichten können sich gegenseitig wieder relativieren, so daß man die Relativierung als das wichtigste „Kompositionsprinzip“ bezeichnen könnte, das sich auf den kleinen und großen strukturellen Ebenen immer wieder zeigt. Positiv wirkende Darstellungen werden immer wieder durch negative konterkariert, worauf - wohl im Gefühl, zu weit gegangen zu sein oder als Rassist dazustehen - wiederum positive Aussagen (auch über sich selbst) folgen. Insgesamt ergibt sich, daß die Interviewten sich potentiell durch Einwanderer bedroht und belästigt fühlen, worüber sie sich beschwerten; sie wollen aber nicht als Unmenschen dastehen, im Gegenteil: Sie möchten selbst als gute und tolerante Menschen wahrgenommen werden, allseits beliebt und vernünftig. (S. dazu auch die Funktion der positiven Aussagen allgemein.)

Solche Erzählversuche und Episoden tauchen nun fast in allen unseren Interviews auf, wenn auch kaum einmal in der Üppigkeit wie in Interview 3. Sie spielen meist in ähnlichen öffentlichen Umgebungen, in der Straßebahn, auf dem Markt, auf dem Bahnhof etc., also in relativ trivialen alltäglichen und „normalen“ Umgebungen. Was würde erst geschehen, wenn es in komplizierteren Situationen zu „Begegnungen“ mit EinwanderInnen käme? Solche Situationen werden denn auch gelegentlich explizit phantasiert!

4.1.9 Quellen des Wissens

Wie sichtbar geworden ist, machen sich rassistische Haltungen und Einstellungen an bestimmten konkreten Themen, „Fakten“ und Ereignissen fest.

Wie kommen die Menschen nun zu diesen Konkretisierungen ihrer (mehr oder minder rassistischen) Einstellungen und Haltungen über EinwanderInnen? Woher beziehen sie diese? Welche Einflüsse tragen zu ihrer Formierung und auch zu ihrer Veränderung bei? Diese Frage läßt sich nicht auf der Grundlage von Interviews allein beantworten. Andererseits ist es nicht möglich, Menschen „im freien Felde“ zu beobachten und dadurch herauszufinden, mit wem und wie sie über EinwanderInnen diskutieren, welche Artikel in Zeitungen sie lesen und welche Radio- und Fernsehsendungen sie zur Kenntnis nehmen. Dazu brauchte man hunderte von Beobachtern, die

über einen langen Zeitraum solchen Fragen mit dem Tonbandgerät unter dem Arm nachgingen. Und selbst wenn dies möglich wäre: Sie hätten nur sehr beschränkten Zugang zu all den Situationen, in denen möglicherweise entsprechende Gespräche und Diskussionen geführt werden.

Wir haben deshalb die Interviewten außerhalb oder während des Interviews danach gefragt, woher sie ihr Wissen beziehen, welche Zeitungen sie lesen, welche Fernsehsendungen sie ansehen und ob sie viele Bekannte haben, mit denen sie regelmäßig diskutieren. Daraus ergaben sich viele Hinweise, die noch dadurch ergänzt werden, daß die Interviewten ungefragt beim Erzählen von Begebenheiten und Geschichten auf die Quellen ihres Wissens eingegangen sind. Da heißt es dann: Das hab ich selbst gesehen, selbst erlebt etc. oder. Das hat mir meine Schwester erzählt oder Frau G. aus der Nachbarschaft: Sehr oft wird auf die Zeitungslektüre verwiesen, seltener auf Fernsehsendungen und noch seltener auf andere Quellen. Solche Angaben sind häufig, zumal die Interviewten darum bemüht sind, die Glaubwürdigkeit ihrer Aussagen unter Beweis zu stellen. Der Verweis auf die Wissensquellen ist so auch ein Teil der Redestrategie der Interviewten, seriös zu wirken und Tatsachen zu berichten, keine aparten individuellen Ansichten zu äußern, sondern darauf verweisen zu können, daß andere Menschen das genau so sehen wie sie.²⁸² Daneben ist jedoch in den Interviews zu beobachten, daß die Menschen völlig selbstbewußt von Ereignissen berichten, Tatsachenbehauptungen aufstellen, ohne sich die Mühe zu geben, darauf hinzuweisen, woher sie ihr Wissen bezogen haben. Deshalb ist es interessant, sich die Stellen genauer anzusehen, an denen sie sich in besonderer Weise auf bestimmte Quellen ihres Wissens berufen.²⁸³

4.1.9.1 Eigene Erfahrungen

Neben den Medien, die alle Interviewten als Quellen ihres Wissens angeben (s.d.), beziehen sich alle Interviewten auch auf eigene Erfahrungen mit EinwanderInnen, egal ob sie in Wohnvierteln mit hohem oder niedrigem Anteil von EinwanderInnen leben. Eigene Erfahrungen, von allen Menschen wohl als die glaubwürdigste Form des Wissenserwerbs angesehen, werden

²⁸² Über die Schwierigkeiten, absolut verlässliche Auskünfte über die Wissensquellen von Interviewten zu gelangen vgl. van Dijk 1987, S. 119-122. Die Angaben der Interviewten über ihre Wissensquellen sind dabei nur eine Fundgrube; daneben sind die Interviews selbst als Quellen anzusehen: Sie reproduzieren die kollektiv geteilten Ansichten über EinwanderInnen bei bestimmten Variationen, die mit Alter, Wohngebiet, Geschlecht und anderen Faktoren einhergehen; s. dazu weiter unten.

²⁸³ Die Analyse der Quellen des Wissens, auf die sich unsere Interviewten beziehen, kann hier nur exemplarisch durchgeführt werden; eine vollständige Analyse aller Quellenangaben und -hinweise auf Quellen würde eine Untersuchung aller Aussagen voraussetzen. Das aber würde den Rahmen dieser Monographie sprengen. Vgl. aber die sehr differenzierte Analyse bei van Dijk 1987, S. 131-140

denn auch dann angeführt, wenn sie wenig wirklich glaubhaft sind. So dürften z.B. wirkliche Erfahrungen mit Kriminalität von EinwanderInnen selten sein; sie werden aber relativ oft angeführt und verallgemeinert. Zu beachten ist auch, daß die eigenen Erfahrungen selbst gemacht und behalten werden auf dem Hintergrund bereits gegebener stereotyper Ansichten und verfestigter kognitiver Wahrnehmungsmuster oder -rahmen.²⁸⁴

Auf eigenes Erleben pocht die folgende junge Frau in einem interessanten Zusammenhang, den ich etwas ausführlicher zitiere:

Was hast Du denn selbst zum Beispiel für - Erfahrungen mit eh Ausländern gemacht?

Antwort: Jaa, also bei uns inner Clique so sind auch zwei, drei Ausländer - also et gibt Ausländer, die verhalten sich echt korrekt so, die passen sich an, eben den deutschen Verhältnissen - abber - überwiegend sind da auch die Türken, die ein dann inne Stadt sozusagen anmachen und drekt dat Messer ziehen so ungefähr, hab ich au schon en paarma erlebt, wenn man ma mit drei, vier Mädchen durche Stadt geht, dann - man sieht die Türken schon, dann kommse direkt hinterher und hah - schuppen ein und so, also die benehm sich echt daneben, muß ich schon sagen. Un is klar dat irgendwie eh, die Deutschen dann auch ein Haß dagegen ham - weil die sich ja nich anpassen können, wenn se sich anpassen würden, dann würd man sich auch mit denen verstehn. Also ich bin kein Ausländerfeind, abber ich kann dat verstehn, wenn andere Leute da en Haß drauf kriegen - so. Weil, die benehm sich ja wirklich daneben.“ (5/295-313)

Die eigene Erfahrung, daß die Türken direkt das Messer ziehen, wird durch „so ungefähr“ sofort zurückgenommen. Hier tauchte bei der Interviewten das Bild vom Türken mit dem Messer auf, das sie sofort revidiert, weil sie sich anhand der eigenen Erfahrung kontrolliert. Das Messerzücken wird dann durch das realistischere „Schuppen“ (Anrempeln) ersetzt. Gleichwohl hält das Bild dazu her, den Haß der Deutschen auf Ausländer zu legitimieren.

Gelegentlich beruft man sich auf direkte Kontakte mit EinwanderInnen:

...weil wir auch Kontakte haben zu dem Sri Lanka-Verein hier. (2/371)

Oder darauf, daß man „es“ selbst gesehen habe:

Wenn ich dat seh, wie die hier vorbeilaufen, mit Lederjacken und so, versteh ich nicht, woher dat Geld kommt für die Jacken. Nur als Beispiel, wohlgemerkt. (21/194-196)

In Interview 3 werden 29 mal explizit eigene Erfahrungen als solche benannt, wobei hier häufig auf Erfahrungen zurückgegriffen wird, die Jahrzehnte zurückliegen:

Ich hab .. dat is schon zehn Jahre her - auf de Kokerei mit vielen Ausländern da zusammengearbeitet. (3/161-163)

Der Verweis auf eigene Erfahrungen kann indirekt erfolgen. So in dem folgenden Beispiel, wo eine Frau über einen Besuch in einem türkischen Geschäft berichtet:

wo man auch als Deutsche sehr, sehr zuvorkommend und sehr, sehr freundlich behandelt wird. (1/70-72)

284 Vgl. dazu ebd. S. 128.

4.1.9.2 Berichte von Bekannten, Verwandten und anderen

Berichte anderer, von Verwandten und Bekannten, werden von etwa drei-viertel der Interviewten ebenfalls als Quellen des Wissens angeführt, allerdings seltener als eigene Erfahrungen. Diese haben natürlich auch wieder ihre eigenen Wissensquellen, insbesondere wiederum eigene oder fremde Erfahrungen, von denen sie gehört haben, Medienberichte etc. Es ist also kaum möglich, das Gewirr von Quellen genau zu durchschauen. Hier macht sich eben geltend, daß die Menschen in den Interdiskurs eingebunden sind.

Die folgende junge Frau beruft sich auf ihre Freundinnen:

... zwei meiner Freundinnen sind Verkäuferinnen ..., ja und die erzähl mir eben auch, datse wieder Tamilen gefaßt ham oder Libanesen, ja natürlich auch Deutsche, is klar, abber überwiegend sind et die Ausländer, die in den Geschäften sozusagen klaun. (5/370-375)

In der folgenden Passage beantwortet eine Frau die Frage, was sie denn über „türkische Wohnverhältnisse“ wisse, folgendermaßen:

Ich bin also in einer türkischen Wohnung nie gewesen, kann ich mir also kein , eh, direktes Bild machen, ich weiß halt nur, eh, von, eh, türkischen Jugendlichen, mit der, mit denen ich mich des öfteren unterhalten habe, daß die Zuwendung der Eltern halt eine andere ist, als die bei den Deutschen... (1/568-574)

Hier beruft sie sich auf Einwanderer als Kronzeugen, die es ja wissen müssen.

Nicht immer ist man sich genau darüber im klaren, woher man sein Wissen bezogen hat:

Jaja. Was man so lesen kann. Hört man ja auch manchmal von Bekannten, die (...) erwachsene Kinder haben. (4/99f.)

Der Bericht von anderen wird nicht selten zu eigener Erfahrung umphantasiert. Eine Passage, in der ein solcher Umschlag sprachlich noch sichtbar ist, ist die folgende:

Außer, wie gesagt, die Frau I., aach! Die sacht - die hat also außem Fenster geguckt, un da hat die denn gesehen, die haben die Kopftücher abgemacht, und das wimmelte von Läusen. (3/217-219)

Indirekte Rede wird unter der Hand zu direktem Bericht. Man gibt auch vor, an Erfahrungen anderer direkt beteiligt gewesen zu sein:

Dat ham wer ja erlebt. (22/654)

Aus dem Zusammenhang wird deutlich, daß die Frau, die hier spricht, über ein Erlebnis ihrer Tochter berichtet.

4.1.9.3 Die Medien

Der Einfluß der Medien ist teilweise bis in die Formulierungen hinein nachweisbar. Bestimmte Schlüsselwörter wie Mentalität, Identität, Integra-

tion, Assimilation sowie andere journalistische Schlüsselwörter (häufig auch in der Alltagssprache sonst höchst ungebräuchliche „Fremdwörter“ etc.) kommen hier im Zusammenhang einer alltäglichen Ruhrgebietsprache vor, in der sie wie Fremdkörper wirken. Hier ist der Einfluß der Medien ganz besonders klar nachweisbar.

In den Interviews fanden sich z.B. bei einer Auswertung, die sozial gewichtet ist, also sowohl Menschen mit Hauptschulabschluß als auch mit Abitur berücksichtigt, die folgenden „journalistischen Schlüsselwörter“:

Agglomeration, Aggression, Ambition, Analyse, Aspekte, Asylant, Assimilation, Aufnahmefähigkeit, Beschäftigungspolitik, Diskriminierung, Eingemeindung, Eingliederung, Entspannung(spolitik), Ernüchterung, Erwachsenenbildung, Feindbild, Goldener Westen, Grundgesetz, Identität, Infrastruktur, Interaktion, Kampagne, Konflikt, Kulturkreis, Level, Menschenmaterial, Mentalität, Migration, Mitbestimmungsrecht, Nachbarschaftsgrenzen, Negativerfahrungen, Produktionsstätten, Programm starten, Radius, Rationalität, Rechtswesen, Schlafstadt, schulischer Bereich, Steuerlast, Strukturwandel, Umfeld, Überbauung, Verbraucher, Veto, Werktätige, Wohnbereich, Wohnkultur, zum Negativen verändern, arbeitsbedingt, arrangieren, baulich, eingegliedert, entnehmen, ethnisch, global, gravierend, integrieren, intendiert, investieren, kopflastig, multikulturell, multinational, räumlich, reaktionär, virulent, zugewiesen, zweigeteilt.²⁸⁵

Solche Wörter, die zumeist den diversen Spezialdiskursen entstammen, die ja, vermittelt besonders durch die Medien, den Interdiskurs speisen, wirken wie Fremdkörper in der Alltagssprache besonders der weniger „Gebildeten“. Sie verweisen eindeutig auf den Einfluß des Mediendiskurses.

So geben denn auch alle Interviewten eine oder mehrere Zeitungen und Zeitschriften an, aus denen sie bevorzugt ihre Informationen beziehen. Die - geht man nach den Auflagenhöhen - sehr verbreitete Lektüre der Regenbogenpresse (Bunte etc.) wird nur einmal genannt. Sie wird möglicherweise verschwiegen, weil man einen guten Eindruck machen möchte. Ein Grund könnte auch sein, daß man solche Blätter gar nicht als Zeitungen versteht, sondern als eine Textsorte eigener Art, ähnlich z.B. Pornoheften.

Nicht selten werden Zeitungen explizit im Interview als Quellen des Wissens zitiert:

Die fordern hier ihre Rechte, steht in jeder Zeitung. (21/77)

²⁸⁵ Zur genaueren Bestimmung wurde aus den Interviews heraus eine Basisliste solcher als journalistische Schlüsselwörter eingeschätzten Termini erstellt. Diese Wörter könnten durch ein Suchprogramm in allen anderen Interviews auffindbar gemacht werden. Zur besseren Absicherung könnte eine Worthäufigkeitsliste des gesamten Corpus erstellt und daraufhin überprüft werden, ob sich hier weitere solcher Schlüsselwörter finden lassen. Auf dieses relativ aufwendige Verfahren wurde verzichtet, weil bereits diese Stichprobe den Einfluß der Medien hinlänglich plausibel macht.

Es kommt auch vor, daß eine Interviewte zunächst bestreitet, überhaupt Zeitungen zu lesen. Später sagt sie trotzdem auf die Frage:

Hasse da ma was zu gehört odder gelesen, daß Libanesen Geschäfte ausrauben?

Ja eh, da stand glaub ich ma inner Zeitung, daß sich - Libanesen treffen wollten, dreißig Libanesen und so - und wolltendie ganzen Boutiquen ... im City-Center da ausrauben ... (5/338-344)

Wir haben in dem Zeitraum, in dem die Interviews durchgeführt wurden, auch ein Auge auf den Mediendiskurs gehabt:²⁸⁶ Deshalb lassen sich an einigen Stellen direkte Parallelen aufzeigen.²⁸⁷

Die Berichterstattung über Roma und Cinti war 1991 in den Medien eine Art Dauerbrenner. Um die Cinti und Roma hatte es in den letzten Jahren eine anhaltende politische Auseinandersetzung gegeben, die breit von den Medien aufgenommen wurde und weiterhin wird.²⁸⁸ In der Kölner Rundschau stand z.B. noch am 26.6.91 trotz der wenigen Cinti und Roma in Deutschland:

„Wir können uns nicht mehr vorn den Mantel des großzügigen gutmütigen Onkels umhängen und immer neue Schulden machen. Das ist keine Caritas, sondern Liederlichkeit. Wenn wir jetzt Zigeunern schon allein Millionen dafür zahlen, daß sie künftig nicht mehr in unser Land kommen, kann es in der Denkungsart unserer Politiker nicht mehr mit rechten Dingen zugehen. Jede Regierung hat ihre Politik zum Wohle des Volkes auszurichten. Weiß man in den Regierungszentralen überhaupt noch, wie das Volk denkt? Hat man noch Vorstellungen, was dem Volke(!) wirklich zum Wohl gereicht? Die Auffassungen scheinen bedenklich ins Wanken gekommen zu sein.“ (Jürgen C. Jagla, Kölner Rundschau 26.6.91 zu den 8000 Mark pro Kopf für Cinti und Roma.)

Man vergleiche dazu die Cinti und Roma-Story aus 3/759ff., die mit dem sehr viel später geschriebenen Jagla-Artikel stark übereinstimmt. Auch dies kann als Beleg für die Stabilität der Diskurse gelten.

²⁸⁶ Das wurde nicht systematisch und auch nicht flächendeckend vorgenommen. Um die Jahreswende stand die „Asyldebatte“ im übrigen auch im Schatten des drohenden Golfkrieges, der damals die Medien in erster Linie beschäftigte. Ab Mitte August/September 1991 haben wir unter dem Eindruck der dramatischen Eskalation rassistischer Straftaten mit medialer Begleitmusik eine breitangelegte Medienanalyse begonnen. So haben wir zwei Monate lang die Presseberichterstattung der Bildzeitung zur Asylfrage dokumentiert und diskursanalytisch aufbereitet und kommentiert. Die Parallelen zwischen der Bildzeitung und den zentralen Aussagen in den Interviews liegen trotz des Abstandes von sieben-acht Monaten auf der Hand. Der rassistische Diskurs scheint ziemlich stabil. Vgl. Quinkert/Jäger 1991. Bei einer Erweiterung unseres Projektes soll aber der Versuch gemacht werden, eine Parallelisierung von Alltagsdiskurs und Mediendiskurs zu erreichen.

²⁸⁷ Vgl. dazu auch die Einzelanalyse von Sabine Walther.

²⁸⁸ Vgl. Toulmein 1990, Kreft 1991.

Solche Feststellungen lassen nun aber keinesfalls den Schluß zu, daß Zeitungsdiskurs und Alltagsdiskurs voneinander unabhängig verliefen. Diskurse haben ihre Geschichte und korrespondieren miteinander, wobei dem dominanten Mediendiskurs die Rolle der Steuerung zukommt. Er produziert und reproduziert ständig den Alltagsdiskurs. Ja, der Mediendiskurs ist in der Lage, schlummernde Diskurse auf der Alltagsebene jeder Zeit wieder zu erwecken und zu eskalieren. Der Herbst der Pogrome 1991 ist dafür der „schlagende“ Beweis. Ende 1986, vor der Bundestagswahl, war ähnliches zu beobachten, nur daß es damals schneller gelang, den entfachten Brand wieder einzudämmen. (vgl. Devantié, Gawel, Jäger u.a. 1987) Gestört wird der „ruhige Fluß der Diskurse“ jedoch immer wieder durch bestimmte „Diskursive Ereignisse“ wie Tschernobyl oder die Öffnung des Brandenburger Tors. Dies kann unter Umständen zu erheblichen Änderungen diskursiver Verläufe führen.

Zu beachten ist natürlich, daß dreiviertel der Interviewten auch Fernsehsendungen anschauen, auf die sie sich explizit berufen, insbesondere auf Nachrichten, aber auch auf Unterhaltungs- und Sportsendungen. Nur 5 geben an, auch Magazinsendungen zu sehen wie Monitor, Report oder das Wirtschaftsmagazin. Nur selten werden das Radio, ein Film, Videokassetten oder Bücher²⁸⁹ als Informationsquellen genannt, und wenn, dann eher als ergänzende Quelle neben den Zeitungen:

... die regionale Zeitung, die hier angeboten wird, die reicht mir im Grunde, und was in diesen Zeitungen, eh, nicht angeboten wird, entnimmt man eben aus Radio, Fernsehen und dergleichen. (1/382-384)

Da zumal Tagesschau und andere Nachrichtensendungen wenig haftenbleibende Informationen bieten (Schmitz 1990), kann man wohl sagen, daß die Hauptquelle der Information aus den Medien die Zeitung ist.

4.1.9.4 Andere Quellen

Sonstige Wissensquellen werden selten angegeben, gelegentlich wird auf den Schulunterricht verwiesen oder auf Gehörtes in der Kirche, bei Gewerkschaftsschulungen, im Studium etc.

4.1.9.5 Zusammenfassung

Es kann wohl davon ausgegangen werden, daß die Medien einen enormen Einfluß auf die Konkretisierung, aber auch auf die Herausbildung und Verfestigung rassistischer Einstellungen in der Bevölkerung haben. Es zeigt sich jedoch in unseren Interviews, daß es auch die alltägliche Kommunikation ist und reale oder imaginierte eigene Erfahrungen, die hierbei mit im

²⁸⁹ Nur in Interview 20 werden Bücher und Videos als dominante Wissensquelle angeführt.

Spiel sind. Die häufig gehörte Annahme, die Presse gebe nur wieder, was die Menschen im Lande ohnedies denken, dürfte kaum zu halten sein.²⁹⁰ Viele im Mediendiskurs auftretende Spezialtermini, Kollektivsymbole als „Kitt“ der Mediendiskurse und Stabilisatoren dessen, was für uns Deutsche als „normal“ angesehen wird, direkte Parallelen zwischen Zeitungsberichten und Interviewpassagen etc. lassen diesen Schluß als hinreichend plausibel erscheinen.

Der Mediendiskurs trifft natürlich keine „tabula rasa“ an, sondern Vorprägungen, entwickelte und verfestigte Frames und Scripts usw. Diese aber sind ebenfalls Resultat diskursiver Prozesse, die sich insgesamt - bei zeitlichen Verschiebungen - als Grundstrukturen medialer Diskurse wiederfinden lassen. Diese Annahme wird durch die verschiedenen Untersuchungen Teun A. van Dijks zusätzlich gestützt, ebenso wie durch die empirischen Untersuchungen Jürgen Links zum Mediendiskurs und seiner Wirksamkeit für das Entstehen bestimmter „Normalitäts“-Strukturen im Alltagsbewußtsein. (Link 1978, 1992 und Gerhard 1992)

4.2 Der soziale Hintergrund und sein Einfluß auf die Herausbildung und Stärke rassistischer Haltungen. Einige zusätzliche quantitative Aspekte

4.2.1 Vorbemerkung

Bei der vorangegangenen qualitativen Gesamtanalyse wurde nur gelegentlich und eher am Rande danach gefragt, ob möglicherweise Geschlecht, Alter, Wohngebiet, Schulabschluß, Parteipräferenzen und Lesegewohnheiten Einfluß auf die Herausbildung und die spezifische Qualität rassistischer Haltungen haben könnten. Dieser Frage soll im zweiten Teil der synoptischen Analyse nun etwas systematischer nachgegangen werden.

Zu beachten ist hier, daß dabei zwar gewisse Trends sichtbar werden können, aber keine absoluten Quantifizierungen möglich sind. Das erhobene Corpus an Interviews ist zwar materialreich und läßt verallgemeinernde Aussagen zu, da die ermittelten Strukturen primär als sozial angesehen werden können. Eine exakte statistische Auswertung ist jedoch auch z.T. wegen der noch relativ geringen Zahl der Interviewten nicht möglich.²⁹¹ Es zeigt sich aber, daß die Ermittlung von Trends in bestimmten Aussagebereichen durchaus Sinn macht, zumal diese durch Vergleiche z.B. mit den umfassenderen Projekten Teun A. van Dijks für die Niederlande weiter gestützt werden können.

²⁹⁰ Genaueres dazu s. Jäger 1991f., hier bes. S. 4-8.

²⁹¹ Entsprechend zurückhaltend beurteilt van Dijk den Aussagewert quantitativer Feststellungen in Verbindung mit seinen 24 US-amerikanischen Interviews. Vgl. van Dijk 1987, S. 351.

4.2.2 Überblick über den sozialen Rahmen

Die von uns Interviewten sind, was Geschlecht, Alter, Schulbildung, Wohngebiet, Parteipräferenz etc. betrifft, für eine großstädtische Bevölkerung gut repräsentativ gestreut. Im einzelnen haben wir die folgende Verteilung:

Frauen und Männer:

Zehn der Interviewten sind Männer, 12 Frauen. In drei Interviews treten Frauen zusätzlich mit längeren Redeanteilen auf (Int. 3, 18 und 21).

Wohngebiet:

Zwölf der Interviewten leb(t)en in Wohngebieten mit hohen Anteilen von EinwanderInnen, 15 in Wohngebieten mit niedrigen Anteilen von EinwanderInnen. Davon haben drei Personen über mehrere Jahre Erfahrungen in Wohngebieten beider Art gemacht.²⁹²

Altersverteilung:

5 der Interviewten sind zwischen 18 und 30 Jahren alt, 5 zwischen 31 und 40, 6 zwischen 41 und 50, 3 zwischen 51 und 60, 3 zwischen 61 und 70 und 2 sind älter als 70.

Schulabschluß:

18 der Interviewten haben einen Volksschul- oder Hauptschul- oder Real-schulabschluß, sieben haben Abitur bzw. Studium aufzuweisen.

Parteipräferenz:

Grün bzw. moderat links: zwei; SPD: neun, CDU: sechs, FDP: drei; CDU und SPD: eine; keine Präferenz: drei; eine interviewte Person wollte dazu keine Angaben machen.

Bevorzugte Zeitungs-Lektüre:

17 geben an, eine der großen Familienzeitungen zu lesen, sechs geben die BILD-Zeitung an, drei den Spiegel, zwei den Stern, je einer Bunte, FAZ, Handelsblatt, Frankfurter Rundschau, die Zeit, die taz (teilweise Mehr-fachnennungen).

²⁹² Die Überschreitung der Zahl 22 ergibt sich daraus, daß an einigen Interviews mehrere Interviewte teilnahmen bzw. daß z.B. Wohngebiete gewechselt wurden. In einigen wenigen Fällen fehlten auch genauere Angaben zum 2. Interviewpartner.

4.2.3 Soziale Differenzierungen²⁹³

4.2.3.1 Unterschiede in der Haltung gegenüber EinwanderInnen bei Männern und Frauen

Bei den Interviewten sind nur geringfügige Unterschiede bei Männern und Frauen festzustellen.²⁹⁴ Ausführlich und exemplarisch möchte ich das anhand einiger ausgewählter Themen aufzeigen:

Zu Arbeitsmarkt, Arbeitsplatz

Auffällig ist zunächst, daß sich mehr Frauen als Männer zu Auswirkungen der Anwesenheit von EinwanderInnen auf den Arbeitsmarkt, zur Zusammenarbeit am Arbeitsplatz und zu Arbeitsproblemen allgemein äußern (10:5). Einige Beispiele:

Einwanderer aller Art verursachen Arbeitslosigkeit:

Frau 1/213f.:

*Ja, ich sehe große Probleme sogar auf uns zukommen, sei es im Arbeitsbereich ... (Frau 1/213f.)*²⁹⁵

Einwanderer verursachen keine Arbeitslosigkeit, meint die Frau in Interview 19/1192f.

Einwanderer und Flüchtlinge haben Anspruch auf einen Arbeitsplatz, meint der Mann in Interview 14/371.

Es spricht nichts dagegen, daß Gastarbeiter hier arbeiten und Geld verdienen, meinen die Frauen in Interview 19/1220-22 und 20/228-245.

²⁹³ Die folgenden Angaben beruhen auf einer Korrelation sozialer Daten mit der Anzahl des Auftretens der Themen, mit deren Hilfe Vorbehalte gegenüber EinwanderInnen aller Art geäußert werden. Im Unterschied zu van Dijk beziehen wir uns nicht auf eine Vorurteilsskala (vgl. van Dijk 1987, S. 131ff.). Auf der Grundlage der qualitativen Analysen der Interviews stuft van Dijk den Grad der Vorurteilhaftigkeit auf einer Skala von 1 bis 7 zwischen Vorurteilsfreiheit und offenem Rassismus ab und kommt zu einem Mittelwert von 3,4. Signifikante Abweichungen von diesem Mittelwert sind sodann der Maßstab für die Bestimmung des Grades der Vorurteilhaftigkeit bestimmter sozialer Gruppen etc. Angesichts der auch von van Dijk konstatierten Problematik solcher Verfahren und zusätzlich wegen der noch geringen Zahl von Interviews verbietet sich ein solches Verfahren für unsere Untersuchung. Die Untergruppierungen werden dabei zu klein. Wir begnügen uns deshalb damit, bestimmte grobe Trends herauszufinden, deren Aussagewert selbstverständlich nur sehr vorläufigen Charakter hat.

²⁹⁴ Ähnliche Befunde zeigen die Untersuchungen van Dijks (Vgl. van Dijk 1987, S. 350).

²⁹⁵ Ähnlich äußern sich Mann 3/315-317, Mann 4/135 und 216f., Frau 11/137-140.

Sie machen die Drecksarbeit, die kein Deutscher machen will, sagt eine Frau in Interview 19/1202-1207.

Manchmal werden sehr widersprüchliche Erfahrungen geäußert. Einerseits hat man sich gut verstanden, andererseits beklagt man sich doch, wenn z.B. Gastarbeiter den Deutschen gute Positionen „wegnehmen“:

Mann: „Ich hab mich sah gut mit denen verstanden“. (3/170; vgl. auch 3/186-189 und an mehreren anderen Stellen.)

Später heißt es aber:

Wir ham dann geschimpft auf den. Da warn ja bei uns da auch Obermeister, die dat auch hätten machen können. Und deer is da vorgesetzt, ne? (3/465-467)

Keine Probleme am Arbeitsplatz sehen: Frau 5/693-96, Mann 18/57f., 115ff. und 193 -199, Mann 21/220.

Türken halten die Lehre nicht durch: Frau 21/513-535.

Sie drücken sich vor Arbeit wie Deutsche auch: Frau 21/540ff.

Gebete am Arbeitsplatz: Frau 11/265 ff.

Zum Arbeitsverhalten äußert sich auch Mann 3/360-373 und 484-85.

Einwanderer werden am Arbeitsplatz nicht für voll genommen: Frau/11/272f.

Angst vor Überfüllung äußert: Mann 3/315-317 und 327-329.

Arbeitsprobleme von Asylbewerbern werden genannt: Frau 17/460ff.

Lob der Gastarbeiter gegenüber „Asylanten“, Sie haben Rentenversicherung gezahlt etc.: Frau 17/385-386 und 411.

Einstellung von EinwanderInnen ohne Probleme: Mann 14/137-161

Positive und negative Äußerungen von Männern und Frauen halten sich in etwa die Waage. (Zu beachten ist, daß die Positiväußerungen allerdings i.a. wieder relativiert werden, s.o.)

Bedrohungen und Belästigungen durch Einwanderer

Hierzu äußern sich Frauen sichtlich häufiger als Männer (9:5). Allerdings zeigt sich keine themenspezifische Verteilung. Für beide Geschlechter gelten die „Massen“ von EinwanderInnen und die damit für „uns“ verbundenen Kosten als bedrohlich. Auch über Belästigungen beklagen sich mehr Frauen als Männer (8:4); Angst vor der Kriminalität der EinwanderInnen äußern 8 Frauen und vier Männer. Das läßt sich damit erklären, daß sich Frauen häufiger als Männer als Opfer von Gewalt und Straftaten sehen.

Kritik der sozialen Kosten

Generellen „Asylmißbrauch“, hohe Kosten für „uns“ befürchten 11 Frauen und nur 5 Männer.

Kritik anderer Sitten und Gebräuche

Auch hier dominieren die Frauen mit 14:8

Kritik der Aussiedler und Übersiedler

Die Frauen sehen dieses Problem schärfer als die Männer (10:5).

Themen, bei denen Männer gegenüber Frauen deutlich dominieren, gibt es nicht. Gleichwohl sind die quantitativen Unterschiede insgesamt unbedeutend.

4.2.3.2 Unterschiede in der Haltung gegenüber EinwanderInnen je nach Alter

Hier gibt es eine deutliche Tendenz dazu, daß ältere Menschen stärker dazu neigen als jüngere, Vorbehalte gegenüber Einwanderinnen zu hegen.²⁹⁶ Faßt man die Gruppe der über 50jährigen zusammen, so gibt es kaum einen Themenbereich, in dem sie nicht quantitativ und qualitativ dominierten. Eine schwache Ausnahme bildet nur das Thema „Benachteiligung deutscher Kinder in der Schule durch die Anwesenheit von Kindern von EinwanderInnen“, was allerdings nicht verwunderlich ist, da diese Altersgruppe selbst keine schulpflichtigen Kinder hat.

Die Gruppe der 41-50-jährigen ist schwächer mit ablehnenden Haltungen vertreten als die Gruppe der Älteren. Beide Gruppen haben ihre Schwerpunkte bei Problemen mit dem Arbeitsmarkt, bei Bedrohung und Belästigung, Kriminalität, Ablehnung des „Asylmißbrauchs“, Ablehnung fremder Sitten und Gebräuche, bei sozialen Kosten, Wohnungsproblemen, und sie üben häufig Kritik an Aus- und Übersiedlern. Die Bandbreite der Vorurteile ist also deutlich geringer als bei den über 50-jährigen.

Die Gruppe der 31-40jährigen sieht gegenüber der der 41-50-jährigen bei ähnlicher thematischer Bandbreite leicht weniger Probleme. Schwerpunkte liegen hier bei Bedrohungen, Kriminalität, „Asylmißbrauch“, fremde Sitten und Gebräuche.

Die jüngste Gruppe der 20-30-jährigen ist offensichtlich im Vergleich zu den 31-40-jährigen etwas stärker negativ eingestellt. Sie äußern eine größere Bandbreite von Vorbehalten und sehen insbesondere Gefahren in der Ghettoisierung und fürchten Belästigungen.²⁹⁷

²⁹⁶ Ich verzichte ab nun auf eine genauere thematische Auffächerung und begnüge mich damit, bestimmte Besonderheiten hervorzuheben.

²⁹⁷ Diese Ergebnisse sollten nicht überschätzt werden, insbesondere nicht für die jüngeren Altersgruppen. Einigermaßen verlässlich dürfte das Ergebnis sein, daß die ältere Generation deutlich stärkere Vorbehalte hat als die Jüngeren. Dies entspricht auch ganz den Ergebnissen Teun A. van Dijks für die Niederlande (van Dijk 1987, S. 350).

4.2.3.3 Wohngebiet: Wohnumgebungen mit hohem und mit niedrigem Anteil an EinwanderInnen

Die thematische Bandbreite der Diskriminierungen ist nahezu flächendeckend, oder anders: die meisten Typen von Ablehnung tauchen bei Menschen aus beiden Wohngebieten auf, jedoch mit unterschiedlicher Gewichtung. Die Abschiebungsforderung dominiert geradezu einhellig Bewohner von Wohngebieten mit hohen EinwanderInnenanteilen. Auch über Hilfen zur Selbsthilfe machen sich nur (und auch nur einige wenige) Bewohner solcher Stadtviertel Gedanken, ähnlich wie über die Ursachen der Einwanderung.

Insgesamt läßt sich der folgende Trend feststellen:²⁹⁸

Bei deutschen BewohnerInnen von Wohnvierteln mit hohen Anteilen von EinwanderInnen dominieren (mit abnehmendem Gewicht):

1. Abschiebungsforderung
2. Segnungen der Gastronomie der EinwanderInnen
 - Probleme von Jugendlichen
 - Zu hohe soziale Kosten
 - Schwierige soziale Situation
 - Erhöhung der Wohnungsnot
3. Anpassungsforderung
 - Probleme auf der Arbeit
 - Ausländergesetzgebung
 - Gastarbeiter und ihre Rolle
 - Kriminalität der EinwanderInnen
 - Schulprobleme
4. Belästigungen
 - Gefahren der Ghattobildung
 - Sprachprobleme
 - Ablehnung des Wahlrechts
 - Wohnprobleme mit EinwanderInnen

Bei deutschen BewohnerInnen in Wohnvierteln mit eher niedrigen Anteilen von EinwanderInnen dominieren (mit abnehmenden Gewicht):

²⁹⁸ Wir haben Wohngebiete mit hohem Anteil mit 2 und solche mit geringem Anteil mit 1 gewichtet. Für alle Interviewten zusammen erhielten wir einen Durchschnittswert von 1,6. Die folgende Zuordnung ist in der Reihenfolge der Durchschnittswerte zwischen 2,0 bis 1,0 vorgenommen worden. Zwischen den Werten über 1,6 und darunter ist eine Markierungslinie angebracht worden, die darauf verweisen soll, in welcher Art Wohngebiet welche Vorurteile dominieren. Die Auflistung ist also so zu lesen: Bei allen Werten unter zwei bis 1,6: Solche Vorurteile dominieren hier, kommen aber in dem anderen Wohngebiet auch vor. Und umgekehrt: Bei Werten unter 1,6 bis über 1: Solche Vorurteile dominieren in diesem Wohngebiet, kommen aber in dem anderen auch vor. Das ist natürlich statistisch nicht unproblematisch und kann nur ganz grobe Trends markieren.

5. Ablehnung von Übersiedlern
Kritik abweichender Sitten und Gebräuche
Bedrohung durch die große Zahl der EinwanderInnen
6. Integration ist möglich bei Assimilation
Bedrohung unserer Frauen
7. Eheliche oder Liebesbeziehungen zwischen Deutschen und EinwanderInnen werden als problematisch angesehen²⁹⁹

Sichtbar wurde: Zusammenwohnen mit und Kennen von EinwanderInnen geht nicht einher mit dem Abbau ablehnender bis rassistischer Haltungen, wie noch vielfach angenommen wird. Umgekehrt führt die Ferne zu EinwanderInnen ebenfalls nicht dazu; allerdings resultiert sie in tendenziell anderen Schwerpunkten von Vorurteilen, die im übrigen auch eher auf einer Meta-Ebene abgehandelt werden, da meist konkretere Erfahrungen fehlen.

4.2.3.4 Unterschiede je nach Schulabschluß

Höhere Bildung feilt nicht gegen Vorurteile. Die thematische Bandbreite an Vorurteilen ist bei Menschen mit Abitur (von einer unwesentlichen Ausnahme abgesehen, einem Techniker aus der Eifel) ebenso groß wie bei Leuten mit Haupt-, Volks- oder Realschulabschluß. Es gibt aber deutliche Unterschiede in den Gewichtungen:

Bei Menschen ohne Abitur liegen die Schwerpunkte der Vorurteile bei

- der Abschiebungsforderung,
- bei Problemen auf dem Arbeitsmarkt und auf der Arbeit,
- bei Gefühlen der drohenden Übervölkerung,
- bei Vorbehalten gegen Jugendliche aus Minderheitengruppen,
- bei der Zuweisung höherer Kriminalitätsbereitschaft,
- bei der Behauptung, die sozialen Kosten wären zu hoch,
- bei Problemen des Zusammenlebens,
- bei der Ablehnung von Übersiedlern,
- bei Fragen nach den Ursachen der Einwanderung und sehr hoch
- bei Problemen der Wohnungssuche (Wohnungsnot).

Demgegenüber setzen die Leute mit Abitur tendenziell andere Schwerpunkte:

- Sie lehnen den angeblichen Asylmißbrauch relativ häufiger ab,
- sie befürchten häufiger, daß durch Einwanderung Ausländerfeindlichkeit entsteht,
- sie sehen eher Probleme in Beziehungen der Geschlechter,
- sie sehen die deutschen Frauen eher bedroht,

²⁹⁹ Diese Verteilung korrespondiert mit den Ergebnissen van Dijks für die Niederlande: „The first obvious difference is the one between high- and low-contact areas, the first being well above the average, the second below the average prejudice level.“ (van Dijk 1987, S. 349)

- sie erwähnen häufiger die Segnungen der Gastronomie der EinwanderInnen,
- sie fürchten mehr negative Folgen der Ghettobildung,
- sie sehen eher Schulprobleme,
- lehnen eher das Wahlrecht von EinwanderInnen ab.

4.2.3.5 Unterschiede je nach Parteipräferenz

Parteipräferenzen, die sich in unserem Corpus um die „Mitte“ konzentrieren (bei leichtem Überhang nach links), spielen keine besondere Rolle. Mitte-Links-Wähler (SPD, Grüne) zeigen bei Problemen mit Arbeit, Arbeitslosigkeit, „Asylmißbrauch“, Bedrohung durch die „Masse“ und Angst vor Wohnungsnot eine leicht stärker ablehnende Tendenz als Mitte-Rechts-Wähler (CDU, FDP). Für die übrigen Themen lassen sich keine Unterschiede feststellen.

4.2.3.6 Bevorzugte Lektüre und sonstiger Medienkonsum

Daß der Einfluß der Medien neben der Verarbeitung eigener oder gehörter Erfahrungen, die oft allerdings auch wieder aus den Medien bezogen werden, für die Herausbildung und Verfestigung rassistischer Haltungen von großer Bedeutung ist, konnte bereits bei der qualitativen Analyse aufgewiesen werden.

Auffällig ist, daß die Interviewten ganz überwiegend auch die großen Familienzeitungen und/oder die BILD-Zeitung lesen. Nur sechs der Interviewten lesen zusätzlich überregionale Zeitungen wie FR, FAZ und Handelsblatt oder Wochenzeitschriften und Magazine wie Stern oder Spiegel. Das Fernsehen spielt hier möglicherweise eine geringere Rolle. Nur etwa die Hälfte der Interviewten sehen viel TV (2 Stunden und mehr), während die andere Hälfte weniger oder kein TV konsumiert. Auch gibt nur die Hälfte der Interviewten an, Nachrichtensendungen zu sehen, deren Informationswert allerdings ohnedies nicht sehr groß ist (Schmitz 1990). Politische Sendungen werden nur von vier der Interviewten angegeben. Insofern läßt sich auch aus dieser Perspektive sagen, daß die Berichterstattung der großen Familienzeitungen und der BILD-Zeitung von erheblicher Relevanz für die Meinungsbildung ist.

4.2.4 Vorläufige Schlußfolgerungen

Der hier vorgenommene Versuch, unser Material auch unter (einigen) quantitativen Gesichtspunkten zu analysieren, ist noch sehr unzulänglich. Bei weiteren Diskursanalysen sollte aber den folgenden Fragen weiter nachgegangen werden:

- ob ältere Menschen gegenüber EinwanderInnen in stärkerem Maße negativ eingestellt sind;

- ob die jüngere Generation der 20-30-jährigen wieder stärker mit ablehnenden Haltungen behaftet ist und welche Ursachen das haben könnte;
- ob bessere Erziehung und höherer Schulabschluß (bzw. der Beruf) eher gegen solche Haltungen immunisieren;
- ob sich, wie vermutet, das Wohnen in Nachbarschaften mit geringen Anteilen an Einwanderinnen nur auf die Qualität solcher Haltungen auswirken, nicht aber auf deren Vorhandensein als solches etc. etc.

5. Es ist angesagt, das Selbstverständliche zu bezweifeln!

Zusammenfassung

„Der Kleinbürger ist ein Mensch, der unfähig ist, sich den Anderen vorzustellen. Wenn der Andere sich seinen Blicken zeigt, wird der Kleinbürger blind, oder er ignoriert oder er leugnet ihn, oder aber er verwandelt ihn in sich selbst.“ (Roland Barthes, 1964, S. 141f.)

Wir haben 22 Interviews analysiert. Mit unseren Ergebnissen verbinden wir die Hoffnung, daß sie für konkrete antirassistische Arbeit nützlich sind. Wir hoffen das auch deshalb, weil unsere theoretische Ausgangsdiskussion und das angewandte diskursanalytische Verfahren trotz der scheinbar geringen Zahl der Interviews bereits weitreichende Verallgemeinerungen zuläßt.

Wir sind uns darüber im klaren, daß die Arbeit des Analysierens allein noch wenig nutzt, rassistische Haltungen zurückzudrängen und rassistisch motivierte kriminelle Delikte zu verhindern. Wir meinen aber, daß die Ergebnisse unserer Arbeit zum Weiterdenken und Weitertun anregen müßten:

Nahezu alle Interviewten, die jeweils als Repräsentanten größerer Bevölkerungsgruppen angesehen werden können, sind in rassistische Diskurse verstrickt. Dabei gibt es zwar graduelle Unterschiede. Aber selbst noch solche Menschen, die - aus welchen Gründen auch immer: religiösen und/oder politischen - Menschlichkeit zu ihrem obersten Lebensinhalt gemacht haben, sind nicht dagegen gefeit, Menschen fremder Herkunft mißtrauisch bis ablehnend gegenüberzustehn, ihre Anwesenheit und nicht das Verhalten der „Eingeborenen“ als das Problem anzusehen.

Viele wissen oder ahnen doch, daß ihre Skepsis und ihre Einstellungen gegenüber EinwanderInnen nicht richtig sind, und deshalb verbergen die meisten von ihnen ihre rassistischen Haltungen hinter Relativierungen und zur Schau getragener Wohlanständigkeit. Daneben gibt es auch solche Menschen, die in völliger Selbstgerechtigkeit und daher ganz offen ihren Alltag, ihre Sicht der Dinge zum Maßstab **aller** Dinge machen. Für alle diese Menschen sind nur sie selbst und allenfalls noch die anderen Deutschen, ihre eigenen Normen und Werte, Sitten und Gebräuche „normal“, während alle diejenigen, die von dieser imaginierten Normalität abweichen, als verrückt und abartig erscheinen.³⁰⁰ Dazu kommt, daß die so hergestellte, so gesehene und verabsolutierte Normalität als etwas Natürliches und überhistorisch Gültiges angesehen wird, für das man auch deshalb keinerlei Verantwortung trägt. Roland Barthes spricht von seinem „Gefühl der Ungeduld“ ange-

³⁰⁰ Vgl. dazu auch den Essay von Nirumand 1992.

sichts der »Natürlichkeit«, die der Wirklichkeit von der Presse oder der Kunst unaufhörlich verliehen wurde, einer Wirklichkeit, die, wenn sie auch die von uns gelebte ist, doch nicht minder geschichtlich ist. Ich litt also darunter“, schreibt er, „sehen zu müssen, wie »Natur« und »Geschichte« ständig miteinander verwechselt werden.“ (Barthes 1964, S. 7)³⁰¹

Wie erklärt sich diese **Mythisierung**, diese Konstruktion der Normalität, die ja Konstruktion ist, um nicht zu sagen: Reine Wahnvorstellung?

Dieses Normalitätsdenken entsteht nicht aus dem Nichts heraus, sondern ist Produkt der Erziehung und wird bestärkt durch die Medien etc., also durch die „öffentlichen Erzählungen“. Michel Foucault sprach von **Normalitäts-Dispositiven**, durch die alle Bereiche der Gesellschaft, der demographische, der ökonomische, ökologische, medizinische, psychiatrische, sexuelle und zunehmend auch politische „gemanaged“ werden.³⁰²

Der englische Schriftsteller John Berger, der in seinen Romanen und Essays viel über die Folgen von Verarmung, Vertreibung und Entwurzelung und die »verrückten« Reaktionen derjenigen nachgedacht hat, die die Vertriebenen nicht integrieren konnten und wollten³⁰³, bietet hier eine Erklärung an, die ich im folgenden zitieren möchte. Seine Beobachtungen zur Situation in Frankreich dürften auch auf Deutschland zutreffen. Berger schreibt:

*„Der leere Raum, die Lücke zwischen der Erfahrung, in diesem Moment auf unserem Planeten ein normales Leben zu führen, und den öffentlichen Erzählungen, die zur Sinnggebung für dieses Leben angeboten werden, ist ungeheuer groß. **Darin** liegt die Trostlosigkeit, nicht in den Tatsachen. Deshalb ist ein Drittel der französischen Bevölkerung bereit, auf Le Pen zu hören. Die Geschichte, die er erzählt - so übel sie ist - , scheint dem Geschehen auf den Straßen näher zu sein. Deshalb auch, wengleich auf andere Weise, träumen Menschen von einer »virtuellen Realität«. Irgendwas - von Demagogie bis hin zu vorfabrizierten onanistischen Träumen - irgendwas muß her, egal was, nur um die Lücke zu schließen! In solchen Lücken verlieren sich Menschen, und in solchen Lücken werden Menschen verrückt.“ (Berger 1991)*

³⁰¹ In seinen „Mythen des Alltags“ ging es ihm darum, „den ideologischen Mißbrauch“ aufzuspüren, der sich darin verbirgt. Zur Naturalisierung des Sozialen und des Historischen vgl. auch aus marxistischer Sicht Postone 1991. Link bescheinigt Barthes im übrigen eine „meisterhaft gehandhabte intuitive Methode“, möchte sie aber gerade wegen ihrer Intuitivität gerne korrigiert sehen und operational fassen. (Link 1978, S. 123 ff.)

³⁰² Nach Link 1992, S. 12. Foucault sagt: „Wir sind in einen Gesellschaftstyp eingetreten, in dem die Macht des Gesetzes dabei ist, zwar nicht zurückzugehen, aber sich in eine viel allgemeinere Macht zu integrieren, nämlich in die der Norm. (Foucault 1976, S. 84)

³⁰³ Vgl. seine Trilogie „In ihre Arbeit“ („Sau Erde“, „Spiel mir ein Lied. Geschichten von der Liebe“, „Flieder und Flagge“) und seinen Roman „G“.

Zwischen der erfahrenen (wie auch immer schlechten) Normalität und den Mythen der öffentlichen Erzählungen, die diesen wirklichen Erfahrungen der Menschen nicht entsprechen, klafft eine Lücke, die unsicher macht.

Der öffentliche Versuch, mit aberwitzigen und phantastisch-brutalen Surrogaten für ein mögliches sinnvolles Dasein den Menschen ihr Leben als sinnvoll erscheinen zu lassen, gelingt zunehmend nicht mehr. Sie können die Kluft zwischen der alltäglichen Erfahrung, dem also, was Berger „normales Leben“ nennt, und der gepredigten Normalität nicht mehr überbrücken. Hier greifen realitätsnahe populistische Angebote, die an den Stammtischen, in Vereinen, Parteien und (in fast allen und nicht nur polit-pornographischen) Medien verhökert werden. Die über uns hereinbrechende »Flut fremder Menschen«, die anders sind als wir, die als »nicht normal« gezeichnet werden, sie ist einer der Mythen, die sich auf konkrete Alltagserfahrungen beziehen lassen, Plausibilität für sich haben und sich so gegen die hergebrachten Mythen wenden.³⁰⁴ Hier findet der Wunsch nach Erhalt der Alltags-Normalität sein Ventil: Sind die »Ausländer« „hinweggetan“, scheint die Welt zumindest wieder ein bißchen normaler.

Beide Formen des Mythos, die der falschen öffentlichen Normalitäts-Sinngebung und die populistischen der Nicht-Normalität der „Anderen“, beziehen sich auf die Natur. Doch auf die EinwanderInnen und die Flüchtlingsheime kann man - besser als auf die angeblich durchgesetzte Demokratie - zugleich mit dem Finger zeigen, zumal wenn sie in Sammellager gepfercht, zur Ghettobildung gezwungen oder zur Erwerbslosigkeit verdammt werden, zumal sie als nicht normale und deshalb bedrohliche »Fluten« kollektivsymbolisch und auf andere Weise in den Gemütern der Menschen verankert werden.

So sind die in rassistische Diskurse Verstrickten zwar Opfer eines „Geistes geistloser Zeit“.³⁰⁵ Indem sie in den rassistischen Diskurs verstrickt sind, sind sie aber zugleich potentielle Täter, die eines Tages auch zu wirklichen Tätern werden können, oder zumindest aktive Mitläufer. So gesehen, sind sie „unschuldige Täter“³⁰⁶, ihre „Unterwerfung unter das Gegebene“, das angeblich „Normale“, korrespondiert mit ihrer Rebellion gegen die mythisch beschworenen, als unnormale gezeichneten Ersatzfeinde.

304 Hier wird zugleich deutlich, daß Kollektivsymbole mythisch sind.

305 Die Mythen paralisieren die Menschen. „So wird an jedem Tag und überall der Mensch durch die Mythen angehalten, von ihnen auf den unbeweglichen Prototyp verwiesen, der an seiner Statt lebt und ihn gleich einem ungeheuren inneren Parasiten zum Ersticken bringt, seiner Tätigkeit enge Grenzen vorzeichnet, innerhalb derer es ihm erlaubt ist zu leiden, ohne die Welt zu verändern.“ (Barthes 1964, S. 147)

306 Der Titel einer Studie zum Anti-Semitismus in Österreich von Ruth Wodak u.a. 1990 lautet: „Wir sind alle unschuldige Täter“.

Das ist das Eine! Näher zu beleuchten sind die Manager dieser Situation und deren Offiziere, Unteroffiziere und Vorarbeiter. Diejenigen, die dafür in erster Linie verantwortlich sind, daß auf diesem Planeten kein gutes Leben gelebt werden kann. Die dafür verantwortlich sind, daß Natur und menschliches Leben verkümmern, die Eroberer, die für Kriege und Ausbeutung stehen. Und auch die, die keine Wohnungen bauen, damit die Preise hochgetrieben werden können.

Die, die Betonstädte planen und sich in den inneren Cities Denkmäler setzen³⁰⁷, die sich zugleich auf ihren Konten als Zuwächse niederschlagen: Dieses Gewimmel von Herrschaft, Geld und Eitelkeiten.

Entmythisierung - nicht nur der rassistischen Mythen - ist also angesagt. Theodor Adorno nannte das Aufklärung. Der sozialistische Erziehungstheoretiker Heinz-Joachim Heydorn sprach von Bildung, von „systematische(r) Vermittlung von gesellschaftlicher Rationalität durch Bildung, (die) die Möglichkeit aller Rationalität (enthält): Das Selbstverständliche zu bezweifeln.“ (Heydorn 1980, S. 99) Und man möchte fortfahren: Das Öffentlich-Normale als nicht normal zu erkennen und das als nicht normal Dargestellte als völlig normal.

Mit unseren Untersuchungen zum alltäglichen Rassismus hoffen wir zur Möglichkeit einer solchen Bildung einen kleinen Beitrag zu leisten. Er wird insbesondere auch die Herausbildung größerer Sprachbewußtheit betreffen und vielleicht ein wenig dabei helfen können, die herrschende Sprachlosigkeit (im doppelten Sinne des Wortes) aufzuheben, einige Handhaben bereitstellen gegen die „verdorrte Sprache“, gegen die „entfremdete Sprache“ unserer Zeit, „die Mündigkeit zerstört, neue, gesellschaftskonforme Initiation ankündigt, den Menschen beraubt, ihn zur selbstfeindlichen Produktion antreibt.“ (ebd.) Denn „Mündigkeit setzt voraus, daß sich der Mensch aussprechen kann, seiner selbst durch Sprache mächtig wird“ (ebd.), einer Sprache, die sich gegen „die Sprache der industriellen Produktion (richtet), der Übersetzung des Menschen in Psychometrie“, gegen „eine Sprache, die den Widerspruch fortzaubert, ihn ins Unbewußte verdrängt, wo er als Neurose zum faschistischen Reservoir wird.“ (ebd.)³⁰⁸

³⁰⁷ Vgl. dazu Commers 1991, der dies am Beispiel der Stadt Antwerpen eindrucksvoll aufgezeigt hat.

³⁰⁸ Sprache wird hier in einem sehr weiten Sinn verstanden, nicht etwa als Kommunikationsmittel, Struktur oder System etc. Roland Barthes Bemerkung: „Man verstehe also hier unter Ausdrucksweise, Sprache, Diskurs, Aussage usw. jede bedeutungsvolle Einheit oder Synthese, sei sie verbaler oder visueller Art.“ (Barthes 1964, S. 87) enthält ebenfalls eine solche „generalisierte Auffassung“ von Sprache. Auf diesem Hintergrund ist sein Satz zu lesen: „der Mythos ist eine Sprache.“ (ebd. S. 7) Das heißt nicht, daß alles Sprachliche notwendigerweise mythisch wäre: Barthes schreibt: Der Mythos ist rechts (Barthes 1964, S. 138) Doch: „Es gibt ... eine Sprache, die nicht mythisch ist. Es ist die Sprache der produzierenden Menschen: überall, wo der Mensch spricht, um das Wirkliche zu verändern und nicht, um es als Bild zu bewahren, überall, wo er seine Sprache mit der Herstellung der Dinge ver-

bindet ..., ist der Mythos unmöglich.“ Das bedeutet auch, „daß eine eigentlich revolutionäre Sprache keine mythische Ausdrucksweise sein kann.“ (Barthes 1964, S. 135)

6. Handlungsperspektiven und Ausblick!

6.1 Entmythisierung ist angesagt!

Wenn das Nichtnormale als normal unterstellt wird und Normalitäten zu Anomalien, bedrohlichen Fluten und sinkenden Schiffen hypostasiert werden, dann kann die Konsequenz in Gestalt der Entwicklung von Gegenstrategien und Gegendiskursen, erst einmal sehr global definiert, im Grunde nur lauten: Entmythisierung!

Das ist natürlich angesichts des herrschenden Normalitätsdispositivs oder - mit Barthes gesprochen - angesichts des „Befalls der gesamten Gesellschaft durch den Mythos“ eine Aufgabe, die schier unlösbar erscheinen mag, und zudem eine, die den Entmythologisierung in ein Dilemma verstrickt, das Barthes folgendermaßen kennzeichnet:

„Aber wenn der Mythos die ganze Gesellschaft befällt, muß man, wenn man den Mythos freilegen will, sich von der gesamten Gesellschaft entfernen.“ (Barthes 1964, S. 148.f.) Barthes sieht, daß *„Jeder etwas allgemeine Mythos ... effektiv zweideutig (ist), weil er die Humanität selbst jener repräsentiert, die ihn, da sie nichts besitzen, entliehen haben.“* Und er unterstreicht dieses Problem mit dem folgenden Beispiel: *„Die **Tour de France**, den guten französischen Wein entziffern, heißt sich von jenen absondern, die sich daran erfreuen.“* (Barthes 1964 ebd.)

Dieses so geschilderte Dilemma enthält aber zugleich den Hinweis darauf, wie man ihm entgehen kann, auf jeden Fall aber die Forderung, daß man sich nicht davon gefangen nehmen läßt. Barthes geht davon aus, daß der Mythologe, und damit meint er denjenigen, der die Mythen „knacken“ kann, „sich von allen Verbrauchern von Mythen aus(schließe)“ - und dies sei keine Kleinigkeit.

Damit konstruiert Barthes aber eine eindimensionale Figur des „Nur-Mythenknackers“, die es in der gesellschaftlichen Wirklichkeit so einfach nicht geben kann. Weshalb soll ich nicht den guten französischen Wein genießen können, ohne zugleich den Mythos seiner „Güte“ (seinen „Wert“) zu kritisieren? Zumal Barthes eingesteht, daß der französische Wein **objektiv gut** ist? Schließen sich denn wissenschaftliche Mythenanalyse und die Entwicklung politisch-pädagogischer Gegendiskurse, die die Humanität derjenigen beachten, die dem Mythos unterliegen, gegenseitig aus? Ich denke: nein!

6.2 BrandSätze löschen! Einige diskurstaktische Konsequenzen

Alle Interviews, die wir durchgeführt und analysiert haben, zeigen, daß die Menschen mehr oder minder in rassistische Diskurse verstrickt sind. Sie zeigen ebenfalls ausnahmslos, daß der Interdiskurs, den die Interviewten

reproduzieren, primär durch die Medien gespeist wird, der wiederum durch die verschiedenen Spezialdiskurse der Politik, der Wissenschaften etc. determiniert ist.

Charakteristisch für das „fluktuierende Gewimmel“, das der Interdiskurs darstellt, ist die Tatsache, daß auch die in den Interdiskurs Verstrickten ihre Einstellungen und Haltungen in den verschiedensten alltäglichen Situationen weitergeben und aufnehmen, also auch produktiv an der Existenz und dem Sich-Fort-Schleppen der Diskurse mitwirken. Auch berücksichtigen die Medien den Interdiskurs sozusagen als Resonanzboden und beziehen sich auf diesen, wenn sie ihre Botschaften unter die Menschen bringen wollen. Diese Botschaften könnten nicht empfangen werden, wenn es dafür keine „offenen Ohren“ gäbe.

In diesem diskursiven Gewimmel schleppt sich auch der Diskurs des Rassismus fort, aber in eigentümlicher Weise: Rassismus gilt als unanständig, Rassisten werden außerhalb des demokratischen Spektrums, wie es in dieser Gesellschaft akzeptiert ist, angesiedelt. Das ist der Grund, weshalb sich die am rassistischen Diskurs Beteiligten fast immer zu verkleiden suchen. Diese Tatsache schlägt sich in unseren Interviews in Gestalt von Verharmlosungs-, Leugnungs- und Verschleierungsstrategien nieder, in der Übernahme der Kollektivsymboliken, die - obwohl sie alles enthalten - nichts offen sagen.

Alle bewußten und unbewußten Versuche, die rassistischen Einstellungen und Haltungen zu verbergen, haben unserer Analyse nicht standhalten können. Sie liegen offen zu Tage. Die bevorzugten Themen wurden aufgezeigt, die Argumentationsstrategien, die Mythen der Naturalisierung des Sozialen und der Geschichte und der Orientierung des Selbst im Gegensatz zu den Anderen aus der Perspektive einer Weltsicht, die nur das Eigene als das Normale gelten läßt und das „Andere“ an dieser „Normalität“ mißt und sehr verbreitet als nicht-normal abqualifiziert und ausgrenzt.

Zugleich haben wir hier - in dem einen Ausschnitt, der rassistische Haltungen und Einstellungen betrifft - ein Stück weit ein Psychogramm heutiger Menschen in einer Gesellschaft wie unserer - herausarbeiten können, einen, wie wir meinen, wichtigen Bestandteil ihrer »Identität«.

Doch selbst die besonders stark in den rassistischen Diskurs verstrickten Menschen sind in ihrer Person keineswegs auf diese Haltungen und Einstellungen zu reduzieren. Sie mögen neben ihren rassistischen Haltungen und Einstellungen auch noch von chauvinistischen, sexistischen, masochistischen, sadistischen und sonstigen Haltungen und Einstellungen durchsetzt sein; sie verfügen jedoch auch über andere, vernünftige, „menschliche“, wie verborgen und verstellt, wie entfaltet oder verkümmert diese auch aussehen mögen. Antonio Gramsci spricht vom *„gesunden Kern des Alltagsverständes, der darum **bon sens** genannt werden könnte und verdiente, weiter entwickelt und einheitlich und kohärent gemacht zu werden.“* (Gramsci 1967, S. 133f.)

Gramsci bezeichnet den Alltagsverstand als zugleich „engherzig, neuerungsfeindlich und konservativ“, als unkritisch und widersprüchlich. In ihm finden sich, wie er meint, „Elemente des Höhlenmenschen“, aber auch „Prinzipien der modernsten und fortgeschrittensten Wissenschaft“, sowohl „lokale Vorurteile aller vergangenen geschichtlichen Phasen“ als auch „Intuitionen einer zukünftigen Philosophie, die dem in der ganzen Welt geeinten Menschengeschlecht eigen sein wird.“ (vgl. ebd. S. 130-133)

Weiterentwicklung des gesunden Kerns des Alltagsverstandes ist Gramscis politisches und pädagogisches Konzept. Möchte man dieser insgesamt optimistischen Einschätzung folgen, so bedeutete dies, daß man davon ausgehen zu können glaubt, daß anti-rassistische Arbeit dazu einen Beitrag leisten könnte. Auf dem Hintergrund unserer Analysen würde dies, zunächst sehr allgemein und in Form eines Zielkatalogs formuliert, bedeuten:

1. Die verschiedenen rassistischen Diskurse, insbesondere der Massenmedien, analysieren und den Nachweis erbringen, daß sie Mythen und Normalitäts-Dispositive transportieren und damit das Geschäft der Naturalisierung und Enthistorisierung des Gesellschaftlichen betreiben. Zeigen, daß dies auch für „uns“ dramatische Folgen hat: uns trotz frustrierender und unterdrückender Lebensbedingungen als ohnmächtig und handlungsunfähig zu begreifen, uns in unser Schicksal halt ergeben zu müssen bzw. uns sozusagen ersatzweise gegen die als nicht-normal dargestellten „Anderen“ zu wenden und diese auszugrenzen.
2. Dazu gehört, die Wirkungsmechanismen der De-Normalisierung der Anderen (Mythenbildung, Provokation von Bedrohungsgefühlen durch naturalisierende Kollektivsymbole etc.) dingfest zu machen. Ein Gegendiskurs dazu könnte z.B. aufzeigen, daß die Beschwörung einer uns bedrohenden „Flut“, eines uns verschlingenden „Zustroms“, eines „wilden Wolfsrudels“ von EinwanderInnen übertrieben ist angst machen soll und angst macht.
3. Aufzeigen, daß der Interdiskurs, an dessen Produktion und Reproduktion sie beteiligt sind, solche De-Normalisierungsmechanismen enthält und somit die Menschen sich selbst solcher Mechanismen bedienen, die ihnen den Blick für die Wirklichkeit verstellen.
4. Verdeutlichen, daß Diskurse Macht ausüben und nicht folgenloses Gerede und Geraune sind, sondern Taten zur Folge haben und die Entwicklung der Zukunft mitbestimmen. Zugleich zeigen, daß wir als diejenigen, die in die Diskurse verstrickt sind, uns direkt an rassistischen Tätigkeiten und Tätlichkeiten beteiligen. (Reflektion der eigenen Mittäterschaft, die nicht mehr erlaubt, „die Hände in Unschuld zu waschen“.)
5. Den wenn auch noch so schlechten wirklichen Alltag wieder sichtbar machen, ihn zu hinterfragen und zugleich aufzeigen, daß die uns als normal dargestellte Wirklichkeit in krassem Widerspruch zu unserem wirklichen Leben und zu unseren unmittelbaren Erfahrungen dieses Lebens steht. Zugleich ginge es darum, das als Nicht-Normal dargestellte in seiner Eigenständigkeit, in seiner ganz „normalen“ Andersartigkeit akzeptierbar zu machen. Das könnte anhand vieler konkreter Er-

fahrungen aufgezeigt werden. Was ist denn daran „normal“, wenn in Jugoslawien tausende von Menschen im Krieg umkommen, und daran nicht normal, daß sie der Todesgefahr zu entkommen versuchen? Oder: Was ist denn daran normal, daß in den Industrieländern Lebensmittel bergeweise vernichtet werden, damit die Preise „oben“ bleiben, und was ist daran nicht normal, daß Menschen aus den Hungergebieten fliehen, in der Hoffnung, bei „uns“ zu überleben? - Um nur ein paar völlig willkürliche Beispiele zu nennen!

6. Konzepte von Rasse und Rassentheorien als Mythen bloßstellen, als „Vorurteile vergangener geschichtlicher Phasen“. Damit kann der Boden dafür bereitet werden, sozialen Rückhalt für die politische Gleichstellung von EinwanderInnen zu erhalten und auszubauen etc.
7. Die mit Konzepten von Rasse und Rassentheorien (und mit Mythen generell) verbundenen konservativen und rechten Interessen offenlegen und als interessierte Gestrigkeit bloßstellen.
8. Den „gesunden Kern des Alltagsverständes“ im Hinblick auf die Vorstellungen von den Anderen ernstnehmen und weiterentwickeln und auf diese Weise zu einer „Versöhnung der Unterschiede“ (Adorno), die natürlich nicht verschwiegen werden dürfen, beitragen. So könnte ich mir denken, daß die in allen Interviews vorkommenden positiven Aussagen über EinwanderInnen, auch wenn diese für die Interviewten die Funktion der Immunisierung gegen den Vorwurf, als Rassist angesehen zu werden, verwendet werden, Anknüpfungspunkte antirassistischer Aufklärungsarbeit sein könnten.
9. Sehr allgemein ausgedrückt, bedeutete dies auch: Die Denk-/ Tätigkeitskompetenz der Menschen, wo immer möglich, zu stärken und so zur Entwicklung eines **begründeten** positiven Selbstbildes beizutragen.
10. In der weiteren Arbeit ginge es nun darum, diese Vorschläge zu konkretisieren und in Gestalt von Projekten, Unterrichtsmaterialien und -reihen und auf andere Weise medial umzusetzen und für antirassistische Arbeit in den Schulen, Jugendzentren, in Kirchen, Verbänden und demokratischen Parteien nutzbar zu machen.³⁰⁹

³⁰⁹ In manchen Hinsichten überschneiden sich diese Vorschläge und Handlungsperspektiven mit denjenigen, die Rudolf Leiprecht auf der Grundlage seiner empirischen Untersuchung vorgetragen hat. (Vgl. Leiprecht 1990 und 1991). Auch die Überlegungen von Kalpaka/Räthzel 1990 gehen in eine ähnliche Richtung, insbesondere insofern sie einfordern, antirassistische Arbeit in erster Linie als Arbeit mit den „Eingeborenen“ zu begreifen. Dieser Gedanke war mit einer der „Väter“ unseres

Projektes. Wir hoffen jedoch, durch das Konzept Diskursanalyse zu einer weiteren Differenzierung solcher Vorschläge beigetragen zu haben.

7. **Nachbemerkung**

Als ich im Herbst 1990 daranging, dieses Projekt zu entwerfen, wußte ich zwar schon, daß „Rassismus“ virulent war und wieder zum Ausbruch drängte. Bereits 1986 hatte ich zusammen mit anderen eine Broschüre erarbeitet mit dem Titel: „Asyl - ein Lehrstück über Rassismus in der Bundesrepublik“.³¹⁰ In der Einleitung zu dieser Broschüre hieß es: „Erschreckend zerbrechlich ist das demokratische Bewußtsein vieler Bundesbürger. Hinter der Fassade verborgen liegen Ausländerfeindlichkeit, Rassismus und sogar die Bereitschaft zur Gewalt, zum Terror gegen fremde Menschen.“ (ebd. S.5) Diese Fassade ist aufgebrochen. Während der Arbeit an diesem Buch eskalierte in Deutschland der Rassismus³¹¹ - in beiden Teilen des vereinten Deutschland, das im Rassismus schneller zusammenzuwachsen scheint als auf jedem anderen Gebiet. Das BKA zählte für 1991 an die 2000 Überfälle und Angriffe auf Einwanderer und Flüchtlingsunterkünfte. Im Januar 1992 wurden bereits 170 weitere solcher Verbrechen begangen.

Wir hatten somit die traurige Möglichkeit, „die Analyse eines sprachlichen Diskurses (mitten) ... in den ihn bestimmenden historischen Verhältnissen ...“ vorzunehmen (Maas 1984 S. 246) und beobachten zu können, wie dieser Diskurs die Verhältnisse bestimmt. Diese „Möglichkeit“ hat dieses Buch und alle, die daran mitgearbeitet haben, mit geprägt. Dies auch in der Weise, daß wir die Arbeit trotz der schwierigen Rahmenbedingungen voranbringen und (vorläufig) auch beenden konnten. Manches wäre sicher besser und trotz aller Anstrengungen noch gründlicher zu machen gewesen. Aber wir wollen mit diesem Buch auch „eingreifen“, aufmerksam machen, wachrütteln.

Und dies tut not. Der Aufbau einer „Festung Europa“ ist in vollem Gang. Er wird von weiter anwachsendem Rassismus begleitet sein - zumal wenn weiter verantwortungslos in Politik und Medien gegen die Einwanderer gehetzt wird, wenn an Stammtischen, in den Medien und in den Schulen weiterhin

³¹⁰ Vgl. Devantié, Gawel, Jäger u.a. 1987. Der rassistische Diskurs reicht freilich viel weiter zurück. Zu beobachten war jedoch, daß er sich seit der Bonner Wende 1982 in Politik und Medien im Vergleich zu den 70er Jahren erheblich verstärkt hatte. Vgl. dazu auch Uske 1986.

³¹¹ Weshalb dies geschah, das ist nicht zentraler Gegenstand dieser Untersuchung. Zu diesem „Phänomen“ habe ich mich aber ausführlich an anderer Stelle geäußert, vgl. Jäger 1991a, Jäger 1991f., und zusammen mit Margret Jäger in Jäger/Jäger 1991. Vgl. auch das „Memorandum des Instituts für Sozialforschung in Frankfurt/M.“ 1992.

„drohende Fluten“ und „Ströme“ von Flüchtlingen beschworen werden, die „uns“, „unseren“ Wohlstand, „unsere“ Werte überrollen werden.³¹²

Mit diesem Buch wollen wir dazu beitragen, daß der versteckte Rassismus sichtbarer wird, daß er in seinen Dimensionen besser erkannt werden kann und somit vielleicht besser zu bearbeiten ist.

Siegfried Jäger

Duisburg, im März 1992

³¹² Vgl. hierzu auch Nirumand (Hg.) 1992. Über den scheinheiligen Streit um das Asylrecht berichtet hier Pfaff S. 170-192 (Pfaff 1992).

8. Literatur

- Theodor W. Adorno u.a.: Studien zum autoritären Charakter, Frankfurt 1973.
- Richard Albrecht: Fremd und doch vertraut. Skizzen zur politischen Kultur gestern und heute, Münster 1989.
- Amt für Statistik Duisburg (Hg.): Über die EinwohnerInnen der einzelnen Stadtbezirke nach der Saatsangehörigkeit vom 31.12.1990.
- Georg Auernheimer: Einführung in die interkulturelle Erziehung, Darmstadt 1990.
- Etienne Balibar: Gibt es einen „Neuen Rassismus“? Das Argument 175 (1989) S. 369-379, auch erschienen als: Gibt es einen Neo-Rassismus? in: ders. und Immanuel Wallerstein 1990, S. 23-38 (Balibar 1990a).
- ders.: Die Nation-Form: Geschichte und Ideologie, in: ders. und Immanuel Wallerstein 1990, S. 107-130 (Balibar 1990b).
- ders. und Immanuel Wallerstein: Rasse, Klasse, Nation, Hamburg 1990.
- Roland Barthes: Mythen des Alltags, Frankfurt 1964.
- Alain de Benoist: Kulturrevolution von rechts, Krefeld 1985.
- John Berger: Der Mann mit dem zerzausten Haar, abgedruckt in der Frankfurter Rundschau vom 28.12.1991.
- ders.: SauErde. Geschichten vom Lande, München 1982.
- ders.: „G“, Leipzig 1990.
- ders.: Flieder und Flagge, München 1991.
- Werner Bergmann und Rainer Erb: Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse der empirischen Forschung von 1946-1989, Opladen 1991.
- Michael Billig: Thinking as Arguing, in: ders.: 1991. S. 31-56 (1991a).
- ders.: The Concept of Prejudice, in: ders.: 1991, S. 122-141 (1991b).
- ders.: Ideology and Opinions. Studies in Rhetorical Psychology, London 1991.
- Christina von Braun/Ludger Heid: Der ewige Judenhaß, Stuttgart 1990.
- Harald Burger: Idiomatik des Deutschen, Tübingen 1973.
- Hadumod Bußmann: Lexikon der Sprachwissenschaft, Stuttgart 1983.
- Philip Cohen: Gefährliche Erbschaften: Studien zur Entstehung einer multirassistischen Kultur in Großbritannien, in : Kalpaka/Räthzel (Hg.) 1990, S. 81-144.
- Ronald Commers: Die Modernisierung des Rechtsextremismus in Belgien, in: M. Jäger/S. Jäger (Hg.) 1991 (IV), S. 29-40.
- Rainer Devantié, Christoph Gawel, Siegfried Jäger, Margret Jäger, Ursula Kreft, Hans Uske: Asyl - ein Lehrstück über Rassismus in der Bundesrepublik, Duisburg o.J. (1987).
- Teun A. van Dijk: Communicating Racism. Ethnic Prejudice in Thought and Talk, Newbury Park 1987.
- ders.: Racism and the Press, London 1991.
- ders.: Rassismus heute: Der Diskurs der Elite und seine Funktion für die Reproduktion des Rassismus, 2. Aufl. Duisburg 1992a (=DISS-Texte Nr. 14).

- ders.: Discourse and the Denial of Racism, *Discourse and Society* 3 Nr. 1 (1992b), S. 87-118 (Eine leicht gekürzte Übersetzung ins Deutsche erscheint in Jäger/Januschek 1992).
- ders. und Walter Kintsch: *Strategies of Discourse Comprehension*, Orlando 1983.
- Axel Drews/ Ute Gerhard und Jürgen Link: *Moderne Kollektivsymbolik. Eine diskurstheoretisch orientierte Einführung mit Auswahlbibliographie*, Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, 1. Sonderheft Forschungsreferate 1985, S. 256-375.
- Der Duden, Band 2: *Stilwörterbuch der deutschen Sprache*, 6. Aufl. Mannheim 1971.
- Der Duden, Band 7: *Das Herkunftswörterbuch*, Mannheim 1986.
- Der Duden. *Deutsches Universalwörterbuch*, 2., völlig neu bearb. Aufl., Mannheim 1989.
- Konrad Ehlich (Hg.): *Erzählen im Alltag*, Frankfurt 1980.
- Entwurf für ein Gesetz zur Neuregelung des Ausländerrechts, Stand: 1.2.1988.
- Europäisches Parlament: *Bericht im Namen des Untersuchungsausschusses Rassismus und Ausländerfeindlichkeit vom 23.7.1990* (Berichterstatter: Glyn Ford).
- dass.: *Bericht im Namen des Untersuchungsausschusses Rassismus und Ausländerfeindlichkeit* (Berichterstatter Glyn Ford), Brüssel 1991.
- Elisabeth Fekeler-Lepszy: *Gesprochene Sprache im Ruhrgebiet*, Gelsenkirchen 1983.
- Pamela M. Fishman: *Macht und Ohnmacht in Paargesprächen*, in: Senta Trömel-Plötz (Hg.): *Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen*, Frankfurt 1984, S. 127-140.
- Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*, 3. Aufl. Frankfurt 1988.
- ders.: *Mikrophysik der Macht. Über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin*, Berlin 1976.
- Walter Friedrich/ W. Netzker/Wilfried Schubarth: *Jugend in den neuen Bundesländern. Ihr Verhältnis zu Ausländern und zu einigen aktuellen Problemen*, Freudenbergstiftung informiert, April 1991.
- Walter Friedrich/Wilfried Schubarth: *Ausländerfeindliche und rechtsextreme Orientierungen bei ostdeutschen Jugendlichen. Eine empirische Studie*, *Deutschland Archiv* 10 (1991), S. 1052-1065.
- Ute Gerhard: *Wenn Flüchtlinge und Einwanderer zu Asylantenfluten werden*, in: Jäger/Januschek 1992 (i.E.).
- Antonio Gramsci: *Philosophie der Praxis. Eine Auswahl*. Herausgegeben und übersetzt von Christian Riechers, Frankfurt 1967.
- H(ans) F(riedrich) K(arl) Günther: *Rassenkunde des deutschen Volkes*, München 1923 (1935 erschien das 85. - 91. Tausend).
- ders.: *Platon als Hüter des Lebens. Platons Zucht- und Entwicklungsgedanken und deren Bedeutung für die Gegenwart*, 3. Aufl. Pöhl 1966.
- Stuart Hall: *Rassismus als ideologischer Diskurs*, *Das Argument* 178 (1989), S. 913-921.
- Wilhelm Heitmeyer: *Rechtsextremistische Orientierungen bei Jugendlichen - Empirische Ergebnisse und Erklärungsmuster einer Untersuchung zur politischen Sozialisation*, Weinheim/München 1987.
- Josef Held/Hans Horn/Rudolf Leiprecht/Athanasios Marvakis: *„Du mußt so handeln, daß du Gewinn machst...“ Empirische Untersuchungen und theoretische Überlegungen zu*

- politisch rechten Orientierungen jugendlicher Arbeitnehmer, Dortmund 1991 (= DISS-Text Nr. 18).
- Heinz-Joachim Heydorn: Ungleichheit für alle. Zur Neufassung des Bildungsbegriffs. Bildungstheoretische Schriften, Band 3, Frankfurt 1980.
- Adolf Hitler: Mein Kampf, 75. Aufl. München 1933 und 626.- 630. Aufl. München 1941.
- Rudolf Hoberg: Die Lehre vom sprachlichen Feld, Düsseldorf 1970.
- Institut für Sozialforschung: Fremdenfeindlichkeit im vereinigten Deutschland. Memorandum, in: Institut für Sozialforschung (Hg.): Aspekte der Fremdenfeindlichkeit. Beiträge zur aktuellen Diskussion, Frankfurt/New York 1992, S. 9-19.
- Margret Jäger und Siegfried Jäger (Hg.): Aus der Mitte der Gesellschaft (I-IV). Zu den Ursachen von Rechtsextremismus und Rassismus in Europa, Dortmund 1991. (= DISS-Texte Nr. 20-23)
- Siegfried Jäger (Hg.): Rechtsdruck. Die Presse der Neuen Rechten, Bonn 1988.
- ders.: Rassismus. Thesen zur Klärung eines umstrittenen Begriffs, in: Christoph Butterwegge/Horst Isola (Hg.): Rechtsextremismus im vereinten Deutschland, Hamburg 1990, S. 51-56.
- ders.: Der Diskurs des Rassismus, in: Margret Jäger/ders.(Hg.) 1991 (I), S. 10-30 (Jäger 1991a). (= DISS-Texte Nr. 20)
- ders.: Alltäglicher Rassismus. 22 Interviews mit Bürgerinnen und Bürgern aus Deutschland, Duisburg 1991b (DISS-Skripten Nr. 3).
- ders.: Text- und Diskursanalyse. Eine Anleitung zur Analyse politischer Texte. Mit zwei Beispielanalysen, Dortmund 1991c (= DISS-Texte Nr. 16).
- ders.: Vorwort zu van Dijk 1992a, S. 5-7 (Jäger 1991d).
- ders.: Der Singer-Diskurs und sowie einige Bemerkungen zu seiner Funktion für die Stärkung rassistischer und rechtsextremer Diskurse, in: ders. und Jobst Paul: Von Menschen und Schweinen. Der Singer-Diskurs und seine Funktion für den Neo-Rassismus, Dortmund 1991 (= DISS-Texte Nr. 13) (Jäger 1991e).
- ders.: Ausländerfeindlichkeit, Rassismus und Rechtsextremismus, in: Vorstand der SPD (Hg.): Innerparteiliche Bildungsarbeit, Sozialdemokratischer Informationsdienst Nr. 4, November 1991, S. 2-12 (Jäger 1991f.).
- ders./Margret Jäger: Die Demokratiemaschine ächzt und kracht. Zu den Ursachen des Rechtsextremismus in der BRD, 2. aktualisierte Aufl. Dortmund 1991 (= DISS-Texte Nr. 12).
- ders./Franz Januschek: Der Diskurs des Rassismus. Ergebnisse des DISS- Colloquiums vom Oktober 1991, Oldenburg 1992 (= Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie Nr 46.
- Marie Jahoda: The Psychology of the Invisible: An Interview. New Ideas in Psychology 4 (1/1986), S. 107-118.
- Franz Januschek: Arbeit an Sprache. Konzept für die Empirie einer politischen Sprachwissenschaft, Wiesbaden 1986.
- Annita Kalpaka/Nora Räthzel (Hg.): Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein, überarbeitete Auflage Leer 1990 .
- dies.: Wirkungsweisen von Rassismus und Ethnozentrismus, in: dies. 1990, S. 12-80.

- Gerd Klaus Kaltenbrunner: Bestimmt Hitler die Richtlinien der Politik? MUT 234 (1987) S. 16f.
- Martina Kirfel/Walter Oswalt (Hg.): Die Rückkehr der Führer. Modernisierter Rechtsradikalismus in Westeuropa, Wien/Zürich 1989.
- Ursula Krefl: Wir schenken den Zigeunern eine Heimat, konkret Mai 1991, S. 36-39.
- Wolfgang Kuhn: Biologie und Menschenbild, MUT 267 (9/1989) S. 38-51.
- Rudolf Leiprecht: „... da baut sich ja in uns ein Haß auf ...“ Zur subjektiven Funktionalität von Rassismus und Ethnozentrismus bei abhängig beschäftigten Jugendlichen - eine empirische Untersuchung, Hamburg/Berlin 1990.
- ders.: Rassismus und Ethnozentrismus bei Jugendlichen. Zu den unterschiedlichen Formen dieser ausgrenzenden und diskriminierenden Orientierungen und Praxen und zur Notwendigkeit einer mehrdimensionalen anti-rassistischen Praxis, Dortmund 1991 (= DISS-Texte Nr. 19).
- A. N. Leontjew: Tätigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit, Köln 1982.
- Richard C. Lewontin/Steven Rose/Leon J. Kamin: Die Gene sind es nicht ... - Biologie, Ideologie und menschliche Natur, München/Weinheim 1988.
- Frank Liedtke/Martin Wengeler/Karin Böke (Hg.): Begriffe besetzen, Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik, Wiesbaden 1991.
- Jürgen Link: Die Struktur des Symbols in der Sprache des Journalismus. Zum Verhältnis literarischer und pragmatischer Symbole, München 1978.
- ders.: Kollektivsymbolik und Mediendiskurse, kultuRRevolution 1 (1982a) S. 6-21.
- ders.: Zum gebrauch des diskursbegriffs in kultuRRevolution, kultuRRevolution 1 (1982b) S. 71.
- ders.: Was ist und was bringt Diskurstaktik, kultuRRevolution 2 (1983a) S. 60-66.
- ders.: Asylanten. Ein Killwort, kultuRRevolution 2 (1983b) S. 36-38.
- ders.: Diskurs. Interdiskurs. Macht. kultuRRevolution 11(1986) S. 4-7.
- ders.: Schönhuber in der Nationalelf: Halbrechts, rechtsaußen oder im Abseits? Die Kollektivsymbolik der Bundesrepublik und der Durchbruch der neo-rassistischen Schönhuberpartei, Duisburg 1990 (= DISS-Texte Nr. 10).
- ders.: Über den Anteil der Mediensprache am rassistischen Terror. Referat auf dem Colloquium des DISS am 12.10.1991 (Link 1991a).
- ders.: „Der irre Saddam setzt seinen Krummdolch an meine Gurgel!“ Fanatiker, Fundamentalisten, Irre und Trafikanten. - Das neue Feindbild Süd, in: S. Jäger 1991c, S. 73-92 (Link 1991b).
- ders.: Die Analyse der symbolischen Komponenten realer Ereignisse. Ein Beitrag der Diskurstheorie zur Analyse neorassistischer Äußerungen, Vortrag auf dem DISS-Workshop am 6.12.1991 in Oer-Erkenschwick, in: Siegfried Jäger/ Franz Januschek: Der Diskurs des Rassismus, Oldenburg 1992 (Link 1992).
- Utz Maas: „Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand.“ Sprache im Nationalsozialismus, Opladen 1984.
- Christian Mattausch: Rasse und „Rassismus“, Nation Europa H. 9 (1986) S. 65-69.
- Albert Memmi: Rassismus, Frankfurt/M. 1987.

- Anja Meulenbelt: Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus, Reinbek 1988.
- Arend Mihm: Sprache an Rhein und Ruhr, Stuttgart 1985.
- Robert Miles: Bedeutungskonstitution und der Begriff des Rassismus, Das Argument 175 (1989) S. 353-368.
- ders.: Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs, Hamburg 1991.
- George L. Mosse: Die Geschichte des Rassismus in Europa, Frankfurt/M. 1990.
- Chris Mullard: Racism, Power and Resistance, London 1985.
- Gunnar Myrdal: An American Dilemma, New York 1944.
- Bahman Nirumand: Typisch deutsch. Annäherungen an ein Phantom, in: ders. (Hg.) 1992, S. 76-90.
- ders. (Hg.): Angst vor den Deutschen. Terror gegen Ausländer und der Zerfall des Rechtsstaates, Hamburg 1992.
- Victor Pfaff: Die Scheindebatte. Vom scheinheiligen Streit um das Asylrecht, in: Nirumand (Hg.) 1992, S. 170-192.
- Irmgard Pinn/Michael Nebelung: Vom „klassischen“ zum aktuellen Rassismus in Deutschland - Das Menschenbild der Bevölkerungstheorie und Bevölkerungspolitik, 2. Aufl. Duisburg 1992 (= DISS-Texte Nr. 17).
- Wolfgang Pohrt: Der Weg zur inneren Einheit, Konkret 5 (1990), S. 39-46.
- ders.: Der Weg zur inneren Einheit. Elemente des Massenbewußtseins. BRD 1990, Hamburg 1991.
- Moishe Postone: Nationalsozialismus und Antisemitismus. Ein theoretischer Versuch, Kritik und Krise 4/5 (1991), S. 6-10.
- Andreas Quinkert/Siegfried Jäger: Warum dieser Haß in Hoyerswerda? Die rassistische Hetze von BILD gegen Flüchtlinge im Herbst 1991, Duisburg 1991 (= DISS-Skripten Nr. 4).
- Werner Raith: Italien. Neofaschisten auf dem langen Marsch, in: Kirfel/Oswalt (Hg.) 1989, S. 236-142.
- Nora Räthzel: Formen von Rassismus in der Bundesrepublik, in: Margret und Siegfried Jäger (Hg.) (I) 1991, S. 31-48.
- Frank Reeves: British Racial Discourse. A Study of British Political Discourse About Race and Race-Related Matters, Cambridge 1983.
- Karl Reumuth: Deutsche Spracherziehung, Leipzig 1941.
- Barbara Sandig: Ausdrucksmöglichkeiten des Bewertens. Ein Beschreibungsrahmen im Zusammenhang eines fiktionalen Textes, DS 7 (1979) S. 137-159.
- Ulrich Schmitz: Postmoderne Concierge: Die Tagesschau. Wortwelt und Weltbild der Fernsehnachrichten, Opladen 1990.
- Wilfried Schubarth und Walter Friedrich: Einstellung ostdeutscher Jugendlicher zu Links- und Rechtsextremismus, in: Freudenberg-Stiftung informiert, Mai 1991 .
- Gesa Siebert-Ott: Sprachliche Homogenität und kollektive Identität. Der Beitrag der Geisteswissenschaften zum sprachkritischen Diskurs über sprachliche, kulturelle und nationale Identität, in: Liedtke u.a. (Hg.) 1991, S. 355-373.

- Sinus-Studie: „Wir sollten wieder einen Führer haben ...“ Die Sinus-Studie über rechtsextreme Einstellungen bei den Deutschen, Reinbek 1981.
- SPD-Parteivorstand (Hg.): „Weder verharmlosen, noch dämonisieren“. Sozialwissenschaftliche Befunde über die Wählerschaft rechtsextremer Gruppierungen und die politischen und gesellschaftlichen Bedingungen des parlamentarischen Aufkommens der Partei „Die Republikaner“, Bonn 1989.
- Manfred Struck: Soziale Vorurteile in unserer Gesellschaft. Argumente gegen Fremdenfeindlichkeit, Politische Bildung, Arbeitspapier, hg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, November 1989.
- Tzvetan Todorov: Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen, Frankfurt 1985.
- Oliver Tolmein: Asylanten im Paradies. Konkret Oktober 1990, S. 20-24.
- Jost Trier: Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. Die Geschichte eines sprachlichen Feldes, Bd. 1, Heidelberg 1931.
- Georgios Tsiakalos: Interkulturelle Beziehungen: Steht ihnen die Natur entgegen, in: Andreas Foitzik/Rudolf Leiprecht/Athanasios Marvakis/Uwe Seid (Hg.): Ein Herrenvolk von Untertanen, Duisburg 1992.
- Hans Uske: Die Sprache der Wende, Bonn 1986.
- Leo Weisgerber: Die deutsche Sprache im Aufbau des deutschen Volkslebens, in: G. Fricke u.a. (Hg.): Von deutscher Art in Sprache und Dichtung, Bd. 1, Stuttgart 1941, S. 3-41.
- Charles Winnick: Space Jokes as Indication of Attitudes Toward Space, Journal of the Social Issues 17, 1961, S. 43-49.
- Ruth Wodak, Peter Nowak, Johanna Pelikan u.a.: „Wir sind alle unschuldige Täter“. Diskurshistorische Studien zum Nachkriegsantisemitismus, Frankfurt/M. 1990.